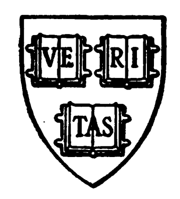
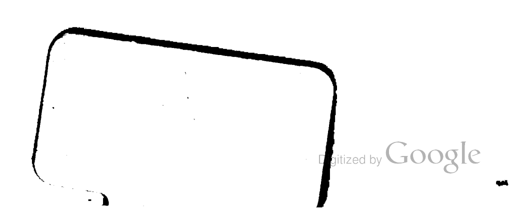



VE
RI
TAS



Geschichte
der
christlichen Kirche.

Herausgegeben
von
dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Sechster Band,
welcher die Geschichte der evangelischen Kirche des Auslandes und der Secten enthält.



Zweite Auflage.



1858.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze zu Leipzig.

Die

evangelische Kirche des Auslandes

und die Secten.

Herausgegeben

von

dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.



Zweite Auflage.

1858.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze zu Leipzig.

(Gift of
[illegible])

Vorwort
zur ersten Auflage.

Nachdem der zuletzt erschienene Band der Geschichte der christlichen Kirche im Anschluß an die erste Abtheilung des vierten Bandes, welcher die durch Luther vollbrachte Reformation beschrieb, die Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands bis auf die gegenwärtige Zeit fortgeführt hatte: so erhalten die theuern Mitglieder des christlichen Vereins nun hiermit einen Abriß von der Geschichte der evangelischen Kirche des Auslandes. Derselbe will sich im Wesentlichen an die zweite Abtheilung des vierten Bandes, welche das Leben der Stifter des reformirten Bekenntnisses beschreibt, anschließen, da die evangelischen Kirchen des Auslandes meist diesem Bekenntniß gefolgt sind. Die Reformation Dänemarks und Schwedens war zwar lutherisch, aber wenn wir die Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands, wie es wünschenswerth schien, im Zusammenhange für sich behandeln wollten, so blieb für Dänemark und Schweden kein anderer Platz übrig, als der diesen Ländern hier gegebene. Sollten etwa in unserer Darstellung noch Nachrichten über die evangelische Kirche in andern Ländern, z. B. Rußland, Oestreich, Nordamerika vermißt werden, so wolle man bedenken, daß die ohnehin schon zu große Ausdehnung des Werks eine Beschränkung des Stoffs auf das Hauptsächlichste uns zur unabweislichen Pflicht machte. Da mit diesem Bande die Geschichte der evangelischen Kirche schließt, schien es zweckmäßig, die Geschichte der Secten, welche

aus dieser Kirche hervorgegangen sind, anzureihen; und auch hier haben wir aus eben erwähnter Rücksicht nur das Nothwendigste beibringen können.

Wir hoffen, in kurzer Zeit das ganze Werk mit der noch übrigen Geschichte der katholischen und griechischen Kirche seit der Reformation beendigen zu können, und wie wir uns dazu den Beistand von oben erbitten, sprechen wir zugleich den Wunsch aus, daß der Herr fortfahren möge, mit seinem unverdienten Segen den Gebrauch der unvollkommenen Arbeit zu begleiten, die keinen andern Zweck hat, als überall nachzuweisen, daß nur Eines noth ist, der lebendige Glaube an Jesum Christum, den einigen Herrn und Heiland, dem Ehre sei von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Geschrieben den 11. December 1850.

Westermeier.

Inhalt.

Die evangelische Kirche des Auslandes und die Secten.

Erster Abschnitt.

Die evangelische Kirche Frankreichs.

Zweiter Abschnitt.

Die evangelische Kirche der Niederlande.

Dritter Abschnitt.

Die englische und die schottische Kirche.

Vierter Abschnitt.

Die Reformation in Dänemark und Schweden.

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Secten.

Erster Abschnitt.

Die evangelische Kirche Frankreichs.

§. 1. Die Anfänge der Reformation in Frankreich.

Wohl in keinem Lande Europas war die Reformation so lange vorbereitet, als in Frankreich. Von hier aus erhält, im dreizehnten Jahrhunderte, das weltgebietende Ansehn der Päpste den ersten entscheidenden Stoß (Gesch. d. christl. Kirche III, 1. p. 114.); auf den Kirchenversammlungen von Kostnitz und Basel waren es besonders französische Geistliche, welche die überall verlangte Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern vertraten (Gesch. d. christl. Kirche III, 2. p. 5.); in Frankreich war der Hauptsitz der Secten, welche im Mittelalter gegen das in der Kirche herrschende Verderben durch Wort und That ein so kräftiges, obwohl immer unterdrücktes Zeugniß ablegten (Gesch. d. christl. Kirche III, 2. p. 64 sq.). Das alles wies auf tiefere kirchliche Bedürfnisse hin, und es stand zu erwarten, daß die Reformation, welche denselben die einzig wahre Befriedigung versprach, von den Franzosen, zumal bei ihrer lebhaften Gemüthsart, mit Eifer ergriffen werden würde. Es ist das freilich nur zum Theil geschehen; die Gewalthaber und die große Masse des Volks blieben dem alten Glauben ergeben; aber diejenigen, welche dem Lichte des

Evangeliums ihr Herz öffneten, haben mit solcher Treue und solcher Standhaftigkeit ihre heilige Sache verfochten, haben so viel gelitten und geduldet, wie es kaum in einem andern Lande geschehen ist. Daß ihr Märtyrerthum mit keinem glänzenderen Erfolge gekrönt worden ist, hat nur darin seinen Grund, daß in den Kampf des Geistes leider so oft der Streit der politischen Partheien sich mengte, welcher gerade damals so heftig in Frankreich entbrannt war. Denn in dem Reiche Gottes ist ja doch nun einmal nicht dem Schwerte und der Gewalt, sondern allein dem Worte, der Liebe und der Geduld der Sieg verheißen.

Es war Luthers Stimme, die so mächtig durch ganz Europa hallende, welche auch in Frankreich die ersten reformatorischen Bewegungen hervorrief. Sie hatte auch das Ohr der frommen Schwester des damaligen Königs Franz I., Margarethe, Königin von Navarra, erreicht, und zugleich ihr Herz gewonnen. Ihr Hof wurde bald der Sammelplatz vieler Menschen, welche von der göttlichen Wahrheit eben so berührt waren, wie sie. Im Jahre 1521 gab es aber in der Nähe von Paris und an andern Orten des Landes auch schon kleine evangelische Gemeinden. Doch schon jetzt erwachte der Verfolgungsgeist gegen sie. Einer der ersten Märtyrer war ein geborner Deutscher, Wolfgang Schuch, der in dem lothringischen Städtchen St. Hippolyte seine Stimme gegen den Bilderdienst, das Fasten und andere Mißbräuche erhob. Der Herzog von Lothringen, angeregt durch die hohe Geistlichkeit in Paris, drohte die Stadt den Flammen Preis zu geben, wenn sie den Ketzer bei sich länger dulde. Schuch hatte es nicht verges-

sen, daß ein guter Hirte sein Leben lässet für die Schafe. Er stellte sich freiwillig seinen Verfolgern, und das ihm bald darauf gesprochene Todesurtheil empfing er mit den Worten: „Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehen" (Ps. 122.). Denn nur ein freudenvoller Eingang in dieses Haus schien dem Glaubensmanne der Tod, vor dem die Welt doch so sehr erschrickt. Er war dabei aber fern von eitlem Märtyrerstolze, denn, als die Flammen über ihm zusammenschlugen, betete er: „Gott sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Uebertretungen nach deiner Barmherzigkeit." So endete er den 19. August 1525.

Kurz nach dieser Zeit finden wir den jungen Calvin thätig, die evangelischen Gemeinden Frankreichs im Glauben zu stärken. Wir haben schon gehört (Kirchengesch. IV, 2. p. 57.), wie er öffentlich für den evangelischen Glauben auftrat, und wie er, als er vor seinen Verfolgern die Flucht ergreifen mußte, nun auch durch eine Zuschrift an König Franz I. aus der Ferne seinen Brüdern nützlich zu werden suchte. Dieser nämlich war 1526 aus der Gefangenschaft, welche ihn Kaiser Karls Händen überliefert hatte, zurückgekehrt, und meinte nun, wie es der falschen Religion Art immer ist, Gott einen rechten Dienst darin zu thun, daß er die sogenannte Ketzerei mit Feuer und Schwert auszurotten suchte. Eine Menge von Opfern fiel zu dieser Zeit und unter andern veranstaltete der König ein feierliches Sühnefest für das Land, bei welchem das Bild der Schutzheiligen von Paris, der heiligen Genoveva, in feierlicher Procession um-

hergetragen wurde, der auch er mit seinen 3 Kindern zu Fuß und mit entblößtem Haupte folgte, während auf den Hauptplätzen der Stadt sechs evangelische Bekenner auf die grausamste Weise lebendig verbrannt wurden. Ein solches Schicksal hatte auch Barthelemy Milo, ein Schuhmacher in Paris. Der war früher ein Spötter gewesen, wie Esau, und obgleich er in Folge seiner Ausschweifungen an allen Gliedern, außer an den Händen und der Zunge, gelähmt war, so gebrauchte er doch diese ihm allein noch freigelassenen Glieder einst auch nur dazu, einen Evangelischen, der eben vor seiner Bude vorüberging, zu verspotten. Diesen aber jammerte des doppelt unglücklichen Menschen, und er reichte ihm ein neues Testament, ob es Gott gefallen möchte, ihm die Augen aufzuthun. Und wie wurde diese Liebesgabe an dem armen Manne gesegnet! Bald war sein Herz nicht allein der ernstlichsten Buße, und des freudigsten Glaubens voll, sondern sein Zimmer wurde auch der Sammelplatz der Gläubigen und zugleich eine Schule, in welcher er selbst eine Menge von Kindern in den Lehren des Heils unterrichtete. Seinen frühern Spott hat man ungeahndet gelassen, aber seinen jetzigen Glauben konnte man ihm nicht verzeihen. Schon einmal war der Unglückliche in Verhaft gewesen; da er es aber doch nicht lassen konnte, von dem zu zeugen, der ihn selig gemacht hatte, stürzte einst einer der Blutrichter in sein Zimmer und rief: „Milo aufgestanden!“ Wehmüthig lächelnd erwiederte der lahme Mann: „Ach, Herr, es würde eines größern Meisters, als ihr seid, bedürfen, um mich aufzurichten!“ Da schleppte man ihn hinweg, und vor's Blutgericht; und weil er hier seinen Herrn

nicht verleugnen wollte, auch auf den Richtplatz, wo ein langsamer Feuertod seine gebrechliche Leibeshütte verzehrte. Aber die von König Franz ausgehende Verfolgung beschränkte sich nicht auf einzelne Personen; im Jahre 1540 richtete sie sich auch gegen die stillen friedlichen Waldenser, die man, und nicht mit Unrecht, für eines Glaubens mit den Evangelischen hielt; und es wurden hier 28 Dörfer zerstört, und 4000 Menschen kamen ums Leben.

Unter dem Nachfolger des vorigen Königs, Heinrich II. (1547—1559), sah die Welt eins von den Schauspielen, die sich allerdings nicht selten bei denen wiederholen, welchen die angeerbte Religion nur wie ein Mantel ist, den sie tragen, wie der Wind weht. Während Heinrich II., weil es ihm so gerade am vortheilhaftesten schien, den Protestanten in Deutschland wirksame Hilfe sandte, setzte er die unter seinem Vorgänger begonnenen Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen in Frankreich in der grausamsten Art fort. Nicht lange nach seinem Regierungsantritte durfte es bei einem Feste neben Turnieren und einer Menge von wollüstigen Ergötzlichkeiten auch an den Qualen unglücklicher evangelischer Schlachtopfer nicht fehlen, an denen das blutdürstige Auge sich weidete. Unter verschiedenen Gerüsten waren Feuer angezündet, über welchen man die Bekenner an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, um ihre Schmerzen zu verlängern. Und damit ja kein Ketzer ungestraft bleibe, wurde im Jahre 1551 durch das sogenannte Edict von Chateaubriant allen weltlichen Gerichten befohlen, der Ketzerei überall nachzuspüren und sie zu bestrafen. Demgemäß wurde eine

eigene Kammer im Parlamente niedergesetzt, welche allein mit dem Gericht über die Ketzer sich beschäftigen sollte. Ein Inquisitor, Namens Mouchy, war mit einem ganzen Heere von Spähern Tag und Nacht thätig, diese ausfindig zu machen. Man erhob die unsinnigsten Beschuldigungen gegen sie: sie trieben in ihren nächtlichen Versammlungen Unzucht und Götzendienst, zettelten Verschwörungen an u. s. w. Wer den Angeber machte, dem wurden große Belohnungen und immer ein Antheil an den einzuziehenden Gütern der Verurtheilten zugesichert. Da ging denn wieder recht buchstäblich die Vorhersagung des Herrn in Erfüllung: „Des Menschen Feinde werden seine eignen Hausgenossen sein," und Dienstboten überlieferten ihre Herrn, und Kinder ihre Eltern, Ehegatten einer den andern dem Blutgericht. Außerdem errichtete man noch auf den Straßen Kreuze und Heiligenbilder mit Wachskerzen und zwang die Vorübergehenden, davor niederzuknieen, und thaten sie es nicht, so wurden sie als überwiesene Ketzer betrachtet. Aber gerade bei diesen grausamen Verfolgungen treten uns die rührendsten Beispiele von evangelischer Standhaftigkeit entgegen. Obgleich das Parlament mit Bestrafung der Ketzer beauftragt war, willigten bei weitem nicht alle Glieder desselben in diese harte Maßregel. Unter diesen befand sich auch der Parlamentsrath Annas du Bourg, ein Mann von ansehnlicher Geburt und tüchtigen Kenntnissen. Als der König einst im Parlamente erschien und die Anwesenden aufforderte, ihre Ansichten über die Religionssachen auszusprechen, bezeugte er mit der größten Freimüthigkeit, wie unrecht es ihm scheine, Menschen dem

Scheiterhaufen zu übergeben, die sich doch angelegen sein ließen, für den König zu beten, während man die schamloseste Unsittlichkeit bei Hofe, Meineid, Ausschweifungen und Ehebruch ungestraft lasse. Sogleich ließ der König den kühnen Redner nebst noch fünf andern Parlamentsgliedern ungeachtet ihres auf dem klarsten Rechte begründeten Widerspruchs ins Gefängniß abführen. Es war ein scheußlicher Käfig, in welchem der edle Verfechter der Wahrheit bei Wasser und Brot saß, aber er stärkte sich im Gebete, und der Kerker hallete wieder von den Psalmen, die er zur Laute sang. Auch setzte er ein Glaubensbekenntniß auf, welches er dem Parlamente mit dem Entschlusse zusandte, darauf leben und sterben zu wollen. Leider wurde dieser Vorsatz für einen Augenblick durch die stürmischen Bitten seiner Freunde, die doch nicht seine rechten Freunde waren, weil sie sich mehr um seine leibliche als um seine geistliche Wohlfahrt bekümmerten, wankend gemacht, und er setzte ein anderes Glaubensbekenntniß auf, von dem er seine Freiheit hoffen durfte. Aber es fanden sich Gott Lob! noch wahre Freunde, welche den Gefallenen wieder aufzurichten strebten, nämlich seine evangelischen Brüder, welche sogleich einen ihrer Prediger mit der Aufforderung an ihn sandten, der Wahrheit die Ehre zu geben, und seine Seele zu retten. Es bedurfte nur dieser Ermahnung, um dem Gefangenen gleich die vorige Glaubensstärke wieder zu geben, denn schon längst hatte ihm das Gewissen keine Ruhe gelassen. Er widerrief das letztere Glaubensbekenntniß, und als ihm das Todesurtheil vorgelesen wurde, dankte er Gott, daß er ihn, den Unwürdigen, noch würdige, um des Evan-

geliums willen Schmach und Tod zu leiden, bezeugte noch einmal seinen Richtern die Gerechtigkeit seiner Sache in einer Weise, daß viele von ihnen zu Thränen gerührt wurden, und verabschiedete sich endlich von ihnen mit den Worten: „So lebet denn, Senatoren, und denket nach; ich aber, ich gehe in den Tod!" Er behielt die freudige Fassung, als er gebunden auf einem Karren zum Richtplatz geführt wurde. „Meine Freunde!" so redete er zum Volke, „Gott weiß, daß ich nicht sterbe als ein Dieb oder Mörder, sondern um des Evangeliums willen!" Selbst entkleidete er sich, und als die Henker ihn hinaufzogen, rief er mehre Male: „Mein Gott, verlaß mich nicht, damit ich auch Dich nicht verlasse." Es wird gesagt, der Tod dieses Mannes habe mehr gewirkt, als die Predigt von hundert Predigern.

Einen großen Antheil an seiner Glaubensstärkung hatte Margaretha Le Riche aus Paris, die Frau des Buchhändlers Anton Ricaut, welche eine Zeit lang mit ihm im Gefängnisse war und durch eine Fensteröffnung mit Worten und Zeichen ihn ermuthigte, dem Evangelium treu zu bleiben, so daß er selbst bezeugte, eine Frau habe ihm erst den rechten Weg zeigen müssen. Diese Glaubensheldin war zuerst durch ihren Mann auf die Lehren der Evangelischen aufmerksam gemacht worden, der indeß, gleichgiltig, wie er war, gegen alles Höhere, keineswegs die Absicht hatte, ihnen ein Opfer zu bringen, vielmehr seine Frau, als diese anfing mit ganzem Eifer die evangelische Wahrheit zu ergreifen, so arg mißhandelte, daß sie das Haus verließ. Sie bedachte aber bald, was 1 Cor. 7, 13 geschrie-

ben steht, und daß sie aus keinerlei Ursach von dem Manne sich wenden dürfe, mit welchem sie Gott zusammengefüget, und kehrte mit dem Vorsatze zu ihm zurück, eher Alles über sich ergehen zu lassen, als wider Gottes Gebot zu sündigen. Gleich darauf aber ward sie von den Ketzerrichtern ergriffen, und obgleich diese alle ihre Ueberredungskunst, alle Drohungen erschöpften, so scheiterten ihre Bemühungen doch gänzlich an dem festen Glaubensmuthe der beherzten Frau. Auch von ihren Lobgesängen tönte der Kerker wieder, und heitern Gesichts ging sie zum Tode. In ungewöhnlicher Menge war das Volk herbeigeströmt, die seltene Heldin zu schauen; doch man hatte ihr einen Knebel in den Mund gelegt, daß sie nicht reden sollte, aber ihr gen Himmel gerichteter Blick war sprechender, als Worte; und als man sie zuletzt, da das Feuer schon angeschürt wurde, noch einmal fragte, ob sie widerrufen wolle, antwortete sie: Nein! und sie wiederholte dieses: Nein! als sie schon hinaufgezogen war, bis die Flammen über ihr zusammenschlugen. Jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand zählte seine Märtyrer. Fünf junge Studirende, welche aus der Unterweisung Calvins, eines heiligen Eifers voll, nach Frankreich zurückgekehrt waren, machten bei ihrer Hinrichtung einen solchen Eindruck aufs Volk, daß man die Scharfrichter anwies, zu eilen, damit die Zuschauer nicht zur Ketzerei verführt würden. Ein Schneider, der um des Glaubens willen gefangen saß, sollte in Gegenwart des Königs vor dem Kardinal von Lothringen, dem Hauptanstifter der Verfolgung, befragt werden, weil jener hoffte, der Schneider werde durch seine Antworten einigen Stoff zum

Lachen geben. Aber der sittenlose Herrscher bekam sammt seinem eiteln Hofgesinde eine so ernste Strafpredigt von diesem zu hören, daß aus dem Lachen eine unmäßige Wuth wurde, welche den kühnen Zeugen der Wahrheit sogleich dem Feuertode übergab. Und während der König an den Qualen des Schlachtopfers sich weiden wollte, erhielt er einen Blick von dem sterbenden Märtyrer, den er nimmer vergessen konnte und der ihn Tag und Nacht wie ein Gespenst verfolgte.

Und was war nun das Ergebniß dieses ganzen wüthenden Vertilgungskrieges? Auch hier bewährte sich wieder im vollsten Umfange die alte Erfahrung: Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Jeder neue Scheiterhaufen war ein Feuerzeichen, das Schlummernde weckte, Unentschiedene zur Fahne rief; die Asche der Getödteten erzeugte Lebenskeime, aus denen Heere von neuen Streitern erwuchsen. Um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gab es in Frankreich schon an 1200 größere und kleinere Gemeinden und über eine Million Menschen, welche zum Evangelium sich bekannten. Und unter diesen befanden sich zum Theil sehr vornehme Personen, welche die Schmach Christi lieber hatten, als die zeitliche Ergötzung der Sünde: Anton, König von Navarra und seine Gemahlin, die berühmte Jeanne d'Albert, so wie der Bruder Antons, Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, Herr von Andelot, Franz von Coligny, der Bruder des nachmals so berühmten Admirals Coligny u. a. m. Dadurch wuchs der Muth der Evangelischen so sehr, daß sie im Jahre 1559 schon wagten, eine große

Versammlung in Paris zu halten, welche von allen Gemeinden beschickt wurde, und auf welcher man sich über die Lehre und die Kirchenzucht vereinigte. Da ein großer Theil der Prediger aus der Schweiz und Schüler Calvins waren, überhaupt die französischen Gemeinden eine viel engere Verbindung mit dem auch schon durch die Sprache ihnen verwandten Genf unterhielten, als mit Deutschland, so kann es nicht befremden, daß man auf dieser Versammlung den calvinischen Lehrbegriff annahm, und sammt der ganzen presbyterianischen Kirchenverfassung auch den Kirchenbann allgemein einführte, der in der Folge viel dazu beitrug, daß die Gemeinden in ihrer Reinheit bewahrt wurden. Und die Uebung der Kirchenzucht in denselben hatte das vor der in Genf voraus, daß die weltliche Obrigkeit, weil sie eines andern Glaubens war, sich nicht in die Handhabung derselben mischte, so daß sie eine rein geistliche blieb. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß in aller andern Hinsicht die Anhänger des Evangeliums sich fern von weltlichen Händeln gehalten, und ihre Hoffnung allein auf den Herrn gesetzt hätten, der doch wahrlich bisher genug Proben gegeben hatte, daß er auch ohne alle menschliche Hilfe das Häuflein der Gläubigen schützen und mehren könne. Aber die allerdings aufs Aeußerste gebrachten Evangelischen griffen zum Schwert und wir begegnen von nun an einem blutigen Kampf, aus welchem die reformirte Kirche nur mit Mühe ihr Dasein rettete.

§. 2. Die Bluthochzeit.

Heinrich II., der wüthende Verfolger der Protestanten, war im Jahre 1559 vom Schauplatze der Welt abgetreten. Franz II., sein Sohn, war erst sechszehn Jahr alt, als er den väterlichen Thron bestieg, dabei war er schwach am Leibe und am Geiste und in jeder Weise unfähig zu regieren. Desto begieriger ergriff seine Mutter, Catharina von Medicis, eine Verwandte des Papstes, die Zügel der Regierung, eine Frau von seltener Schönheit und außerordentlichen Geistesgaben, aber ohne Herz, ohne Wahrheit, nur von Ehrgeiz und Herrschsucht geleitet. Ihr gegenüber aber standen zwei Partheien, welche auch gern die Herrschaft geführt hätten; die Guisen, ein herzogliches Haus, seit 1508 in Frankreich einheimisch, welches sich bereits große Verdienste im Krieg und Frieden erworben hatte, und die Bourbonen, welche von Ludwig dem Heiligen abstammten, und gerechte Ansprüche auf den Thron hatten. Die erstern waren entschiedene Anhänger der alten Lehre; die letztern neigten sich zur neuen hin, und zu ihnen gehörten alle die einflußreichen Personen, welche wir oben als Freunde der Protestanten bezeichnet haben. Wir wissen nicht, ob wir es ein Glück nennen sollen, daß diese Großen sich zur evangelischen Lehre bekannten; für sie selbst war es wohl ein Segen, der Sache des Evangeliums aber ist es offenbar nicht förderlich gewesen, weil eben dadurch dieselbe in die schrecklichen Partheistreitigkeiten verflochten wurde, welche ihren Gipfel erreichten in dem blutigen oben angedeuteten Ereignisse.

Jene Streitigkeiten sind unter dem Namen der Hugenottenkriege bekannt, deren man in einem Zeitraum von 11 Jahren (1562—1573) vier zählt. Diesen Namen haben sie von einem Spottwort, mit welchem man die Protestanten bezeichnete. Weil nämlich die Sage ging, daß ein alter fabelhafter König, Hugo, als Gespenst des Nachts noch umherwandle, nannte man die Anhänger des Evangeliums wegen der nächtlichen Zusammenkünfte, welche sie zur Zeit ihrer ersten Bedrückung zu halten gezwungen waren, nach ihm Hugenotten, d. i. Poltergeister, Nachtgespenster, wie man jetzt etwa die wahren Gläubigen Pietisten, Mucker, Dunkelmänner schilt; der Stab ist wenigstens so auf die kürzeste Weise über sie gebrochen.

Catharina von Medicis, lange ungewiß, durch welche Parthei sie am erfolgreichsten ihre ehrgeizigen Pläne in Ausführung bringen könne, gab endlich den Guisen den Vorzug und arbeitete mit ihnen an der Vernichtung der Bourbonen und des Protestantismus. Zum ersten Male wich jetzt der Glaube der Evangelischen von der Geduld, welche sie bisher den Verfolgungen so siegreich entgegengesetzt hatten. Ein begeisterter Anhänger Calvins, in der irrigen Meinung, durch den Sturz der Guisen dem Evangelium aufzuhelfen, dessen Verbreitung er mit Leidenschaft betrieb, stiftete zu Amboise 1560 eine Verschwörung gegen jene. Sie wurde aber durch einen Glaubensgenossen, weil er solche Umtriebe für widerstreitend dem Evangelio hielt, verrathen; die Schuldigen hätten darin einen Wink Gottes sehen sollen; aber sie verharrten so sehr in ihrer Verblendung, daß sie sogar die ihnen angebotene Verzeihung

zurückwiesen. In einem blutigen Kampfe wurden sie überwunden, und zwölfhundert der Gefangenen auf die schrecklichste Weise hingerichtet, welchem gräßlichen Schauspiel Catharina sammt ihrem ganzen Hofe mit grausamer Lust zusah.

In dieser trüben Zeit segnete Gott Frankreich mit einem Manne, der das über diesem unglücklichen Lande schon schwebende Unheil vielleicht abgewandt, wenn man seinem Rathe nur Gehör gegeben hätte. Es ist der Kanzler Michael de l'Hopital. Er war der Sohn eines früher schon um des Glaubens willen verbannten Arztes, und hatte durch ausgezeichnete Geistesgaben sich zu der hohen Stelle emporgeschwungen, welche er jetzt bekleidete. Alle Partheien, selbst die Königin, hofften auf ihn; aber er fragte nur danach, was er dem Vaterlande schuldig sei, und in Bezug auf die schwebenden Religionsstreitigkeiten war sein unwandelbarer, von ihm bis an sein Ende festgehaltener Grundsatz: „Nicht mit Gewalt, sondern allein durch Vernunft und Gebet lassen sich die Meinungen der Menschen ändern.“ Seinen unablässigen Bemühungen war es schon gelungen, die Verfolgungen der Protestanten sehr zu beschränken, als ein unerwartetes Ereigniß auf einmal seine friedsamen Pläne zu vereiteln schien. Der Prinz Condé, der unternehmendste der Bourbonen, hatte die seinen Glaubensgenossen angethane Schmach nicht verschmerzen können, und anstatt es gläubig dem Herrn zu befehlen, wie er sie wieder gut machen wolle, war er auf der Bahn der Gewalt weiter gegangen, und hatte mit bewaffneter Hand einen Angriff unternommen, der jedoch abermals mißlang.

Man suchte sich seiner zu bemächtigen und verurtheilte ihn zum Tode.

Der unerwartete Tod Franz II. hintertrieb zwar die Vollziehung des Todesurtheils, im Uebrigen aber zeitigte er nur das Verderben, welches über die Protestanten hereinbrechen sollte, indem bei der Minderjährigkeit des neuen Königs, Carl IX., der erst 11 Jahr alt war, die Regierung in den Händen der ränkesüchtigen Catharina blieb. Zwar machte der milde L' Hopital noch einen Versuch, die schwebenden Streitigkeiten auf eine dem Evangelio würdige Weise beizulegen, indem er zu Poissy 1561 ein Religionsgespräch zwischen beiden Theilen veranstaltete, dem auch Beza beiwohnte; ja erlangte in Folge desselben sogar für die Protestanten das Jahr darauf das sogenannte Edict von St. Germain, durch welches denselben, wenn auch in beschränkter Weise, freie Uebung des Gottesdienstes zugestanden wurde: aber wie bald sah er diese Frucht seiner frommen Bemühungen durch die Gewaltthaten der durch keine kräftige Hand gezügelten Partheien zertreten! In der Stadt Cahors überfiel ein roher Haufe der katholischen Bevölkerung das Bethaus, in welchem die Hugenotten friedlich zur Andacht versammelt waren; das Haus ward in Brand gesteckt, und die Fliehenden mit Dolchen und Spießen niedergestoßen; in Vassy richteten die Leute des Herzogs Franz von Guise, des Oberhauptes der Guisen, auch in dem dortigen Bethause unter den Protestanten ein solches Blutbad an, daß 60 derselben getödtet und 200 verwundet wurden. Der Herzog selbst drang mit entblößtem Degen in die Versammlung, machte dem

Befehlshaber des Orts die heftigsten Vorwürfe, daß er diese gestattet habe, und als dieser sich auf das Edict von St. Germain berief, schrie er: „Verwünschtes Edict!“ und die Hand an den Degen legend, fügte er hinzu: „Mit diesem will ich ein Loch drein machen!“ Als er in Paris erschien, wurde er als der ruhmvolle Vertheidiger des allerheiligsten Glaubens, als ein zweiter Maccabäus begrüßt, und seine Ankunft war das Zeichen zu den schmählichsten Verfolgungen auch hier. Und vergebens erhob Beza seine Stimme gegen diese offenbare Verletzung heiliger Zusagen; nirgends fand er Gehör.

Allerdings hatten die Protestanten auch jetzt diese Mißhandlungen nicht immer so ruhig hingenommen; sie hatten sich nicht allein gewehrt, wiewohl ohne Erfolg, sondern es war auch, ähnlich wie in Deutschland, hie und da zu Bauernaufständen gekommen. Aber erst im Jahre 1562 begann der eigentliche Krieg von Seiten der Protestanten, indem der Prinz Condé, vorzüglich unter Beihilfe der Königin Elisabeth von England, ein Heer sammelte und eine Bekanntmachung erließ, worin er sich als „Vertheidiger der protestantischen Religionsfreiheit und der rechtmäßigen königlichen Gewalt“ feierlich kund gab, woraus man wieder sieht, wie sehr hier die Sache des Evangeliums mit weltlichen Interessen vermischt und getrübt war. Es kann eben deßhalb hier nicht unsere Aufgabe sein, den Hergang der von beiden Seiten mit unsäglicher Erbitterung geführten Kriege zu beschreiben. Wir wollen nur bemerken, daß es an rohen Gewaltthaten auf keiner Seite fehlte. Die Protestanten zerstörten

Kirchen und Klöster, tödteten Priester und Mönche. Die Katholiken aber überboten diese doch weit an Grausamkeit, indem sie selbst Kinder zerfleischten, Greise langsam zu Tode marterten, ganze Besatzungen, die sich ergaben, niederhieben; ja es kam vor, daß ein Bruder seine eigne Schwester verbrennen ließ, nachdem er ihr vorher siedenden Speck auf die Haut geträufelt hatte, und daß ein Henkersknecht fünf Evangelische lebendig schund und ihre Lebern fraß. Dabei wechselten in diesem grauenvolle Kriege schnell mörderische Schlachten und treulos gebrochene Friedensschlüsse; und zwar fielen jene meist unglücklich für die Protestanten aus, als wollte der Herr immer wieder und wieder zeigen, daß in seinem Reiche nicht Siege erfochten werden mit dem Schwerte, sondern durch die Geduld der Heiligen.

Wir sind deßhalb nicht gesonnen, diesen fleischlichen Eifer, in welchen unsere Glaubensbrüder gerathen waren, und die großen Sünden, zu welchen sie dieser verführte, zu rechtfertigen; gleichwohl erfordert es die Gerechtigkeit, die heldenmüthige Standhaftigkeit, mit welcher sie, ungeachtet des sich stets wiederholenden Mißgeschicks, der Sache ihres allerheiligsten Glaubens treu blieben; und vor allem herzerhebend ist der Blick auf ihre Führer und Häupter, welche in dieser Hingebung und Treue ihnen hohe Vorbilder waren. Der ritterliche, tapfere Prinz Condé, die Seele des Kampfes, stürzte gleich nach dem Beginn des dritten Krieges, als an den Ufern der Charante seine Brüder der Uebermacht zu erliegen drohten, schon schwer verwundet, in den dichtesten Haufen der Feinde mit dem Rufe: „Süß ist es zu sterben für Christum und das Vaterland!“

Und als der Muth seiner Kampfgenossen, welche mit seinem Tode ihre vornehmste Stütze verloren hatten, schon zu sinken begann, richtete eine Frau ihn wieder auf, die heldenmüthige Jeanne d'Albert, die Tochter jener Margaretha, welche in der frühesten Zeit schon die Zuflucht aller bedrängten Protestanten gewesen war, jetzt Wittwe des Königs Anton von Navarra, welche auch durch den Uebertritt ihres Gemahls zur katholischen Kirche sich nicht hatte vom mütterlichen Glauben abwendig machen lassen. Wie manche Frauen jener Zeit hatte sie eine wahrhaft theologische Bildung und als Schülerin Calvins wußte sie den Lehrbegriff ihrer Kirche gründlich gegen alle Einwürfe der Katholiken zu vertheidigen. Willig opferte sie alle ihre Schätze und Kleinodien, um ihre kämpfenden Glaubensgenossen zu unterstützen. Und als jetzt dieselben um ihren gefallenen großen Führer trauerten, erschien sie vor dem versammelten Heere, an der einen Hand ihren Sohn Heinrich, an der andern den jungen Prinzen Condé führend. „Hier, meine Freunde!" sagte sie, „gibt Gott euch zwei neue Führer, und zwei Waisen, die ich euch mit Vertrauen übergebe." Und neue Hoffnung kam in alle Herzen und begeistert schwur das ganze Heer Treue den Führern und Schutz den Waisen. Aber der edle Admiral Coligny, der schon lange der heiligen Sache mit bewährtem Rath und That gedient hatte, stellte sich als gemeinsamen Vater der Beiden dar, und indem er in ihrem Namen von nun an den Oberbefehl führte, zeigte er sich in aller Beziehung würdig des Vertrauens, das ihm geschenkt wurde, und nach mancherlei neuen Unfällen, durch welche Gott fortwährend die Protestanten

demüthigte, aber eben dadurch auch zu läutern suchte, gelang es ihm, im Jahre 1570 einen neuen Frieden (zu St. Germain en Lage) zu erkämpfen, in welchem den Protestanten nicht nur vollkommene Gewissensfreiheit, sondern auch der Zutritt zu allen Aemtern und Wohlthaten des Staates zugesichert wurde.

Auf beiden Seiten schien man des Krieges müde zu sein; und namentlich schien Coligny, durch so viele trübe Erfahrungen belehrt, auch die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß durch Krieg für die Sache des Evangeliums nichts Wesentliches gewonnen werde, denn er äußerte, er wolle sich lieber blutend durch die Straßen von Paris schleppen lassen, als wieder einen Bürgerkrieg beginnen. Die neue Einigkeit sollte durch eine Verbindung besiegelt werden, welche die Gewähr für einen dauernden Frieden in sich trüge. Die jüngste Schwester König Carls, Margarethe, sollte ihre Hand dem obengenannten Sohne der Königin von Navarra, Heinrich, reichen. Am meisten könnte es befremden, daß Catharina von Medicis, diese unversöhnliche Feindin der Protestanten, in eine solche Verbindung willigte, wenn wir sie nicht schon als eine Frau kennen gelernt hätten, der jedes Mittel zur Erreichung ihrer feindseligen Absichten gleich galt. Und Heinrichs Mutter durchschaute diese ränkesüchtige Frau, und bange Ahndungen erfüllten ihr mütterliches Herz beim Blick auf diese Verbindung. „Deine Braut,“ schrieb sie an ihren Sohn, „ist wohl unterrichtet und von gutem Benehmen, aber sie ist in den verruchtesten Umgebungen aufgewachsen, und eben darum wünsche ich Dich mit ihr zu

verheirathen, daß ihr euch Beide bei Zeiten aus dieser Verderbniß retten könnt; denn so groß ich mir dieselbe dachte, so fand ich sie doch noch viel ärger. Du würdest ohne besondere Gnade Gottes hier nicht durchkommen." Man könnte fragen, warum sie denn unter solchen Umständen die Heirath zugab, da in Bezug auf die Gottlosen wohl geschrieben steht: „Gehet aus von ihnen und rühret kein Unreines an" (2 Cor. 6, 17.), aber nicht: „Gehet hin zu ihnen;" überdieß die Ehe mit Andersglaubenden immer ihr Bedenkliches hat, vor allen aber ein so heiliger Bund ist, daß sie niemals als Mittel zu anderweitigen Zwecken benutzt werden soll, wie es hier doch offenbar geschah. Wir können kaum anders sagen, als daß diese sonst so erleuchtete Frau, von welcher ein Zeitgenosse sagt, sie sei fast die einzige Frau, welche die Geschichte jener schrecklichen Tage mit Ehren nenne, sich hier mehr von kluger menschlicher Berechnung, als von dem Geiste Gottes leiten ließ, und vielleicht sogar von den geheimen Einflüssen des Eigennutzes, indem sie hoffte, mittelst jener Verbindung auch ihr jetzt von den Spaniern besetztes Königreich wieder zu erlangen. Und Gott übersiehet bei seinen Feinden wohl vieles, aber er züchtiget oft die geringsten Schwächen seiner Kinder sehr hart, damit sie lernen vorsichtlich wandeln und endlich selig werden.

So geschah es auch hier; die Hand erlahmt bei der Beschreibung der grauenvollen Ereignisse, welche sich an die Vermählung des Sohnes der Königin von Navarra mit der Tochter der Catharina von Medicis knüpften, und welche unter dem Namen der Bluthochzeit ein so schreckliches An-

denken in den Jahrbüchern der Geschichte zurückgelassen haben. Das Unglück begann damit, daß Jeanne d'Albert mitten unter den Zubereitungen zur Hochzeitsfeier starb. Wahrscheinlich fiel sie als das erste Opfer des unversöhnlichen Hasses der Gegner, durch Gift getödtet. Indessen erschienen doch die Bourbonschen Prinzen mit zahlreichem Gefolge, unter dem sich viele der ausgezeichnetsten protestantischen Edelleute befanden, zur Vermählungsfeier in Paris. Auch Coligny, obgleich vielfältig gewarnt, traf ein. Schon seit längerer Zeit war dieser von dem Könige Carl mit Gunstbezeugungen überhäuft. Und wirklich schien dieser sonst in allen Künsten der Verstellung von seiner Mutter erzogene Herrscher eine wahre Zuneigung zu ihm gewonnen zu haben, seit er ihn darauf aufmerksam gemacht hatte, daß es Zeit sei, endlich selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen, welche bisher die herrschsüchtige Mutter ihm zu entwinden gewußt hatte. Aber auch Coligny sollte erfahren, wie gefährlich die Freundschaft der Gottlosen sei. Die Königin konnte ihm nicht vergeben, daß er ihren Sohn an seine Selbstständigkeit erinnert hatte. Am 22. August 1573 kam der Admiral vom Louvre, und eine Kugel, welche aus einem Hause, vor dem er vorüberging, abgeschossen war, verwundete ihn an der Hand und am Arme. Es waren Meuchelmörder, welche Catharina gedungen. Bestürzt eilten die Bourbonschen Prinzen zum Könige. Dieser schwur, daß ihn das Vorgefallene mehr, als sie selbst, schmerze. Gleiche Versicherungen that er dem Admiral. Alle wurden beruhigt; sie blieben, obgleich von vielen Seiten zu schneller Flucht gemahnt. Unterdessen reiften die

Mordpläne der Königin und der mit ihr verbundenen Guisen. Mitten unter den Festlichkeiten der am 18. August vollzogenen Hochzeit ward ein Blutrath gehalten, in welchem jene das Gemüth des schwachen, mißtrauischen, zu düsterm Menschen- und Ketzerhaß erzogenen und früh schon zur Grausamkeit geneigten Königs mit gräßlichen Bildern von den geheimen Plänen der Hugenotten zu erfüllen wußten, so daß er, schnell umgewandelt, mit einem Fluche betheuerte, er wolle nicht nur den Tod des Admirals, sondern aller Ketzer in Frankreich, so daß auch nicht einer übrig bleiben solle, der ihm darüber Vorwürfe machen könne. Die Nacht des 24. August sollte diese fürchterliche Drohung in Vollzug bringen, und mit solcher Vorsicht wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen, daß auch nicht einer der Protestanten eine Ahndung von dem ihnen allen nahenden Verderben hatte.

Auch in dem verstocktesten Bösewichte behält indeß das Gewissen noch eine Macht. Gefoltert durch eine geheime Angst, maß Carl in der verhängnißvollen Nacht mit großen Schritten das Zimmer, düstern Blicks auf die düstern Straßen durchs Fenster hinausschauend und in schrecklicher Spannung das verabredete Zeichen erwartend. Wie ein böser Geist stand seine Mutter neben ihm, den sinkenden Muth stets von neuem ihm aufstachelnd. Endlich fiel ein Schuß, dann folgte eine entsetzliche Stille; schon wünschte Carl den Mordbefehl zurück, und er sandte einen Boten an den Herzog von Guise, wenigstens Coligny's zu schonen. Aber es war zu spät. Kaum war der Schuß gehört worden, so hatte der Herzog mit 300 Geharnischten schon das

Haus des Admirals besetzt. Coligny lag an der früher empfangenen Wunde noch krank darnieder, und las, wie ein frommer Christ in solchen Lagen am liebsten zu thun pflegt, in seiner Bibel. „Woher dieser Lärm?“ fragt er, durch das Geräusch draußen aus seinen frommen und ihm gerade jetzt mehr, als er selbst ahnen mochte, nothwendigen Betrachtungen aufgeschreckt. „Mein Herr! Gott ist es, der euch abfordert!“ ruft einer der Diener, der eben eintritt. „Ich verstehe dich,“ antwortet der Admiral, „Freunde flieht! Längst habe ich auf den Tod mich bereitet. Ich befehle mich Gottes Barmherzigkeit!“ Der Kranke erhebt sich, und mit dem Rücken an die Wand gelehnt, erwartet er betend, was Gott über ihn verfügen wird. „Im Namen des Königs!“ tönt's draußen, und gleich darauf wird Waffengeklirr und das Röcheln von Sterbenden gehört. Die Wache des Admirals war niedergestoßen. Und ein Deutscher, mit Namen Beme, stürzt in des Letztern Schlafgemach: „Bist du Coligny?“ brüllt er Wuth entbrannt. „Ich bin es!“ antwortet der noch betende Held mit fester Stimme, aber wehmüthig setzt er hinzu: „Jüngling! du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren. Aber thu mit mir, wie du willst.“ Und dieser stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm ins Gesicht, in den Hals, in die Brust, so lange bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!“ Die unten Harrenden wollten's nicht glauben; man warf ihnen den Leichnam auf die Straße herab; und nachdem diese das Blut aus dem zerfetzten

Gesichte gewischt und sich überzeugt, daß der rechte getroffen sei, gaben sie den Körper dem Pöbel Preis, der in den unmenschlichsten Mißhandlungen seine grausame Lust an ihm sättigte.

Wenn unter den Dingen, welche aus dem menschlichen Herzen kommen, der Herr selbst auch den Mord nennt (Matth. 15, 19.), und man eben deßhalb oft von einem natürlichen Blutdurste des Menschen geredet hat, so sehen wir in den Auftritten, welche der Ermordung Colignys nun folgen, eine traurige, obwohl nur zu gewisse Bestätigung dieser Wahrheit. Die Sturmglocken hatten die ganze Bevölkerung von Paris aus ihrem Schlafe aufgeschreckt; die Hugenotten stürzten aus ihren Häusern hervor, aber schon standen die Verschwornen, welche an den weißen Binden um den Arm kenntlich waren, überall zu ihrer Erwürgung bereit, und damit keiner ihnen entgehe, waren die Straßen mit Ketten gesperrt. Ja man drang sogar in die Häuser, und riß die unglücklichen Schlachtopfer aus den Kammern und den Kellern, in denen sie sich verborgen hatten, hervor, und folgte ihnen auf die Böden und Dächer, wohin sie sich in Todesangst flüchteten. Keines Standes, keines Geschlechts, keines Alters ward geschont. Sogar Kinder erwürgten ihre Gespielen, die Hugenottenkinder; Barmherzigkeit gegen die Ketzer galt selbst für Ketzerei. Und jede Art von Feindschaft fand bei dem allgemeinen Morden eine willkommene Gelegenheit, blutige Rache an dem Widersacher zu nehmen; Schuldner erwürgten ihre Gläubiger, selbst Gelehrte, die in wissenschaftlicher Fehde mit einander gestanden, dangen Meuchelmörder, um ihre Gegner aus dem Wege zu

schaffen; und zur Mordlust gesellte sich die Raublust und die gräßlichste Wollust, und es war keine Begierde, die der Blutdurst nicht entfesselte. Mit bluttriefenden Händen stürmte der fürchterliche Tavannes, der Anführer der Mörder, durch die tobende Menge und mit grausem Scherze munterte er die von der Blutarbeit schon Ermüdeten zu neuer Gewaltthat auf, indem er schrie: „Laßt Ader! Laßt Ader! die Aerzte sagen, das Aderlassen sei im August so heilsam, als im Mai!“ Und der König selbst, nun fortgerissen von der allgemeinen Mordbegier, rief laut: „Tödtet, tödtet!“ und er soll unter die Fliehenden sogar geschossen haben. Und mitten unter dem wilden Gebrülle der Mörder, dem Röcheln der Sterbenden, dem Angstgeschrei der Verfolgten erschollen heilige Litaneien zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau! Und so groß war die Verblendung des fleischlichen Glaubenseifers, daß ein Goldschmied, der sich öffentlich rühmte, mehr als 500 Hugenotten erschlagen zu haben, und sich deßwegen schon einen halben Heiligen dünkte, um es nun ganz zu werden, die Kutte des Einsiedlers nahm, unter der er sein Mordhandwerk fortübte. Der vorhin genannte schreckliche Tavannes berief sich noch in der Todesstunde auf seine Abschlachtungen in der Bartholomäusnacht als auf ein Verdienst, das ihm in den Himmel helfe. Und als man auf dem Gottesacker der unschuldigen Kindlein in dieser späten Jahreszeit noch einen Weißdorn blühen sah, betrachtete man das als ein Wunder und Zeichen des göttlichen Wohlgefallens, welches andeute, daß die reine heilige Kirche neue Blüthen treiben solle, und der König mit seinem ganzen Hofe

wallfahrtete dahin, und die Zweige des Strauchs wurden als Ehrenzeichen denen gegeben, die am meisten gemordet hatten. Uebrigens dauerte das Blutvergießen drei Tage lang in Paris, und als man seine Wuth an Lebenden nicht mehr auslassen konnte, rasete man gegen die Leichname, und selbst die königliche Familie, Catharina vor allen, munterte dazu auf, indem sie die Straßen durchzog, welche mit denselben bedeckt waren, und in teuflischer Schadenfreude die schamlosesten Bemerkungen sich erlaubte.

Von der Hauptstadt wälzte sich der Mord durch die Provinzen, denn ein königlicher Befehl hatte ihn auch hier angeordnet. In Strömen floß das Blut der Hugenotten in ganz Frankreich, aber es soll nicht unerwähnt bleiben, wie mitten unter den fürchterlichsten Ausbrüchen des wüthendsten Glaubenshasses auch schöne Regungen eines milderen christlichen Sinnes vorkamen. Als der Blutbefehl in Dieppe ankam, redete der dortige Gouverneur die Bürgerversammlung so an: „Die königliche Verordnung kann nur d e n Calvinisten gelten, die sich durch Aufruhr strafbar machen. Gott sei Dank, wir haben deren keine unter uns. Wir lesen im Evangelium, daß die Liebe Gottes und des Nächsten das vornehmste Gebot sei für den Christen. Laßt uns diese schöne Lehre wohl zu Herzen nehmen, die uns von Jesus Christus selbst gegeben ist. Kinder e i n e s Gottes, laßt uns als Brüder leben und an einander die Barmherzigkeit des Samariters üben. Das sind m e i n e Gefühle; ich hoffe, daß ihr sie theilt, und diesen zufolge kann ich nicht finden, daß einer unter uns sei, der das Leben verwirkt habe.“ Sogar ein Scharfrichter wies den

Befehl, die gefangenen Hugenotten zu würgen, mit der Erklärung zurück, seine Hände seien nur gewohnt, im Dienste der Gerechtigkeit zu arbeiten. Aber freilich stehen solche Beispiele nur vereinzelt in dieser Blutgeschichte da, und es waren nicht weniger, als 40 — 50000 Hugenotten, welche als Opfer des Glaubenshasses fielen.

Der Eindruck, welchen die Nachricht von diesen Gräueln in Europa machte, war sehr verschieden. König Philipp II. von Spanien, der von vielen sogar als Anstifter derselben genannt wird, triumphirte und der Papst ordnete Dankfeste zur Verherrlichung dieses blutigen Sieges der vermeintlichen Rechtgläubigkeit an. Aber Carls eigener Schwiegervater, der deutsche Kaiser Maximilian, obwohl selbst Katholik, nannte die Bluthochzeit einen unauslöschlichen Flecken in der Regierung seines Eidams; die Königin Elisabeth von England legte Trauer an mit ihrem ganzen Hofe, und empfing den französischen Gesandten, als er ihr die Botschaft von dem schrecklichen Ereignisse brachte, in einem schwarz ausgeschlagenen Saale und mit vorwurfsvollem Blicke.

Und welche Früchte ernteten Carl und seine verbrecherischen Rathgeber zuletzt von ihrer blutigen Saat? War es ihnen gelungen, wie sie beabsichtigten, den evangelischen Glauben aus Frankreich zu vertilgen? Es ist wahr, viele Tausende der alten Bekenner desselben waren nicht mehr; aber eben so viele Tausende neuer Bekenner standen wieder auf, denn die Gräuel, mit welchen sich die alte Kirche in diesen letzten Tagen befleckt hatte, öffnete immer mehren die Augen über sie, und sie wollten nicht

länger Kinder einer so blutdürstigen Mutter sein. Und diese vereinigten sich mit den noch übrig gebliebenen Protestanten, welche das Uebermaß grausamer Verfolgung zur Verzweiflung gebracht hatte. Zusammen begannen sie einen Kampf, den wir freilich lieber allein mit den Waffen des Glaubens und der Geduld geführt sähen, der aber, wenngleich immer noch mit Gewalt ausgefochten, doch durch die unsägliche Trübsal, welche unsere Brüder darin litten, und die heldenmüthige Standhaftigkeit, die sie darin zeigten, unsere ganze Bewunderung erregt. Sie warfen sich, so viele ihrer konnten, in die ihnen noch nicht genommenen festen Plätze, welche sogleich von den Gegnern eingeschlossen wurden. Hier wiederholten sich Auftritte, wie man sie nur in den Tagen der Belagerung Jerusalems gesehen hatte. Glücklich, wer noch Wurzeln und Gras zu seiner Nahrung auffinden konnte; aber man verschlang auch Papier, Pergament, Riemen, und ein armer Winzer aß mit seiner Frau von dem Leichnam ihres vor Hunger gestorbenen Kindes, wofür sie freilich von der Obrigkeit zum Tode verdammt wurden. Es geschah dieß in Sancerre und die Einschließung dieser Stadt soll den Belagerern an 40000 Mann gekostet haben. Da wurden diese endlich des langen Blutvergießens müde; ein neuer Friede wurde geschlossen, allen Protestanten Gewissensfreiheit und einigen Städten sogar öffentliche Ausübung des Gottesdienstes und eine freie bürgerliche Verfassung zugestanden.

Für seine Sache hatte Carl also geradezu gar nichts durch alle seine grauenvollen Gewaltthaten gewonnen — und welches Ende wartete seiner

selbst? Der fromme L'Hopital, schon seit langer Zeit aus dem Rathe des Königs entfernt, in den seine versöhnende Stimme nicht mehr paßte, hatte doch in unwandelbarer Treue aus seiner stillen Zurückgezogenheit noch kurz vor seinem Ende an die Milde und Sanftmuth ihn gemahnt, die er als Christ und König zu üben schuldig sei; der Schmerz über die Gräuel der Bartholomäusnacht hatte dann sein Herz gebrochen, und obwohl bis an sein Ende Katholik, war er doch in dem Frieden entschlafen, den er sein ganzes Leben über gepredigt hatte. Und Carl, der die Stimme dieses rechtschaffenen Christen beharrlich verachtet hatte, starb nun auch, erst 24 Jahr alt (1574). Aber überall verfolgten ihn während seiner letzten Krankheit die Bilder der Erschlagenen; vergebens stellte ihm seine Amme, die in den letzten Tagen um ihn war, die Barmherzigkeit Gottes vor, die, wie sie sagte, „mit dem Mantel der Gerechtigkeit seine Sünden bedecken werde, wenn er sie bereute;" er hatte nur verzweiflungsvolle Thränen, mit denen er das Tuch voll weinte, was jene ihm darbot. In jeder Hinsicht bewährte sich auch an ihm die alte Erfahrung, daß die Sünde wohl erst Gutes verheißt dem Menschen, der sie übt, aber am Ende doch nur ist der Leute Verderben.

§. 3. Das Edict von Nantes.

Carl, der wüthende Feind der Hugenotten, war todt, Friede den Letztern bewilligt. Aber wie viel sollten sie noch kämpfen und dulden, ehe dieser ihnen genügende Sicherheit gewährte! Carls Bruder, Heinrich III., bestieg den französischen Thron.

Gleich Carl von seiner Mutter, der Catharina, in allen Lastern erzogen, und noch mehr, wie er, der Wollust ergeben, trotzig und verzagt zugleich, ein Spielball seiner Launen, seiner Günstlinge und der Partheien, bestätigte er erst den Hugenotten die theuer errungene Gewissensfreiheit; dann fiel er, besonders durch den Betrieb seiner Mutter, der heiligen Ligue anheim, einem furchtbaren Bunde der Hugenottenfeinde, der zur Ausrottung aller Ketzer, nicht minder aber insgeheim sich dazu verschworen hatte, die Guisen zur Herrschaft zu bringen. Da Heinrich die ihm drohende Gefahr erkannte, wandte er den Dolch gegen die Guisen, und der Mörder Colignys empfing jetzt den Lohn seiner Thaten. Denn wenn Gott auch säumet mit seinen Gerichten, weiß er die Schuldigen zuletzt doch zu finden. Wahrhaft grauenvoll schäumte nun aber die Wuth der katholischen Bevölkerung, welche in den Guisen stets die Stütze ihres Glaubens verehrt hatte, gegen ihn auf, und die Priester voran. Einer aus ihrer Zahl, Namens Lincestre, trat einst vor seine Gemeinde: „Soll ich heute das tägliche Evangelium euch verkünden? Ich denke nicht, jeder kennt es. Aber was nicht jeder genug kennt, das ist die schlechte Aufführung Heinrichs von Valois, dieses neuen Herodes.“ Und er warf sogar die Frage auf, ob es erlaubt sei, den König zu ermorden; und sprach: „Was mich betrifft, so bin ich jeden Augenblick bereit dazu, die Tage ausgenommen, wo ich den Leib des Herrn weihe.“ Und solche Predigten verfehlten um so weniger ihre Wirkung, als Heinrich sich bereits offen für die Protestanten erklärt hatte. Bald fand sich in der Person des Dominicanermönches Jacob

Clement ein Mörder, der in dem Wahne, von Gott selbst zu dieser That auserſehen zu ſein, einen vergifteten Dolch in des Königs Herz ſtieß (1589). Und was das Schrecklichſte iſt, als ein Heiliger ward dieſer Königsmörder von dem verblendeten Volke hinfort verehrt und der Papſt ſelbſt ſtellte ihn einer Judith, den Makkabäern gleich. Zu ſolchen Verirrungen führt der Glaube, wenn er, den Herrn und ſein klares Wort verlaſſend, ein Spielball der Leidenſchaften, ſonderlich der Herrſchſucht geworden iſt.

Der Tod Heinrichs III. ſchien übrigens den Hugenotten eine beſſere Zukunft zu verheißen. Die nächſten Anſprüche auf den Thron hatte Heinrich von Navarra, der viel verſprechende Sohn der frommen Jeanne d'Albert. Er hatte ſeit dem Tode ſeiner Mutter viel erfahren. Während der Bluthochzeit in Paris ward er mit dem jungen Prinzen Condé vor den König gefordert, und Beiden nur die Wahl gelaſſen zwiſchen dem Uebertritt zur katholiſchen Kirche und dem Tode. Die Angſt des Augenblicks beſtimmte Heinrich zu dem erſtern. Er befand ſich ſeitdem in einer Art von Gefangenſchaft beim königlichen Hofe, und man verſuchte alle Künſte der Verführung, ſein Herz ſeinem Glauben und der Tugend zu entfremden. Aber zu tief wurzelten die Ermahnungen der unvergeßlichen Mutter in ihm, als daß dieſer ſcheußliche Plan ganz hätte gelingen ſollen. Heinrich entfloh und ſtand bald wieder an der Spitze ſeiner Glaubensgenoſſen. Er war es, der den entſcheidenden Sieg bei Coutras 1587 über die Ligue erfocht. Und es war ein doppelter Sieg, den er hier davon trug. Die frühern

wollüstigen Umgebungen waren nicht ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben, und er hatte sich im protestantischen Lager einige Ausschweifungen erlaubt. Das Heer kniete, nach alter schöner Sitte, vor dem Beginn der Schlacht nieder, um den Beistand des Gottes der Heerschaaren anzurufen. Heinrich war im Begriff, dieß mit zu thun, als einer der evangelischen Prediger ihm mit hohem Ernste entgegen trat und ihm gebot, im Angesichte des Heeres Buße zu thun, ehe er das heilige Werk angreife. Fürwahr, ein schönes Zeugniß von dem Geiste der Zucht, welcher sich unter den Stürmen jener Zeit noch unter den Protestanten aufrecht erhalten hatte, und ein eben so schönes Zeugniß für Heinrich's Herz, daß er den Höflingen, die der kühnen Zumuthung spotten wollten, sagte: „Man kann sich nie genug vor Gott demüthigen, nie genug aber den Menschen die Stirne bieten!" Und auch das war schön, daß Heinrich, nachdem er sich selbst so besiegt, auch des dann folgenden äußern Sieges sich nicht überhob und beim Anblick der erschlagenen Feinde sprach: „Das ist ein Anblick der Thränen auch für die Sieger." Heinrich III., mit welchem das Haus Valois erlosch, hatte noch in der Todesstunde unsern Heinrich als rechtmäßigen Nachfolger anerkannt. Dessen ungeachtet machte die Ligue wahrhaft furchtbare Anstrengungen, dem vermeintlichen Ketzer den Thron zu verwehren. Heinrich stand mit seinem Heere vor Paris. Die Hungersnoth war schon so hoch gestiegen, daß selbst die Gebeine der Todten zu Knochenmehl verarbeitet wurden; und doch wurde mit dem Henkertode der bedroht, der von Uebergabe zu sprechen wagte. Heinrich

jammerte seines Volkes, und er hob die Belagerung auf. Drei Jahre namenloser Verwirrung des blutigsten Krieges waren verflossen, und noch immer keine Aussicht zum Frieden. Da entschloß sich Heinrich zu einem Schritte, der die verschiedensten Beurtheilungen gefunden hat. Die Ligue, auch endlich des Blutvergießens müde, zeigte sich bereit, Heinrich als König anzuerkennen, wenn er zur katholischen Kirche überträte. Heinrich zur Seite stand ein Mann, der es werth ist, daß die Geschichte ihm ein Denkmal setzt. Es war Philipp Mornay, dem Könige, wie dieser selbst zu sagen pflegte, so unentbehrlich, wie sein Gewand. Aber kein feiler Königsdiener, seinem Heilande ergeben mit Leib und Seele, dabei auch voll tiefer evangelischer Erkenntniß, die er, obgleich Krieger, selbst in gelehrten Schriften, die er seinem Könige weihete, niedergelegt hat, und vor Allem voll heiligen Muthes sonder Menschenfurcht. Er war es, der vor der Schlacht von Coutras mit jenem Geistlichen Buße von Heinrich forderte; und als der König bei der Belagerung von Paris nach einem mißlungenen Angriff ganz niedergeschlagen ihn fragte, ob denn Gott ihn ganz verlassen habe, erwiederte er: „Laßt uns eher darüber nachdenken, ob wir ihn nicht verlassen haben. Welch ärgerliches zügelloses Leben haben wir während der Belagerung geführt!" Und nicht vergebens war die ernste Erinnerung an dem Könige, der eines solchen Freundes sich auch hier wieder werth zeigte; bereitwillig knieete er mit ihm nieder und Beide sprachen mit einander die Worte des neunzigsten Psalms: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht

zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“ Dieser rechtschaffene Christ war es nun auch, welcher Heinrich allen Ernstes abmahnte, seinen Glauben durch den von der Ligue geforderten Uebertritt zu verleugnen, denn er hielt es für nicht gerathen, sei es, um welchen Preis es wolle, etwas wider das Gewissen zu thun. Und als die Hofleute ihm die empfindlichsten Vorwürfe darüber machten, antwortete er: „Ihr wollt, daß ich dem Könige rathe, in die Messe zu gehen. Mit welchem Gewissen könnte ich das thun, wenn ich nicht der erste bin, der auch hingeht, und was für eine Religion wäre dieß, die man wie ein Hemd an- und ausziehen könnte!“ Und als man dann zu Bestechungen seine Zuflucht nahm und ihm 20000 Thaler jährlicher Einkünfte bot, wenn er dem Könige riethe, katholisch zu werden, sprach er: „Mein Gewissen ist mir so wenig feil, wie das meines Königs.“ Dieser treue Knecht überlebte seinen König; wie er jetzt um keinen Preis seinen Glauben verleugnen wollte, so weigerte er sich unter Heinrichs Nachfolger eben so standhaft, für denselben mit den Waffen in der Hand in die Schranken zu treten, und bei seinem 1623 erfolgten Tode bezeugte man, es könne ihm kein anderer Vorwurf gemacht werden, als daß er Protestant gewesen sei.

Heinrich, wie trefflich er auch sonst sein mochte, war doch nicht stark genug, den Einflüsterungen derer zu widerstehen, welche es ihm begreiflich zu machen suchten, daß er dem Wohle des Vaterlandes seinen Glauben zum Opfer zu bringen schuldig sei, und sonderlich sein Gewissen mit der Bemerkung beschwichtigten, daß man in der katholischen

Kirche eben so gut selig werden könne, als in der protestantischen. Er selbst soll gesagt haben, Frankreich sei wohl einer Messe werth, und wenn wir dieser Aeußerung auch das Wort entgegensetzen müssen: „Was hülfe es dem Menschen, daß er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele!“ so erfordert es doch die christliche Liebe, daß wir in Betracht der höchst schwierigen Verhältnisse, in welche Heinrich sich versetzt sah, den Uebertritt desselben mit derjenigen Milde beurtheilen, welche wir jedem irrenden schwachen Mitbruder schuldig sind. Es war am 25. Juli 1593, wo Heinrich in der Abtei St. Denis im Angesichte einer großen Volksmenge von dem Erzbischofe von Bourges feierlich in den Schooß der katholischen Kirche wieder aufgenommen wurde; und einige Zeit darauf ward er mit gleicher Feierlichkeit auch in der Peterskirche von Rom durch den Papst von dem noch auf ihm lastenden Banne freigesprochen und für den allerchristlichsten König (welchen Titel die französischen Könige zu führen pflegten) erklärt. Die erbittertsten seiner Feinde waren auch jetzt noch nicht zufrieden; ein Jesuit machte einen Mordversuch gegen ihn, aber das Volk war nunmehr so begeistert für seinen König, daß es in Wuth nicht allein über den Mörder, sondern auch über alle Jesuiten herfiel und zu lauten Dankgebeten für die Erhaltung des königlichen Lebens in den Kirchen sich vereinigte. Wie verdient sich dieser große König um das äußere Wohl Frankreichs machte, gehört nicht in unsere Darstellung, wohl aber müssen wir erwähnen, daß er seiner vormaligen Glaubensgenossen nicht vergaß.

Nach vielen sorgsamen Berathungen erließ er 1598 das berühmte Edict von Nantes, durch welches den Protestanten freie Religionsübung in allen Städten, wo sie dieselbe früher gehabt hatten, aufs neue gestattet, gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken, so wie der Zutritt zu den höchsten Staatsämtern zugesichert, und jede Gewaltthat gegen sie verboten wurde; ja ihren Lehrern wurden Zuschüsse zu ihren Besoldungen und freie Zusammenkünfte verwilligt. Obwohl in der erstgenannten Bestimmung allerdings nun immer noch einige Beschränkungen für die Protestanten lagen, so hatte Gott ihnen als Lohn ihres langen, obwohl in mancherlei Schwachheit geführten Kampfes nun doch so viel gegeben, wie sie unter den damaligen Umständen nur irgend erwarten konnten, und Heinrich war Zeit seines Lebens eifrig darauf bedacht, diese Wohlthat ihnen unverkürzt zu erhalten. Es war dieß nicht leicht; denn nach Erscheinung des Edictes ließen sich unter den eifrigen Katholiken viele unzufriedene Stimmen vernehmen; vor allen eiferten dagegen die Geistlichen und die Anhänger der aufgelöseten Ligue. Aber Heinrich sprach: „Als König bin ich zugleich der Hirte meines Volkes, und will nicht das Blut meiner Schafe vergießen; ich will sie vielmehr mit Sanftmuth sammeln.“ Ja er fiel zuletzt sogar als Opfer seiner Treue gegen seine vormaligen Glaubensgenossen. Als der König am 13. Mai 1610 ausgefahren war, und der Wagen in einer engen Straße mit einigen andern Wagen ins Gedränge gekommen war, schlich ein Mensch von widrigem Aussehn, Ravaillac mit Namen, herzu und stieß dem Könige ein zweischneidiges Messer in den Leib.

„Ich bin verwundet!“ ruft der Getroffene, aber in demselben Augenblick gibt der Mörder ihm einen zweiten Stich, der ihm ins Herz drang. Da Ravaillac ein Mönch war, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er von jener Parthei erkauft war, welche die Begünstigung der Protestanten dem Könige nicht verzeihen konnte. Ist Heinrich daher auch einer Schwachheit durch seinen Uebertritt zum katholischen Glauben schuldig geworden, so hat Gott seine Treue gegen seine vormaligen Glaubensgenossen doch dadurch geehrt, daß er für sie hat sterben dürfen.

§. 4. Die Dragonaden.

Das Edict von Nantes fing an auf die Protestanten den günstigsten Einfluß zu üben. Sie besaßen zur Zeit desselben 760 Kirchen, die kleinern Gemeinden nicht mitgerechnet, welche keine eignen gottesdienstlichen Gebäude hatten, sondern mit den größern zusammenhielten. Auch hatten sie mehre Bildungsanstalten für ihre Prediger, und wie diese mit großer Treue das Wort Gottes verkündigten, und mit großer Strenge die Kirchenzucht übten, so erbauete sich die Gemeinde immer fester auf dem Grunde ihres allerheiligsten Glaubens. Und was bisher noch diesen Glauben getrübt hatte, die Vermengung desselben mit weltlichen Händeln, das wurde nun auch durch die Dazwischenkunft besonderer Ereignisse beseitigt. Nach Heinrichs IV. Tode übte unter der Regierung seines Sohnes Ludwig XIII. der staatskluge Kardinal Richelieu einen mächtigen Einfluß, und während er die Protestanten in Deutsch-

land, weil es so seine anderweitigen Interessen erforderten, unterstützte, suchte er in Frankreich ihre äußere Macht gänzlich zu brechen. Die festen Plätze, welche die Protestanten noch inne hatten, namentlich Rochelle, wurden nach einer furchtbaren Belagerung geschleift, und durch das 1629 gegebene sogenannte Gnadenedict von Nismes wurde den Protestanten zwar der Genuß ihrer kirchlichen Rechte aufs neue verbürgt, aber ihre weltliche Macht auf immer vernichtet. In eben dem Maße, als sie nun hierdurch allen weltlichen Händeln und Umtrieben entzogen waren, erstarkten sie inwendig, und richteten allen Fleiß darauf, daß sie ihren Glauben durch gute Werke ziereten; und ihre Feinde selbst mußten ihnen das Zeugniß geben, daß sie die fleißigsten, ehrbarsten und treusten Bürger waren. Oft geriethen sie in Versuchung, mit den Waffen in der Hand die ihnen genommene weltliche Macht wieder zu erringen, aber selbst wo sich unter den Bedrängnissen, in welche das Reich nach dem Tode Ludwig XIII. gerieth, die beste Gelegenheit dazu zeigte, ließen sie sich durch nichts zur Empörung verleiten; wie eine feste Mauer standen die Hugenotten um den jungen König Ludwig XIV.

Aber welch einen Lohn ernteten sie für diese Treue! Nun es ist auch ein Lohn, wenn Gott den Glauben der Seinigen durch immer neue Trübsal vollbereitet, stärket, kräftiget und gründet. Diesen Schmerzenslohn empfingen unsere Glaubensbrüder freilich nun im reichsten Maße. Ludwig XIV. (1643—1715) war ein geistreicher, feingebildeter, aber dabei ehrgeiziger, prachtliebender und wollüstiger Mann. Das Uebergewicht seines Geistes gab ihm

eine große Herrschaft über sein Zeitalter, welches als das der Aufklärung, der Bildung, der feinen Sitten gepriesen wird, in welchem Kunst und Wissenschaft ihre ersten Blüthen entfalteten. Aber hier wurde gerade der schlagendste Beweis geliefert, wie die bloße Verstandesbildung nichts weder zur Förderung des wahren Glaubens, noch auch zur wahren Besserung des Menschen beiträgt. Das Herz mit seinen verderbten Neigungen und Lüsten ist mächtiger, als der Verstand mit seinen vermeintlich hellen Erkenntnissen, und diese müssen bald in den Dienst jener treten. So war es bei Ludwig. Dieser königliche Sünder war weder entschlossen genug, seinen schändlichen Lüsten abzusagen, noch verstockt genug, um die Vorwürfe seines Gewissens zu verachten; am leichtesten glaubte er diese beschwichtigen zu können, wenn er den Rath seiner Beichtväter befolgte, welche ihm die Zurückführung der Ketzer in den Schooß der allein seligmachenden Kirche als das verdienstlichste Werk, welches den höchsten Gnadenlohn zu erwarten habe, vorstellten. Er fing nun damit an, daß er den dritten Theil seiner Sparkasse für die Bekehrung der Hugenotten aussetzte. In Folge dessen wurden die ansehnlichsten Summen denen geboten, welche freiwillig zur katholischen Kirche übertreten wollten. Und eine einfache mündliche Erklärung vor zwei oder drei Zeugen, ohne allen weitern Unterricht, reichte hin, um als Katholik angesehen zu werden. Die Kinder wurden durch Naschwerk, das man ihnen bot, verlockt, und man erklärte sie schon im siebenten Jahre für reif und mündig, eine unwiderrufliche Erklärung in Hinsicht auf den Religionswechsel zu geben. Bald aber fand

sich, daß die meisten von denen, welche auf solche Weise zum Uebertritte beredet waren, voll Reue wieder zurücktraten; und es wurde nun ein Gesetz gegeben, welches die Landesverweisung aussprach über alle, welche, einmal katholisch geworden, sich wieder zur evangelischen Lehre wandten. Und jetzt ging es Schritt vor Schritt weiter auf der Bahn der Gewalt, besonders seitdem der Kanzler le Tellier und dessen Sohn Louvois das Uebergewicht im Rathe des Königs erhalten hatten. Ganz gegen das Edict von Nantes wurden die Protestanten von allen Staatsämtern ausgeschlossen, ja es wurde ihnen jedes ordentliche Gewerbe untersagt; es durfte kein Protestant mehr Arzt oder Apotheker, Buchdrucker oder Goldschmied u. s. w. werden. Als dieß noch nicht genug fruchtete, rieth der grausame Louvois dem Könige im Jahre 1681 ein Regiment Dragoner in eine größtentheils protestantische Stadt zu schicken, und sie in den Häusern der Hugenotten einzuquartieren. Wer sich bekehrte, sollte sogleich von der Einquartierung frei sein. Dieß ist der Anfang der sogenannten Dragonaden, oder der gestiefelten Mission, wovon selbst die katholische Christine, gewesene Königin von Schweden, sagte: „Geharnischte Kriegsknechte sind gar seltsame Apostel; sie sind geschickter, zu stehlen und zu morden, als zu bekehren. Weil sich der Heiland solcher Mittel nicht bedient hat, so können sie wohl nicht die besten sein.“ Aber dem verblendeten König Ludwig schienen sie doch die besten zu sein, besonders als ihm seine Rathgeber und Priester eine Liste vorlegten, nach der schon 37000 Hugenotten auf diese Weise bekehrt worden wären, und die gewisse Hoff-

nung machten, daß in wenigen Jahren die Einheit des katholischen Glaubens im ganzen Reiche hergestellt sein würde. Immer häufiger wandte man die Dragoner an; ganze Gemeinden sammt ihren Predigern wurden von ihnen in die katholischen Messen getrieben; man jagte die zur frommen Andacht Versammelten aus einander, man verbrannte ihre Bibeln, man zerstörte ihre Kirchen. Viele unterlagen solchen Gewaltthätigkeiten, aber andere verharreten muthig bei ihrem Glauben, und man sah diese Treuen, und unter ihnen hochbetagte Greise und schwache Frauen oft 50 bis 60 Stunden weit über die stürmische See dahin ziehen, um eine evangelische Predigt zu hören, ein Kind taufen zu lassen, und das heilige Sacrament zu genießen nach ihrem Bekenntniß. Einige, durch die empörenden Mißhandlungen aufs Aeußerste gebracht, suchten sich der Gewaltthat mit Leib und Leben zu widersetzen, so daß sie unmittelbar auf den Trümmern der niedergerissenen Kirchen neue Bethäuser zu bauen, und zu predigen begannen. Aber nun glaubte man sich erst vollends zu jedem Mittel berechtigt, die verhaßten Widersacher zu vertilgen. Alle Gräuel der Bartholomäusnacht wiederholten sich jetzt. Ein Schriftsteller sagt: „Ganz Frankreich glich jetzt einem großen Jagdreviere, worin man die eingeschüchterten Hugenotten wie das Wild auf dem Felde jagte. Schandthaten aller Art wechselten mit den blutigsten Hinrichtungen.“

Dennoch bestand immer noch das Edict von Nantes, wie frech es auch verhöhnt war; Ludwig riß nun auch noch diese letzte Schranke nieder, welche der völligen Vertilgung der evangelischen Lehre

entgegen zu stehen schien. Im Jahre 1685 ward das genannte Edict gänzlich aufgehoben. Alle protestantischen Kirchen sollten niedergerissen werden, jeder öffentliche und häusliche evangelische Gottesdienst und Unterricht sollte aufhören, alle neugebornen Kinder sollten in der katholischen Kirche getauft und erzogen werden, die protestantischen Geistlichen sollten innerhalb 14 Tagen, wofern sie sich nicht bekehrten, das Land räumen oder auf die Galeeren kommen, allen andern Hugenotten ward bei derselben Strafe aber die Auswanderung untersagt. Mit lautem Jubel wurde diese schmachvolle Verordnung, welche alle Zusagen, die den Protestanten auf das feierlichste verbürgt waren, auf immer vernichtete, von den Feinden der letztern begrüßt, und der greise Kanzler Tellier, der Haupturheber derselben, sprach am Rande des Grabes: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen!" So weit ging die Verblendung des falschen Glaubens. Mit neuer Wuth und wie nie zuvor erhob sich nun der Sturm der Verfolgung gegen die unglücklichen Hugenotten. Den Predigern war die Auswanderung erlaubt, ja geboten; dennoch verhinderte man dieselbe, man fing die Hinwegeilenden auf, und es ward ein Preis von 50 Goldstücken auf den Kopf eines Predigers gesetzt. Die andern sollten nicht fliehen, aber sie zogen die Gefahren der Flucht einer schmählichen Verleugnung ihres Herrn vor; die Reichen hüllten sich in die Lumpen eines Bettlers, Frauen in die Gewänder von Landstreichern, ganze Schaaren nahmen die Tracht von Wallfahrern an, und Kinder verpackte man in Reisekoffer, um sie so unbemerkt über

die Grenze zu senden. Wurde der Betrug entdeckt, so wurden die Armen auf die Galeere geschleppt, oder in die Klöster gesteckt, um dort durch unausgesetzte Mißhandlungen zum Uebertritt gezwungen zu werden; die Kinder sperrte man in enge Behälter und erstickte sie im Rauch, wenn sie sich nicht bekehren wollten. Die armen Kleinen waren nachgerade so in Angst gesetzt, daß sie in jedem Unbekannten das gräuliche Gespenst eines Verfolgers zu sehen wähnten, laut aufschrieen und in Zuckungen verfielen. Die Einquartierungen der Dragoner dauerten fort und diese erlaubten sich jetzt Bedrückungen, welche noch zu überbieten suchten, was gewöhnliche menschliche Grausamkeit zu erdenken pflegt. Männer und Weiber wurden mit den Haaren oder den Beinen an den Wänden oder in Kaminen aufgehängt und durch angebranntes nasses Heu geräuchert; andern raufte man die Haare aus oder ließ sie halb braten, oder tauchte sie so lange ins Wasser, bis sie versprachen, katholisch zu werden; andern schraubte man die Hände zusammen, man trat sie mit Füßen, man wetzte die Sporen an ihrem Leibe, goß ihnen heißes Wasser, Unreinigkeiten oder andere schädliche Dinge in den Mund; wieder andere plagte man mit Schlaflosigkeit, indem man sie stündlich aufrüttelte oder die Trommel unaufhörlich vor ihnen rührte. Viele starben in Folge dieser Mißhandlungen, andere tödtete man ohne Weiteres. Kein Wunder war es, daß unsere so furchtbar bedrückten Glaubensbrüder immer neue Wege zur Flucht suchten, zumal da ihnen in Frankreich durch das Gesetz jede Art von Anstellung, jedes Gewerbe, jede freie Verfügung über ihr Eigenthum, jede Aussicht auf

Verdienst und Erwerb genommen war; wollten doch selbst die Waschfrauen keine Ketzerin unter sich dulden!

So geschah es denn, daß an 50000 Familien Frankreich verließen. Und wie der Herr denen, welche um seinetwillen verließen Häuser und Aecker und Brüder und Schwestern, Vater und Mutter, verheißen hat, daß sie es hundertfältig wieder empfangen sollten in dieser Zeit schon (Marc. 10, 29. 30.); so bereitete er diesen Unglücklichen überall im Auslande eine freundliche Stätte, denn alle protestantischen Staaten wetteiferten um die Ehre, die Flüchtlinge aufzunehmen. Allen leuchtete aber mit edlem Beispiele voran der große Churfürst von Brandenburg. Nicht nur hatte er in verschiedenen Städten Deutschlands und Hollands Bevollmächtigte beauftragt, die Flüchtlinge mit namhaften Summen zu unterstützen, sondern in seinem eignen Lande wies er ihnen auch Wohnungen an, verlieh ihnen Abgabenfreiheit, sogar Vorschüsse, bestellte einen eigenen Generalintendanten, der ihre Angelegenheiten besorgen mußte, einen eignen Justizhof, der ihre Rechte, und eigne Consistorien, welche ihre Religionsgebräuche sicherten, und in Berlin allein wurden zwei Kirchen ihnen eingeräumt und einige ihrer Prediger dabei angestellt. Gott ließ aber wiederum die christliche Liebe, welche den Flüchtlingen erwiesen wurde, nicht ungesegnet; denn überall, wohin diese meist hochgebildeten und gewerbthätigen Leute kamen, hob sich die Industrie, sie übten den bedeutendsten Einfluß auf Künste und Wissenschaften, auf das ganze religiöse und sittliche Leben zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

§. 5. Der Camisardenkrieg und seine Folgen.

Es waren etwa noch zwei Millionen Hugenotten im Lande zurückgeblieben. Da sie sich fortwährend den gräulichsten Bedrückungen ausgesetzt sahen, hatten sie sich größten Theils in den Gebirgen des Niederlanguedoc und vorzüglich in den Cevennen, gleich einer verscheuchten Heerde, zusammen gethan. Die Verzweiflung erzeugte eine nicht mehr auf der festen Grundlage eines besonnenen Glaubens ruhende Begeisterung. Ueberall traten Erweckte auf, welche der staunenden Menge ihre Gesichte verkündigten, das Hereinbrechen der Gerichte Gottes über Frankreich und seinen König, den Untergang der Welt weissagten. Selbst Kinder von drei bis vier Jahren predigten Buße. Alle wurden mit fortgerissen; von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg walleten die begeisterten Schaaren; Wälder und Klüfte waren ihr Nachtlager, wilde Feldfrüchte ihre Nahrung. Trotz und Todesverachtung setzten sie ihren Nachfolgern entgegen. Diese wurden oft selbst von dem Rausche der Begeisterung ergriffen; sie warfen die Waffen von sich und redeten mit den übrigen mit neuen Zungen. An die Spitze der Verfolgten stellte sich ein gewisser la Porte aus Alais. Er war erst Schweinehändler gewesen, nannte sich Obrist der Kinder Gottes und datirte seine Briefe aus dem Feldlager Jehovahs. Er verübte mit seinen Genossen manchen Frevel an Kirchen und Kirchengeräthen, an Leib und Gut der Geistlichen. Als er gefallen war, nahm seine Stelle Cavalier ein, der Sohn eines Landmanns, der das Bäckerhandwerk gelernt, und sich in Genf einige Bildung angeeignet hatte,

Er organisirte in Verbindung mit einem gewissen Roland den Widerstand, und die sich unter seine Fahne stellten, erhielten den Namen der Camisarden entweder von den Hemden (chemise), die sie trugen oder von den unerwarteten Ueberfällen (camisade), die sie machten.

Es begann nun der sogenannte Camisardenkrieg, dessen Einzelnheiten zu erzählen nicht unsere Absicht sein kann. Es wurde erst der General von Broglie mit Dragonern und Fußsoldaten gegen die Camisarden abgeschickt; knieend und Psalmensingend erwarteten diese ihn auf einer Anhöhe, und nachdem sie ihn in die Flucht geschlagen, bezeichneten sie ihren Pfad mit Mord und Brand. Mit verstärkter Macht kam der Marschall Montrevel im Februar des Jahres 1702. Zugleich wurden von den katholischen Priestern, die mitunter selbst die verhaßten Ketzer geißeln und foltern ließen, die Gläubigen ermahnt, für die Bekehrung der Sünder zu beten. Man wartete aber den Erfolg dieser Gebete nicht ab. Als am Palmsonntage eine Schaar Hugenotten in einer Mühle in der Nähe von Nismes sich zum Gottesdienst versammelt hatte, ließ Montrevel die Mühle erst von Dragonern umstellen, dann in Brand stecken, und diejenigen, welche dem Feuer entflohen waren, niedermachen. Als sich der Krieg immer mehr in die Länge zog, faßte man den Entschluß, den ganzen Landstrich der obern Cevennen, der 466 Dörfer mit 20000 Menschen umfaßte, zur Wüste zu machen, und wirklich wurden diese Dörfer bis auf das letzte Haus zerstört. Auch erhoben sich, durch die Verheißungen des Papstes angefeuert, Schaaren von sogenannten Kreuzrittern

aus der katholischen Bevölkerung, welche zur Verfolgung der Ketzer auszogen und die furchtbarsten Grausamkeiten an ihnen verübten. Die Camisarden vergalten es ihnen aber reichlich; aus dem Hinterhalte der Weinberge von Nismes schossen sie auf die friedlichen Einwohner, welche hinausgingen, ihre Felder zu bestellen. Eine Weile sahen sich die Camisarden von ihrem Anführer Cavalier verlassen, der, unlautern Herzens, sich von den Verheißungen der Feinde hatte blenden lassen, seine Sache Preis zu geben. Als er in seinen eigensüchtigen Erwartungen sich aber getäuscht sah, kehrte er wieder zu den Seinen zurück, und suchte nun Hilfe bei auswärtigen Mächten. Er machte großes Aufsehn in Holland; und in London, wo er mit einigen Begeisterten erschien, staunte die Menge diese neuen Propheten an, und es wurden aus ihr sogleich auch etliche von dem Feuer der Begeisterung ergriffen und so verbreitete sich denn dieses Prophetenthum auch im Auslande. In Frankreich selbst versiegte aber die Quelle in eben dem Maße, als das Glück wich. Wir wollen damit nicht sagen, daß die ganze Erhebung durchaus auf einem unlautern Grunde ruhete. Es sind viele Geheimnisse im Reiche Gottes und wir kennen die verborgenen Wirkungen des Geistes, wie die Tiefen des menschlichen Herzens zu wenig, um über Erscheinungen, wie sie das Prophetenthum der Camisarden zeigt, schnell aburtheilen zu können. Und unsere ganze Bewunderung verdient die Standhaftigkeit, mit welcher viele derselben den Tod erduldeten. Als einer von ihnen, Namens Maillé, zum Tode durch das Rad verurtheilt wurde, hörte er lächelnd sein Urtheil an. Lächelnd

zog er durch die Straßen zum Richtplatze. Als ihm schon die Glieder zerbrochen waren, hatte er noch Kraft genug, die Priester zurückzuweisen, die ihn zum katholischen Glauben bekehren wollten. Noch ermuthigte er die andern, so viel er zu sprechen vermochte und starb mit heiterer Miene. Ein Anderer, Boëton, predigte noch vom Rade herab so lange, daß man ihm blos darum den Todesstoß gab, weil man mit Recht fürchtete, daß durch dieß gräßliche Schauspiel die Menge dahin aufgeregt werden könnte, daß sie Parthei für die Verfolgten zu nehmen bewogen würde. Doch ist solche Standhaftigkeit an sich noch kein Beweis von der Reinheit des Glaubens. Auch die Schwärmerei hat die größten Märtyrer erzeugt. Viele der gepriesensten Propheten unter den Camisarden machten sich grober Ausschweifungen und Fleischessünden schuldig und fast alle finden wir auf dem Wege der Gewaltthat. Das weiset doch jeden Falls darauf hin, daß bei der Mehrzahl der Glaube nicht frei von fremder Beimischung war. Manche halten die Bewegung sogar für einen gewöhnlichen Aufruhr. Darum ruhete der Segen Gottes auch nicht auf den Unternehmungen der Camisarden und der Krieg nahm ein trauriges Ende, so daß man nicht einmal durch einen Friedensschluß einige Vortheile erlangte.

So geschah es denn, daß im Jahre 1724 durch Ludwig XV. nicht allein die früheren Gesetze gegen die Hugenotten erneuert, sondern auch noch geschärft wurden. Die religiösen Zusammenkünfte der Hugenotten wurden mit doppelter Strenge untersagt; ihre neugebornen Kinder mußten sogleich

von katholischen Priestern getauft werden; Haussuchungen, Einkerkerungen, Landesverweisungen, Einquartierungen, Brandschatzungen aller Art, gewaltsame Ehescheidungen wiederholten sich täglich. Die lange Trübsal hatte den Glauben geläutert; es kamen jetzt nicht mehr die frühern Auswüchse vor. Viele treue Prediger, gewöhnlich Prediger der Wüste genannt, waren thätig, das Volk im Worte Gottes recht zu unterrichten, und mehr wie durch alles stärkten sie es oft durch einen heldenmüthigen Märtyrertod im ausdauernden Glauben. So hatte der achtzigjährige Prediger Jacob Roger dreißig Jahre hindurch den Kirchen im Dauphiné mit unermüdlicher Hirtentreue vorgestanden. Er ward ergriffen und zum Tode verurtheilt. Als er im Kerker das Urtheil vernommen hatte, pries er mit lauter Stimme den Tag, an dem er die großen Wahrheiten, die er bisher verkündigt, mit seinem Blute besiegeln dürfe, dann ermahnte er die Brüder zur Beständigkeit. Auf dem Wege zum Richtplatz sang er den 51. Psalm. Viele Katholiken selbst wurden tief gerührt, als sie den Greis mit solcher Freudigkeit sterben sahen. Im Jahre 1746 wurde der Prediger de Subas zu Montpelier ins Gefängniß geführt. Vergebens suchten ihn Erzbischöfe und Bischöfe, die zu ihm kamen, zum Widerrufe zu bringen. Noch auf dem Richtplatze ward ihm ein Crucifix vorgehalten, aber er lehnte es ab und litt den Märtyrertod mit gen Himmel gerichtetem Blick.

§. 6. Die neuere Zeit.

Obgleich die Bedrückungen der Hugenotten bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fortdauerten, gelang es den Feinden doch nicht, ihren Glauben zu vertilgen, und jetzt nahete auch das Ende ihrer Leiden. Die Veranlassung dazu gab ein Proceß, der 1762 gegen Jean Calas, einen Protestanten, deßwegen eröffnet wurde, weil er seinen ältern Sohn, der katholisch geworden war, ermordet haben sollte. Er ward wirklich auf Grund eines richterlichen Urtheils hingerichtet. Nach seinem Tode fand es sich, daß dieser Sohn sich selbst das Leben genommen hatte. Voltaire nahm sich der Sache an; er deckte das hier geschehene Unrecht auf, und erklärte sich in einem eignen Buche aufs stärkste gegen die Ketzerprocesse, und damit waren diese auf immer in Frankreich begraben. Diese Grundsätze allgemeiner Freiheit, welche dann in der Revolution geltend gemacht wurden, kamen den Hugenotten wieder zu Gute, und sie erhielten nun vollkommene Religionsfreiheit und Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern. Napoleon behielt diese Grundsätze bei und er zeigte sich den Protestanten besonders günstig. Er sagte zu den Geistlichen derselben, welche bei seiner Krönung erschienen: „Mit Vergnügen sehe ich die Pastoren der reformirten Kirche Frankreichs hier versammelt; ich ergreife gern diese Gelegenheit, ihnen zu erkennen zu geben, wie zufrieden ich jederzeit mit allem gewesen bin, was mir von der Treue und dem Wohlverhalten der Geistlichen und Laien der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse berichtet worden ist. Ich will, daß

man wisse, daß meine Absicht und mein fester Wille dahin gehen, die Religionsfreiheit aufrecht zu erhalten. Die Gewalt des Gesetzes hört da auf, wo die unbestimmbare Gewalt des Gewissens anfängt. Das Gesetz und der Fürst vermögen nichts gegen diese Freiheit." Napoleon gab im Jahre 1802 der protestantischen Kirche eine eigne Verfassung. Nach derselben wurden für die reformirte Kirche zunächst Consistorien eingerichtet, welche die kirchlichen Angelegenheiten für einen Bezirk von 1—6000 Seelen zu verwalten hatten, und aus den Geistlichen des Bezirks und 6—12 Laien bestanden. Ueber ihnen sollten die Provinzialsynoden stehen, welche von einem Geistlichen und einem Laien jedes Consistorialbezirks zu beschicken waren. Diese sind jedoch nie recht ins Leben getreten, noch weniger die Nationalsynoden; und die Consistorien stehen jetzt in unmittelbarem Verkehr mit dem Kultusministerium. Die lutherische Kirche in Frankreich hat eine ähnliche Verfassung; sie hat auch Consistorien, wie die reformirte Kirche; statt der Synoden aber Inspectionsversammlungen, welche einen immerwährenden Ausschuß haben, der aus einem geistlichen Inspector und zwei weltlichen Beisitzern besteht, und ein Generalconsistorium, welches wieder in einem immerwährenden Directorium dargestellt ist, das aus dem Präsidenten, zwei von diesem ernannten weltlichen Mitgliedern, und dem ältesten Inspector besteht. Auch hier werden die Versammlungen der Inspectionen und der Generalconsistorien selten oder gar nicht zusammenberufen. Dieß wird als ein großer Mangel in beiden protestantischen Kirchen erkannt, indem die Einheit, Freiheit und Selbstständigkeit derselben

4*

dadurch sehr beeinträchtigt erscheint. Es hat neuerlich daher ein ernstlicher Kampf für diese Versammlungen und die größere Unabhängigkeit der Kirche vom Staate begonnen. Es sind aus dem Schooße der reformirten Kirche große freie Synoden zusammengetreten, um überhaupt eine neue Belebung der Kirche in Bekenntniß und Verfassung zu berathen. Es hat sich dabei gezeigt, daß auch in dieser Kirche der Unglaube eine Macht geworden ist, der aber die Entschlossenheit des neuen Lebens, das nicht minder hier erwacht ist, die Spitze zu bieten im Stande ist. Zu einer rechten Vereinigung ist es nicht gekommen. Viele von den entschiedenen Christen haben sich zu freien, vom Staate unabhängigen Gemeinden auf Grundlage des göttlichen Wortes zusammengethan, die auch eine strenge Zucht unter sich üben wollen. Alle lebendige Glieder der evangelischen Kirche Frankreichs, die etwa eine Million Seelen zählt, stehen in kräftiger Erinnerung dessen, was ihre Väter für ihren Glauben gelitten haben; sie schaaren sich überall zusammen, um an den allgemeinen christlichen Unternehmungen, der Verbreitung der Bibel, der innern und äußern Mission u. s. w. sich zu betheiligen und man kann sich der Hoffnung hingeben, daß die evangelische Kirche Frankreichs ihrer vergangenen Tage sich würdig bezeigen wird.

Zweiter Abschnitt.

Die evangelische Kirche der Niederlande.

§. 1. Blick auf Spanien.

Es könnte befremden, daß wir mit einem Blick auf Spanien die Erzählung von der Entstehung und Ausbildung der evangelischen Kirche der Niederlande beginnen. Indeß eines Theils ist hier ein bequemer Ort, die zwar erfolglosen, aber immer sehr merkwürdigen reformatorischen Bewegungen in dem erstern Lande kurz zu erwähnen, andern Theils sind beide Länder durch eine besondere Verkettung von Umständen zu jener Zeit in so nahe Berührung gekommen, daß wir den Gang der Reformation in den Niederlanden erst dann recht verstehen, wenn wir die spanischen Zustände zuvor in einiges Licht gestellt haben.

Kaum giebt es ein Land, in welchem die katholische Kirche so festen Fuß gefaßt und in welchem sie mit solcher Entschiedenheit sich jeder Abweichung von ihrer Lehre widersetzt hätte, als Spanien. Hier war es, wo die Inquisition ihren eigentlichen Boden fand (Gesch. d. christl. Kirche III, 1. p. 288.) und noch vor Luthers Auftreten sind von ihr 13000 Personen der Ketzerei wegen verbrannt worden. Gleichwohl konnte diese grausame Strenge das Eindringen des durch die Reformation angezündeten Lichts nicht verhindern. Einerseits blieben die Bewegungen, welche in dem benachbarten Frankreich

durch die Reformation veranlaßt waren, nicht ohne Einfluß auf Spanien; besonders wichtig aber war die Verbindung, in welche Spanien mit Deutschland dadurch kam, daß Carl V. beide Reiche zugleich beherrschte. Nicht nur die Umgebungen des Kaisers, welche meist aus Spaniern bestanden, wurden bekannt mit Luthers Lehrsätzen, und verkündigten sie, wenn sie, wie z. B. der eigne Hofkaplan des Kaisers, dafür gewonnen waren, in ihrem Vaterlande, sondern die Schriften Luthers fanden hier auch bald Eingang, und das war von weit reichenden Folgen. Kaum aber bemerkte die Inquisition diese Vorgänge, als sie auch schon die ernstlichsten Vorkehrungen dagegen traf. Man fing an, mit größerem Eifer den Ketzern nachzuspüren; man warf sie ins Gefängniß und bald floß auch Blut. Der erste Blutzeuge für die Reformation war Francisco San-Roman. Er stammte aus einer angesehenen Familie, und als er, der Ketzerei verdächtig, vor die Inquisition gestellt wurde, bekannte er offen und freimüthig die Haupt- und Grundlehre der Reformation, daß nämlich der Mensch nicht aus den Werken, sondern allein aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum gerecht und selig werde, wobei er auch nicht unterließ darzuthun, daß die Messe, die Ohrenbeichte, das Fegfeuer und andere Irrthümer mit dem Worte Gottes in Widerspruch ständen. Er ward darauf ins Gefängniß gesetzt und die Mönche boten alles auf, ihn von seinem Glauben abzubringen. Als sich dieß vergeblich erwies, verurtheilte man ihn zum Tode. Auf dem Richtplatz weigerte er sich, dem Priester zu beichten und sich vor dem Crucifix zu neigen, wie man von ihm verlangte. Als

schon die Flammen über ihm zusammenschlugen, machte er unwillkührlich eine Bewegung mit dem Haupte. Die Mönche glaubten darin ein Zeichen seiner Reue zu erkennen. Er wurde aus dem Feuer gebracht, aber, als er wieder Athem fand, blickte er seinen Peinigern ruhig ins Gesicht und fragte sie: „Beneidet ihr mich um mein Glück?" worauf er in die Flammen zurückgestoßen und von diesen verzehrt ward. Dieß geschah im Jahre 1544. Aus der Asche des Märtyrers blühete aber eine ziemlich zahlreiche evangelische Gemeinde auf, welche sich zwar insgeheim, aber regelmäßig in Vallado- lid versammelte. Im südlichen Spanien war es vor allen Sevilla, wo die neue Lehre festen Fuß faßte, und in den umliegenden Klöstern, wie auch unter dem höhern Adel Eingang fand. Nicht wenig trug dazu bei eine neu erschienene Uebersetzung des Neuen Testaments ins Spanische, welche aber freilich bald, nachdem der Verfasser eingekerkert war, von dem Papste verboten wurde. Es blieb aber nicht hierbei, sondern je mehr die neue Lehre sich verbreitete, desto furchtbarer wurden die Angriffe der Inquisition. Ein Zeugniß davon giebt die Anwendung der berüchtigten Auto da Fe.

Das Wort ist spanisch und heißt eine Glaubenshandlung. Das Auto da Fe war nämlich eine Handlung der Kirche zur Aufrechthaltung des Glaubens, und sollte ein Abbild des jüngsten Gerichts sein. Es wurde zuvor in allen Kirchen und Klöstern die Abhaltung desselben abgekündigt und allen denen ein vierzigtägiger Ablaß verkündigt, die daran Theil nehmen würden. Unter dem Geläute der Glocken wurden die Ketzer, über welche das Auto da Fe gehalten werden sollte,

aus dem Gefängnisse von den Dienern der Inquisition abgeholt und mit dem Sanbenito, einem mit Teufeln und Feuerflammen bemalten Kleide, angethan, und dann zum Richtplatze geführt. Vor ihnen her gingen Soldaten, ein Priesterchor mit singenden Knaben; ihnen folgten die hohen Behörden, die Richter, Staatsbeamten, die gesammte Geistlichkeit, die Mitglieder der Inquisition mit einer Fahne, die Leibwache derselben und ein langer Zug von Volk aus allen Ständen. Auf dem Platze erhob sich eine Bühne für die Inquisitoren und eine für die Gefangenen. Eine geistliche Rede eröffnete die Feierlichkeit. Diejenigen, welche bereit waren, die Ketzerei abzuschwören, erlangten, nachdem sie dieß unter den demüthigsten Gebehrden gethan hatten, die Absolution, ohne jedoch darum von den Kirchenstrafen befreit zu sein, welche gewöhnlich in körperlichen Züchtigungen, Kerker, Verbannung u. s. w. bestanden. Dann wurde der ganzen Versammlung ein Eid abgenommen, daß sie im Glauben der römischen Kirche leben und sterben wolle. Die ihren Glauben nicht abschwören wollten, wurden der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben. Unter dem heuchlerischen Vorgeben, daß die Kirche nicht nach Blut dürste, wurde jene ermahnt, die Schuldigen mit Milde zu behandeln, aber wehe ihr, wenn sie es gewagt hätte, diese anempfohlene Milde wirklich zur Anwendung zu bringen! Außerhalb der Stadt wurden die Verurtheilten verbrannt. Das erste öffentliche Auto da Fe gegen Protestanten ward 1559 in Valladolid gehalten. Unter den Verurtheilten waren viele vom höchsten Adel, aus der Umgebung Carls V., und ein Rechtsgelehrter, Namens

Herezuelo. Freimüthig hatte dieser seinen Glauben bekannt; festen Schrittes ging er zum Tode. Nur eins bekümmerte ihn, nämlich daß er seine Frau unter denen erblickte, welche widerrufen hatten, denn die Mönche hatten sie mit Drohungen und Bitten bestürmt. Aber der wehmüthige Blick, den der scheidende Gatte ihr zuwarf, weckte die verloschene Flamme des Glaubens wieder, auch sie legte nun ein freimüthiges Bekenntniß ab; acht Jahre schmachtete sie noch in den Kerkern der Inquisition, bis sie endlich das Schicksal ihres Mannes theilte. Eine Menge Beispiele dieser Art könnten noch angeführt werden, nicht allein von Männern und Frauen, sondern auch von Jungfrauen, Kindern und hochbetagten Greisen, welche freudig ihr Leben für den Glauben wagten; aber das müssen wir leider auch sagen, daß die Grausamkeit ihrer Verfolger durch ihre Standhaftigkeit keinesweges ermüdet werden konnte. Bei dem Auto da Fe, das über einen Edelmann, der früher bei Carl V. in hohen Ehren stand, gehalten worden war, sprach König Philipp II. die denkwürdigen Worte: „Er selbst würde bereit sein, das Holz herbeizutragen, um seinen eignen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Ketzer wäre, wie dieser.“

Diesen furchtbaren und mit derselben Entschlossenheit immer fortgesetzten Anstrengungen der vereinten geistlichen und weltlichen Macht gelang es nach und nach, die Reformation in Spanien gänzlich zu unterdrücken, so daß von einer evangelischen Kirche in diesem Lande nicht mehr die Rede sein kann.

Durch Gottes Fügung geschah es aber, daß die Herrscher, welche den Vertilgungskampf gegen die Reformation in Spanien führten, zugleich das Re-

giment in den Niederlanden hatten und die spanische Verfolgungsweise in dieß unglückliche Land verpflanzten. Es that sich hierin besonders hervor der oben erwähnte Philipp II., den wir, ehe wir weiter gehen, hier noch kurz charakterisiren müssen. Er war im Jahre 1521 geboren, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und mancherlei Kenntnisse eingesammelt. Er besaß einen scharfen, aber einseitig gebildeten Verstand, der sich besonders darin gefiel, von jeder Sache die möglichen Erfolge gegen einander abzuwägen; er war im Ganzen von einer düstern Gemüthsstimmung, und, selbst furchtsam, mehr darauf bedacht, Furcht zu erwecken, als Liebe; in seiner Gegenwart durfte niemand sprechen, ohne Befehl dazu empfangen zu haben, und auch dann nur knieend. Dabei war er von einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit, selbst im Kleinen, und ehe er eine Wohlthat erwies, pflegte er seinen Beichtvater zu fragen, ob er damit sein Gewissen nicht beschwere. Er war nicht frei von Wollust, aber die Sünden dieser Art suchte er später durch strenge Kasteiungen und Andachtsübungen abzubüßen. Mit ängstlicher Genauigkeit wartete er den Gottesdienst ab und betete des Tages wohl vier Stunden. Aus dem allen erhellet, daß Philipp nicht zu den Menschen gehörte, welchen der Glaube an und für sich gleichgiltig ist, und welche die Religion, wie eine Catharina von Medicis, nur zum Mittel für ihre selbstsüchtigen Zwecke gebrauchen; es war ihm wirklich Ernst damit, und er meinte, in Wahrheit Gott einen Dienst damit zu thun, daß er die Ketzer mit Feuer und Schwert vertilgte. Es war dieß eine furchtbare Verblendung, welche daher rührte, daß

Philipps Frömmigkeit ein todter Begriff, ein äußerliches, unfreies und gezwungenes Werk war, und daß er eben darum auch sich an das menschliche Ansehn von Priestern hingab, welche die Vertilgung der Ketzer ihm als das höchste Verdienst schilderten. Es ist ein neuer Beweis davon, zu welchen schrecklichen Verirrungen es führt, wenn der Glaube sich losreißt von dem allein festen und sichern Grunde des göttlichen Wortes, und wenn er sich nicht bewährt in der demüthigen freien Hingabe mit Herz, Muth und Sinn, voll Liebe und Licht, an den Herrn und seinen Geist, der durch jenes Wort uns in alle Wahrheit leitet.

§. 2. Der Kampf der Niederlande gegen die spanische Herrschaft.

Die Niederlande umfaßten im sechszehnten Jahrhundert 17 Provinzen, die von einem fleißigen, gewerbthätigen und freisinnigen Volke bewohnt waren. Schon vor der Reformation hatte sich hier an einzelnen Stellen ein freieres Glaubensleben geregt; Zeugniß davon geben Männer, wie Gerhard Groot, Thomas von Kempis, Johann Wessel (Geschichte der christl. Kirche III, 1. p. 238. und III, 2. p. 52.) und Erasmus, welche sämmtlich Niederländer waren. Kein Wunder, daß Luthers Lehre, sobald sie hier bekannt wurde, den erfreulichsten Eingang fand! Aber sogleich begann auch die Verfolgung. Zwei Augustinermönche, Heinrich Voes und Johann Esch, starben als die ersten Blutzeugen 1523, deren Tod auch Luther in einem schönen Liede besang. Ihnen folgten mehre

tausend Menschen, die unter Carls V. Regierung für den Glauben ihr Leben ließen; ein Schriftsteller spricht sogar von Hunderttausenden, was wohl übertrieben sein mag. Als Philipp die Regierung der Niederlande im Jahre 1555 überkommen hatte, ergriff er noch entschiedenere Maßregeln zur Unterdrückung der Ketzerei und beauftragte seine Schwester Margarethe von Oestreich, die er zur Statthalterin erwählte, und den Kardinal Granvella mit Vollziehung derselben. Der Letztere verlangte, daß alle Einwohner einen Eid über die Reinheit ihres Glaubens ablegen sollten; wer ihn verweigere, sollte seine Güter verlieren, und das Vaterland verlassen. Auch die katholischen Niederländer fühlten sich in ihrer Freiheit durch diese Maßregel tief verletzt, und es waren besonders drei Männer, welche das Volk mit Entschlossenheit zu vertreten suchten: Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, welcher das Vertrauen Carls V. in solchem Maße genossen hatte, daß er ihm den Oberbefehl über das kaiserliche Heer in den Niederlanden übertragen, Graf von Egmont und Graf von Horn. Da diese im Staatsrath, dessen Mitglieder sie waren, nicht durchdringen konnten, wandten sie sich in ihrer unmittelbaren Vorstellung an Philipp und bestanden vornämlich auf die Entfernung Granvellas. Diese letztere erlangten sie nun wohl; im Uebrigen aber erklärte Philipp: „Lieber wolle er hunderttausend Leben verlieren, als die geringste Veränderung in Glaubenssachen dulden, oder die Bestrafung der Ketzer mit Uebertretung seiner Pflichten gegen Gott aufschieben und mildern.“ Und um sich in dieser Gesinnung zu stärken, hatte er sich vor

dem Bilde des Erlösers niedergeworfen. In Folge dessen fuhr die Inquisition mit Aufspürung und Hinrichtung der Ketzer fort; schon aber kam es in einzelnen Fällen zur thätlichen Gegenwehr und endlich schlossen im Jahre 1566 die beherztesten Gegner des Blutgerichts einen Bund, worin sie einander gelobten, zwar nichts gegen Gott, König, Staat, Freiheit und römische Kirche zu unternehmen, wohl aber zusammen zu halten wider die Inquisition, weil dadurch göttliches und menschliches Recht umgestoßen, Hab und Gut unsicher gemacht und die Freiheit in Worten und Werken aufgehoben werde. Diese machten zuerst eine Vorstellung bei der Statthalterin, welche ihnen wenigstens noch einen anständigen Empfang bereitete; ein Staatsrath hingegen äußerte, man solle sich von solch einem Haufen Bettler (gueux) nicht einschüchtern lassen. Die Rückkehrenden verwandelten diesen Schimpfnamen sofort in einen Ehrennamen, und nannten sich von da an Geusen, ähnlich wie in Frankreich die Protestanten Hugenotten hießen. Zwar gehörten zu den Geusen auch Katholiken, nichts destoweniger wurde diese Parthei der Stützpunkt der neuen Lehre, welche nun auch immer offner hervortrat. Aber eben darum, weil der Kampf für diese Lehre zugleich ein Kampf für die äußere Freiheit war, blieb er nicht rein von unlautern Beimischungen. Hier war kein Luther, der die wilden Ausbrüche der Gewalt mit der Kraft des göttlichen Wortes niederhielt; unwissende ehemalige Mönche, ungebildete Handwerker fingen an in schwärmerischer Begeisterung von der evangelischen Freiheit zu predigen; der Pöbel rottete sich zusammen, und alsbald erhob sich, wie ehemals in Wittenberg, eine

wilde Bilderstürmerei, welche das ganze Land durchzog, und in wenigen Tagen an 400 Klöster, Kirchen und Kapellen geplündert und geschändet hatte. Keinesweges ist dieser Unfug den Protestanten allein zur Last zu legen; es steht fest, daß ein großer Theil dieser, namentlich die verbündeten Adligen und die Prediger sich allen Ernstes dagegen erklärt haben. Auch versprachen die drei Häupter der Geusen, Wilhelm von Oranien, Egmont und Horn, zur Unterdrückung des Aufstandes mitzuwirken, wenn die Inquisition eingestellt, und die Predigt des Evangeliums frei gegeben würde. Die Statthalterin war gezwungen, für den Augenblick nachzugeben; aber Philipp schwur dafür jenen Dreien den Untergang.

Philipp hatte einen Feldherrn, der ihm ähnlich, der, wie er, die Vertilgung der Ketzer für Gottesdienst und heilige Pflicht hielt; nur, als Soldat, noch entschlossener, unbedenklicher in Ausführung dieses Vorsatzes war. Des Herzogs von Alba unerschütterlicher Grundsatz war, das Unkraut mit der Wurzel auszurotten, die Ketzerei nehme doch keine Vernunft an, und Nachgiebigkeit bringe allezeit größere Uebel. Das war der Mann, den Philipp jetzt nach den Niederlanden sandte. Wilhelm von Oranien erhielt zuvor Kunde davon; zu schwach für jetzt, diesem vielversuchten und gefürchteten Feldherrn erfolgreichen Widerstand entgegenzustellen, beschloß er, das Land zu verlassen; vergebens suchte er auch Egmont und Horn dazu zu bewegen. Beide meinten, der Gnade des Königs vertrauen zu müssen. Alba erschien, und sein erstes Geschäft war, sich Beider zu bemächtigen. Es geschah bei einem Gast-

mahl. Die noch immer zu milde Statthalterin wurde dann entlassen; ein Blutrath von zwölf Männern niedergesetzt, und mit ihm schaltete der furchtbare Alba allein in dem Lande, „das eher zur Wüste werden sollte, als daß ein Ketzer übrig bliebe.“ Auf die gewissenloseste Weise verfuhr dieser Blutrath. Einer der Beisitzer schlief gewöhnlich bei den Berathungen; wenn man ihn weckte, seine Meinung zu sagen, war ihm das Bluturtheil schon so geläufig geworden, daß er schlaftrunken stets antwortete: „Zum Galgen!“ Nur die Unruhstifter sollten erst gerichtet werden, aber bald ward die Raub- und Mordbegierde, die das Innerste der Gedanken erspähen zu können vorgab, ganz allgemein. Ueberall standen die Blutgerüste aufgerichtet, und da diese nicht mehr hinreichten, benutzte man die Bäume an den Landstraßen, um die Ketzer daran aufzuhängen. Auch die Häupter Egmonts und Horns fielen bald. Vergebens flehete selbst ein katholischer Bischof um Gnade für Beide; Egmont endete mit den Worten: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Beider Tod wurde als ein Märtyrertod betrachtet und viele thaten ein Gelübde, das Haupthaar nicht eher zu scheeren, bis sie Rache genommen.

So bald aber kam die Zeit der Freiheit noch nicht. Alba verließ zwar nach einer sechsjährigen Statthalterschaft die Niederlande 1573, indem er bei seinem Abzuge sich rühmte, 18000 Ketzer hingerichtet zu haben; aber neue Statthalter traten an seine Stelle, die es wenig besser machten, als er, und das arme Land immer mehr in eine grauenvolle Wüste verwandelten. Dessen ungeachtet erlahmte die Thätigkeit der Gegenpartheì nicht. Die Seele

derselben war Wilhelm von Oranien. Nach Egmonts Tode trat er offen zur evangelischen Lehre über. Und es war ihm Herzenssache. Er war der älteste von zwölf Kindern; seine Brüder waren seine Kampfgenossen, und ihr Glaube war das schöne Erbtheil einer frommen Mutter, Juliane, gebornen Gräfin von Stolberg. Es ist uns noch ein Brief aufbehalten, den sie beim Ausbruch des Krieges an einen ihrer Söhne schrieb: „Mit großer Bekümmerniß," sagte sie hier, „sehe ich die Gefahren, die dich umringen. Berathe nichts, thue nichts, was gegen das Wort Gottes, gegen das Heil deiner Seele, gegen das Wohl des Landes und seiner Bewohner gerichtet ist. Bitte den himmlischen Vater, daß er dich durch seinen heiligen Geist erleuchte, und daß er dich vor allen Dingen das Ewige lieben lehre. Das ist aber unmöglich ohne den Beistand des heiligen Geistes, weßhalb du im Gebete verharren mußt. So lebe treu, lebe in der Furcht Gottes, wende dich an ihn, flehe ihn an, daß er dich vor allem Uebel bewahre und dich führe nach seinem Wohlgefallen. Ich werde für dich bitten, bitte du auch für mich." Wie wenig vergeblich diese mütterlichen Ermahnungen an den Herzen der Söhne waren, beweiset uns unter andern ein Brief, den der eine Bruder an den andern bald darauf schrieb: „Ohne Zweifel wirst du die, welche dich um Rath fragen, vor allem ermahnet haben zur Bußfertigkeit, zur Sinnesänderung, zum Gebet und Vertrauen auf Gott und nicht auf Menschen. Das sind Dinge, wozu ein emsiges Gebet und eine beständige Wachsamkeit unumgänglich nothwendig sind, damit man auf dem rechten Wege bleiben und verharren möge."

Wohl war dieß der rechte Sinn, in dem ein Kampf, wie ihn Wilhelm mit seinem Bruder zu streiten hatte, geführt werden mußte. Freilich war es auch hier wieder die Waffengewalt, welche den Kampf entscheiden sollte, den eigentlich nur das Gebet, das Bekenntniß, das Wort Gottes und die Geduld der Heiligen hätten ausfechten sollen, und als wollte der Herr zeigen, daß er daran keinen Gefallen habe, blieb, ähnlich, wie in Frankreich, auch hier der Kampf lange ohne Frucht. Die heldenmüthigsten Anstrengungen wurden zwar gemacht. Unter andern hatte in der durch die Spanier belagerten Stadt Leyden die Hungersnoth einen so hohen Grad erreicht, daß den meisten der Muth zu entsinken begann, und viele die Uebergabe verlangten. Da trat der Bürgermeister van der Werff unter die Unzufriedenen, bot ihnen den eignen Leib dar und rief: „Den möget ihr zerfleischen und euren Hunger daran sättigen, aber kein Wort von Uebergabe mehr hören lassen!" Das beschämte die Kleinmüthigen und alsbald rief einer der Streiter den Feinden von den Wällen zu: „Wir haben zwei Arme. Den linken können wir verspeisen, wenn der Hunger dazu treibt, und dennoch mit dem rechten das Schwert führen." Ungeachtet solchen Muthes blieben alle Unternehmungen Wilhelms von Oranien nicht nur gegen Alba, sondern auch gegen seine Nachfolger ohne sichtlichen Gewinn. Und dazu kam noch, daß unter denen, welche bisher gegen den gemeinsamen Unterdrücker der religiösen und politischen Freiheit noch zusammen gehalten hatten, Zerwürfnisse eintraten, indem nicht nur einzelne protestantische Eiferer den Katholiken keine Gewissens-

freiheit zugestanden wissen wollten, sondern Lutheraner und Reformirte auch anfingen, sich unter einander zu zanken. Endlich gelang es dem besonnenen Wilhelm von Oranien im Jahre 1579 die sogenannte Utrechter Union aufzustellen, in welcher alle Theile sich gegenseitige Duldung zusagten, und welcher nach und nach alle Provinzen beitraten. Diese Conföderation, welche später den Freistaat der vereinigten Niederlande bildete, hielt dann auch fest zusammen, kündigte 1581 Philipp förmlich den Gehorsam auf; und es wurde eine Kirchenordnung entworfen, welche die Religionsverhältnisse befestigen sollte. Aber gerade in diesem entscheidenden Augenblicke, wo noch so vieles zu schützen, zu ordnen, zu vereinigen war, traf Wilhelm von Oranien die Kugel eines Meuchelmörders. Seine letzten Worte waren: „Gott erbarme sich meiner und dieses armen Volkes!“ Der Mörder wurde von den Jesuiten zu den heiligen Blutzeugen der Kirche gezählt und Philipp erhob ihn und seine Verwandten in den Adelstand. Indessen trat nun der siebenzehnjährige Sohn Wilhelms, Moritz, an die Spitze des jungen Freistaats, und nach ihm sein Bruder Heinrich. Beide führten den Krieg gegen Spanien mit so glücklichem Erfolge, daß im Westphälischen Frieden 1648 die vereinigten Niederlande als ein freies Land anerkannt wurden, in dessen nördlichem Theile die reformirte Kirche die herrschende wurde und bis heute geblieben ist.

§. 3. Die arminianischen Lehrstreitigkeiten.

Man dürfte wohl erwarten, daß die Evangelischen unter den furchtbaren Kämpfen, die sie gegen ihre Feinde zu bestehen hatten, unter sich fest zusammengehalten hätten; leider aber brachen in ihrer Mitte langwierige und heftige Streitigkeiten aus, die unter dem Namen der arminianischen bekannt sind. Sie haben ihren Namen von Arminius, der in Genf unter Beza Theologie studirt hatte, und seit 1587 Pastor zu Amsterdam war. Vornämlich durch die Verbindung mit dem benachbarten Frankreich war der reformirte Lehrbegriff unter den Niederländern herrschend geworden, und derselbe wurde 1562 öffentlich ausgesprochen in der Belgischen Confession, die von Guido von Bres und Saravia verfaßt war, bald allgemeine Anerkennung fand, und das innere Band der nun entstandenen Kirche wurde. Indeß wurde die hier im Calvinischen Sinne aufgefaßte Lehre von der unbedingten Prädestination zuerst von einem Amsterdamer, Namens Koornhert, bekämpft und seitdem viel besprochen. Da forderte man nun auch Arminius auf, dieselbe in ihrer kirchlichen Fassung zu vertheidigen. Bei näherer Prüfung kamen ihm aber allerlei Zweifel an derselben, welche er jedoch dann erst auf eine bestimmte Weise äußerte, als er nach Leyden versetzt, von einem seiner Collegen, Gomarus, dazu herausgefordert wurde. Arminius war ein friedliebender Mann, dessenungeachtet konnte er es nicht verhindern, daß der Streit aufs heftigste entbrannte, indem sich immer mehre in denselben mischten. Im Schmerz darüber rief

er aus: „Ach, meine Mutter, warum hast du mich zur Zwietracht geboren!"

Es kam zu einem öffentlichen Religionsgespräche zwischen ihm und Gomarus, das im Haag 1609 abgehalten wurde, und welches dahin ausfiel, daß durch richterlichen Ausspruch die Verschiedenheit für unwichtig erklärt, ein friedfertiges Verhalten geboten und nur im allgemeinen verboten wurde, etwas gegen die heilige Schrift und die Bekenntnißschriften der Kirche zu lehren. Mitten unter diesen Verhandlungen war Arminius gestorben, doch es fehlte viel, daß dadurch auch der Kampf beseitigt wurde. An die Spitze der Anhänger des Arminius traten der Prediger Uytenbogaert, und Episcopius, Professor zu Leyden, und legten nun, um ungegründeten Beschuldigungen zu begegnen, ihr Glaubensbekenntniß in fünf Sätzen öffentlich dar, das sie remonstratio (Entgegnung) nannten, und wovon die ganze Parthei den Namen Remonstranten erhielt. Darin sagten sie: Gott habe durch einen unwandelbaren Rathschluß vor der Schöpfung der Welt beschlossen, aus dem gefallenen Menschengeschlecht diejenigen durch Christum zum Heil zu führen, welche durch die Gnade des heiligen Geistes an ihn glauben, und im Glauben bis ans Ende beharren würden, die Ungläubigen aber den verdienten Strafen zu überlassen; den seligmachenden Glauben habe der Mensch nicht durch sich selbst, Gottes Gnade müsse das Gute in ihm anfangen und vollenden, aber der Mensch könne ihr widerstehen; ob die empfangene Gnade wieder verloren werden könne, sei erst nach der Schrift noch genauer zu untersuchen." Diese Sätze waren so unverfänglich, daß

sich bald eine große Menge des Volks und auch viele angesehne Staatsmänner, wie Grotius und Oldenbarneveld, der Sache der Arminianer zuwandten. Das aber war gerade der Schade, denn nun mischte sich das Staatsinteresse in den Streit. Der Statthalter Moritz wollte erst gar nichts von demselben wissen. Er sagte zu einigen Abgeordneten: „Meine Herrn, ich bin Soldat, dieß sind theologische Sachen, die ich nicht verstehe, und um welche ich mich nicht bekümmere." Aber er änderte bald seine Gesinnung, als er sah, daß Oldenbarnèveld sich der Arminianer annahm. Dieser würdige Greis, welcher seit frühster Jugend seinem Vaterlande und dem Prinzen Wilhelm die treusten Dienste gewidmet hatte, ehrte auch dessen Sohn Moritz. Als er aber wahrnahm, daß dieser nach unumschränkter Macht strebe, glaubte er gegen ihn die Rechte des Vaterlandes vertreten zu müssen. Als nun Oldenbarneveld die von der Gegenparthei in Antrag gebrachte Berufung einer Synode widerrieth, so wurde das gerade für Moritz ein Grund, diese zu betreiben, um mit solcher Hülfe die aufkeimende Freiheit der Gedanken und Bestrebungen zu unterdrücken.

Die Synode trat am 13. November 1618 zu Dordrecht zusammen. Es wohnten ihr Bevollmächtigte der gesammten Stände bei, und sie wurde nicht nur von holländischen, sondern auch von den reformirten Theologen Deutschlands, Englands und der Schweiz mit weniger Ausnahme besucht, so daß sie sich als eine Kirchenversammlung darstellte, wie sie die protestantische Kirche sonst nicht aufzuweisen hat. Sie dauerte bis zum 9. Mai 1619 und hielt 180 Sitzungen. Der Präsident der Synode war der

Prediger Johann Bogermann, ein ungestümer leidenschaftlicher Kämpfer, der unter andern dem Grundsatze anhing, daß die Ketzer am Leben zu strafen seien. Er übte einen sehr starken, aber keinesweges günstigen Einfluß auf die Versammlung. Der Geist der Liebe und Duldsamkeit, der Geist dessen, der nimmer müde wird, das Verlorne zu suchen, das Schwache zu tragen und zu stärken, war ferne von derselben. Das zeigte sich darin, daß man förmlich, wie es Brauch war in den Gefechten der Ritter, den Kampfhandschuh einander hinwarf, und auf Tod und Leben mit einander stritt; besonders aber zeigte es sich in der Art, wie man die Arminianer behandelte. Diese waren, wenigstens bis jetzt noch, nicht etwa Leute, welche das schiedsrichterliche Ansehn der heiligen Schrift, wie es heut zu Tage doch so oft, selbst von Dienern der Kirche geschieht, leugneten und bestritten; nur das Ansehn der kirchlichen Bekenntnißschriften wollten sie jenem untergeordnet wissen, und zwar machten sie diesen Grundsatz nicht etwa geltend in Bezug auf eine unbestrittene Haupt- und Grundlehre der evangelischen Kirche, um die Rechtfertigung durch den Glauben, sondern eine Lehre, über welche die heilige Schrift selbst anscheinend so widersprechende Bestimmungen enthält, daß sie nicht in einer begriffsmäßigen Formel, sondern nur in der tiefsten Erfahrung des gläubigen Herzens ihre Vereinigung finden sollen, und gewiß immer finden werden. Hier also wäre gewiß vor allem ein gegenseitiges Tragen und Dulden, ein aufrichtiges Bemühen gegenseitiger Verständigung an der Stelle gewesen; statt dessen verweigerte man jedes nähere Eingehen in die Be-

denken der Arminianer; wie sehr diese auch dagegen protestirten, so wollte man sie nur als Angeklagte betrachtet wissen, welche vor der Synode, als ihrer Richterin, die Anklage zu beantworten, und dann ihr Urtheil zu empfangen hätten. Und dieses war denn auch hart genug. Man verurtheilte sie allesammt zur Amtsentsetzung, weil sie die Religion verfälscht, die Kirche entzweit und das gröbste Aergerniß gegeben hätten. An zweihundert Prediger und viele Schullehrer verloren ihre Stellen, welche jedoch Gott und Jesu Christo dankten, daß sie würdig erfunden wären, um der Wahrheit willen Schmach zu leiden. Viele von ihnen verließen Holland und fanden in andern Ländern eine gastfreundliche Aufnahme. Die Zurückgebliebenen hielten in Wäldern, Scheunen und Kellern ihren Gottesdienst. Jedoch gelang es ihnen später, freie Religionsübung zu erhalten; sie erbauten eigne Kirchen und legten in Amsterdam eine eigne Schule zur Bildung ihrer Geistlichen an, welche sich bald durch sehr bedeutende Lehrer auszeichnete. Späterhin artete die Freiheit, welche die Arminianer hinsichtlich des Glaubens für sich in Anspruch genommen hatten, sehr aus; indem sie jede Richtschnur für die Auslegung der heiligen Schrift verwarfen, fingen sie an, dieselbe ganz willkührlich zu deuten, und jetzt sind ihre immer mehr zusammenschmelzenden Gemeinden von dem eigenthümlich christlichen Glauben fast ganz gewichen.

Die Dordrechter Synode machte nach der Verurtheilung der Arminianer ihre Beschlüsse feierlich und unter Freudenfesten bekannt: „Gott habe aus der verderbten Masse der Menschen etliche zur Seligkeit erwählt; diesen schenke er den Glauben ohne

irgendwelche Rücksicht auf ihr Verhalten; nur für diese sei Christus eigentlich gestorben; diese bewahre er auch im Glauben, selbst wenn sie einmal in grobe Sünden fallen sollten; die andern gingen aus eigner Schuld verloren.“ Diese Sätze sind das Bekenntniß der reformirten Landeskirche von Holland geblieben, und obwohl auch in sie der Unglaube Eingang gefunden, so hat sich doch im Allgemeinen in ihr die kirchliche Lehre reiner erhalten, als in irgend einer andern reformirten Kirche des Festlandes. Merkwürdig aber ist es, daß, wenn von Anfang der Reformation an der Staat hier so entschieden für die Kirche Parthei genommen hatte, er jetzt sich nicht allein gegen alle christlichen Bekenntnisse, sondern auch gegen alle Religionen gleichgültig verhält, und sich als solcher keines Glaubens irgendwie annimmt.

§. 4. Oldenbarneveld und Hugo Grotius.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, müssen wir noch kürzlich hinweisen auf zwei Männer, welche in die arminianischen Streitigkeiten verflochten waren und sowohl durch ihre hohe Persönlichkeit als durch ihr Schicksal unsere Aufmerksamkeit in vorzüglichem Maße auf sich ziehen. Der eine ist der schon erwähnte edle Oldenbarneveld. Er fiel als Opfer der Partheiwuth. Da der Prinz Moritz in ihm den gefährlichsten Gegner seiner aufstrebenden Macht sah, ruhete er nicht, bis er zum Tode verurtheilt war, und zwar wegen des angeblich doppelten Verbrechens, der Ketzerei und der Untreue gegen den Staat. Auf seinen Stab gestützt, bestieg

der ein und siebenzigjährige ehrwürdige Greis das Blutgerüst. „Gott, was wird aus dem Menschen!“ so sprach er mit gen Himmel gerichtetem Blick, und bezeugte dann, daß er nur das Wohl des Vaterlandes gesucht habe und unschuldig sterbe. Tages zuvor hatte er einen rührenden Brief an die Seinen geschrieben. Er sagt darin: „In diesen Stunden empfange ich eine sehr schwere und traurige Zeitung, daß ich alter Mann für alle meine Dienste, die ich dem Vaterlande so viele Jahre treu und redlich bewiesen, mich vorbereiten muß, morgen zu sterben. Ich tröste mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen ist und alle Menschen richtet, und bitte euch dasselbe zu thun. Ich habe meinen Herrn, den Ständen von Holland, aufrichtig, fromm und treu gedient und gerathen, um sie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, und mich bemüht, daß in den Städten Hollands jeder möge beschirmt, niemand beschädigt werden. Lebt mit einander in Liebe und Frieden. Bittet für mich Gott den Allmächtigen, daß er uns alle gnädiglich in seinen Schutz nehme!“ Wer erkennt nicht in diesen einfachen, schlichten Worten die Kraft des wahren Glaubens, der in seltsamem Widerspruch steht mit dem blutigen Glaubenseifer, zu dem sich die Dordrechter Synode hatte hinreißen lassen!

Bedeutender noch als Oldenbarneveld steht Hugo Grotius da. Jener war nur frommer Christ und ausgezeichneter Staatsmann. Dieser beides auch, aber zugleich ein wissenschaftlich, reich und tief gebildeter Geist, der durch seine staatsrechtlichen und theologischen Schriften einen mächtigen Einfluß auf seine Zeit übte. Schon als vierzehn-

jähriger Knabe setzte er die gelehrte Welt durch die Ausgabe eines lateinischen Dichters in Erstaunen. Bald darauf begleitete er Johann von Oldenbarneveld auf einer Gesandtschaftsreise nach Frankreich; er zog hier die Aufmerksamkeit König Heinrichs IV. auf sich und wurde von demselben zum Zeichen besondern Wohlgefallens mit einer goldenen Kette beschenkt. Später hatte er desto mehr zu leiden. Er hatte seinen Religionsunterricht von einem treuen Lehrer empfangen, welcher den Arminianern angehörte; er stellte sich beim Ausbruch der Streitigkeiten daher auch auf ihre Seite, und verfaßte mehre Schriften, in welchen er das harte Verfahren der herrschenden Parthei als unchristlich und widerrechtlich darstellte.

Mehr bedurfte es nicht, um ihn ins Gefängniß zu bringen. Er mußte in einer dunkeln Kammer sitzen, und da er bald von einer heftigen Krankheit ergriffen wurde, so erlaubte man nicht einmal seiner treuen Gattin, seine Pflege zu übernehmen. Oldenbarnevelds Haupt war unterdessen gefallen; ein Gleiches befürchtete man für Grotius, und die Freunde riethen der eben genannten Gattin, Gnade für ihren Mann von den Gewalthabern zu erflehen. Aber mit edlem Stolze antwortete die heldenmüthige Frau: „Das werde ich nie thun, und hat er es verdient, so schlagt ihm den Kopf ab!“ Das wagte man nun doch nicht, aber am 5. Juni 1619 ward er zu lebenslänglichem Gefängniß auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt. Die Erlaubniß, den gefangenen, über alles geliebten Mann hier zu besuchen, konnte die Frau nur dadurch erlangen, daß sie mit ihm sich auf immer einsperren ließ. Und doch,

da sie nur einmal das Schloß verließ, wurde sie sogleich durch eine drei- bis viermonatliche Trennung von ihm bestraft. Grotius beschäftigte sich in dieser Leidenszeit damit, seinen geliebten Kindern die Hauptlehren des Christenthums in kurzen Versen darzustellen, und seine Anmerkungen zum Neuen Testamente zu schreiben, welche in der Folge den Schriftforschern ganz neue Bahnen öffneten. Sein einziger Trost nächst dem im Himmel waren seine Frau und seine Bücher. Und von dieser Seite sollte ihm auch die lang ersehnte Rettung kommen. Es wurden nämlich dem Grotius von einem Freunde in großen Kisten stets die Bücher zugesendet, deren er zu seinen gelehrten Arbeiten bedurfte. Anfangs wurden diese immer genau von dem Kommandanten untersucht, zuletzt, da man nie etwas Verdächtiges fand, ließ die Strenge etwas nach. Da benutzte die erfinderische Liebe der Frau die Zeit einer zufälligen Abwesenheit des Kommandanten, und wandte sich an die Gattin des Letztern mit der Bitte, wieder eine Kiste abschicken zu dürfen. In diese aber hatte sie ihren eignen geliebten Mann zu verschließen gewagt, nachdem sie zuvor allerlei Versuche gemacht hatte, ob und wie lange er in diesem nur vier Fuß großen Behältnisse dauern könne. Schon schien der kühne Rettungsplan vereitelt werden zu sollen, denn die Träger, da sie die Schwere der Kiste fühlten, fragten: „Sollte nicht gar der Arminianer darin stecken?“ Doch leicht hin antwortete die auf alles gefaßte Frau: „Wenigstens sind es arminianische Bücher.“ Und uneröffnet ward die Kiste fortgetragen, glücklich entkam der Gefangene seiner Haft, indem er in dem Hause eines Freundes sich

in die Kleider eines Maurergesellen hüllte, und so unangefochten nach Antwerpen gelangte. Und die hingebende Liebe der Frau blieb auch nicht ohne Eindruck auf die Gewalthaber. Auch sie wurde der Haft entlassen, und vereinigte sich bald darauf mit ihrem geliebten Gatten in Paris, um nie wieder auf Erden von ihm getrennt zu werden. Auch nach Paris folgte Grotius der Haß der Glaubenseiferer. Die dortigen Reformirten wollten ihn bald, als einen Gegner der Dordrechter Synode, nicht anerkennen. So suchten denn die Katholiken den geistreichen Mann für sich zu gewinnen, aber nichts konnte ihn von seinem Glauben abwendig machen. Es ward ihm einige Zeit darauf noch das Glück, von Christina, der Königin von Schweden, zu ihrem Gesandten am französischen Hofe ernannt zu werden, welchen Posten er 10 Jahre lang mit Umsicht, Kraft und Würde behauptete. Unterdeß hatte sich auch die Wuth seiner Gegner gelegt, und bei seiner Rückkehr nach Schweden ward er in Amsterdam ehrenvoll empfangen. Später sah er sich wegen ungünstiger Verhältnisse veranlaßt, die schwedischen Dienste zu verlassen. Auf einer unglücklichen Seefahrt ward er krank nach Rostock verschlagen. Sein Ende nahete. Er wünschte noch das heilige Abendmahl zu genießen, und trug kein Bedenken es aus der Hand eines lutherischen Predigers zu nehmen. Als dieser ihn ermahnte, wie der Zöllner Buße zu thun, um, wie dieser, Gnade zu erlangen, sprach der Sterbende: „Ich bin dieser Zöllner!" Und als jener fortfuhr, ihn auf Christum hinzuweisen, außer dem kein Heil zu finden sei; erwiederte er: „Auf Christum allein setz' ich alle meine Hoff-

nung.“ Er entschlief im 62. Jahre seines Alters, 1645. Sein Leichnam ward später in Delft beigesetzt. Hugo Grotius hat durch sein Leben, wie sein Ende, gleich Oldenbarneveld, es bewährt, daß er von Herzen ein Christ war; und durch seine ruhige, nüchterne, in aller Hinsicht vermittelnde Auffassung des Wortes Gottes, bildete er einen wohlthätigen Gegensatz gegen den unmäßigen fleischlichen Eifer für einzelne kirchliche Lehrsätze, die doch wohl eine verschiedene Betrachtung zuließen; und wir sehen auch hier wieder, wie Gott durch die Gaben, welche er so verschiedentlich austheilt, seine Kirche immer wieder auf die Bahn der Wahrheit hinzuleiten weiß.

Dritter Abschnitt.

Die englische und die schottische Kirche.

§. 1. Einführung der Reformation in England.

Der eigentliche Anfang der Reformation in England liegt über unsern Zeitraum hinaus. Es ist bereits früher (Geschichte der christlichen Kirche III, 2. p. 95. sq.) berichtet worden, wie aus der Mitte der englischen Kirche schon im dreizehnten Jahrhunderte hie und da ein kräftiger Widerspruch gegen das Papstthum erhoben wurde, welcher freilich dann erst von entschiedenen Folgen war, als Wiklef

anfing zu lehren. Wiklef behielt fortwährend seine Anhänger, obwohl die herrschsüchtige Kirche auch sie mit Feuer und Schwert verfolgte. Aber nicht sie sollten die nächste Veranlassung zur Losreißung der englischen Kirche vom Papstthum werden. Diese gab vielmehr eine Privatstreitigkeit, in welche König Heinrich VIII. (1509—1547.) mit dem damaligen Papste Clemens VII. verwickelt wurde. Heinrich war durch seine Gesinnung weder berufen noch befähigt, Stifter der Reformation zu werden. Hatte er sich doch durch seinen früher erzählten Streit mit Luther (Geschichte der christlichen Kirche IV, 1. p. 119.) über die Brotverwandlung den Titel „Schirmer des Glaubens“ von dem Papste erworben! Jetzt aber forderte Heinrich von diesem, daß er seine bereits 18 Jahre bestandene Ehe mit Catharina von Aragonien, welche früher mit seinem längst verstorbenen Bruder vermählt gewesen war, auflöse, angeblich, weil diese Ehe gegen das göttliche Gesetz wäre. Es war nur auffallend, daß diese seine Gewissensbedenken mit der Liebe zu einer andern Person, Anna Boleyn, zusammentrafen! Daher wollte der Papst auch nicht in die Ehescheidung willigen. Da indeß der König seinen Vorsatz nicht fahren lassen wollte, sagte er sich kurzweg vom Papste los. Abgesehen davon, daß der Grund zu diesem gewaltsamen Schritte gewiß ein sehr verwerflicher war, so hatte die Reformation zunächst auch keinen wesentlichen Gewinn davon. Heinrich, der gegen Luther für den katholischen Glauben in die Schranken getreten war, wollte in diesem nun auch nichts geändert wissen, und beschränkte sich bloß darauf, in dem äußerlichen We-

sen der Kirche einige Veränderungen eintreten zu lassen. Dadurch aber verdarb er's mit beiden Partheien. Er setzte diesen aber sein königliches Ansehn in so entschiedener Weise entgegen, daß er bald ein ärgerer Tyrann für seine Kirche wurde, als es der Papst je gewesen war. Er verlangte von allen Kirchen- und Staatsbeamten die Unterschrift von 6 Artikeln, welche eine Bestätigung der meisten katholischen Irrthümer in Ansehung der Messe, der Ohrenbeichte, der Priesterehe enthielten, und wer dieselbe verweigerte, wurde mit dem Scheiterhaufen bedrohet. So geschah es nun, daß Hinrichtungen nach beiden Seiten hin vollzogen wurden; hier an Freunden der Reformation, welche die Artikel nicht annehmen, dort an Anhängern des Papstes, welche in die Neuerungen des Königs nicht willigen wollten. Auch Anna von Boleyn fiel als Opfer der Eifersucht des grausamen Königs, der sich gleich nachher wieder mit einer andern Geliebten, Johanne Seymour, vermählte.

Den wohlthätigsten Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten hatte zu dieser Zeit noch der Erzbischof Thomas Cranmer geübt. Dieser ausgezeichnete Mann hatte Luthers Lehre in Deutschland kennen gelernt, auch selbst fleißig in der Bibel und den Kirchenvätern geforscht, so daß er nun von der Nichtigkeit der meisten Lehren der katholischen Kirche überzeugt war. Er hatte — und wir wollen hoffen, nicht aus Menschengefälligkeit — zu der Ehescheidung des Königs gerathen, und verdankte hauptsächlich diesem Umstande seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl. Nur mit großer Vorsicht konnte er bei dem Eigensinn und der Unbeugsamkeit

Heinrichs seiner evangelischen Ueberzeugung Eingang und Verbreitung verschaffen. Erst nach Heinrichs Tode bekam er freiere Hand. Da dessen Sohn und Nachfolger Eduard VI., der ganz in den Grundsätzen der Reformation erzogen war, bei seiner Minderjährigkeit unter der Vormundschaft von dem ebenfalls evangelisch gesinnten Grafen von Herfort stand, so wirkte Cranmer in Gemeinschaft mit diesem eifrig für die Verbesserung der Lehre, während man in Ansehung des Gottesdienstes und der Kirchenverfassung immer noch viel von den katholischen Formen beibehielt. Cranmer war der lutherischen Lehre zugethan; es waren aber nach England um diese Zeit viele reformirte Theologen gekommen, welche nach und nach großen Einfluß gewannen. So geschah es denn, daß die Artikel des Glaubens, welche nunmehr für die englische Kirche festgesetzt wurden, mehr die Mitte hielten zwischen der lutherischen und reformirten Lehre. Dieser Richtung folgte auch die neue Liturgie, die man einführte, obgleich sie in ihren Formen noch manches Katholische hatte. Alle diese Einrichtungen waren ohne große Schwierigkeiten gemacht worden, und als Eduard nun selbst die Regierung übernahm, schien sich der neue kirchliche Zustand Englands auf immer befestigen zu wollen. Dem tiefer Blickenden konnte indeß nicht entgehen, daß er noch keine rechte Wurzel in der Gesinnung des Volks gefaßt hatte. Darum war es nöthig, daß diese sich erst recht befestige und bewähre, und dieß konnte nicht besser geschehen, als im Kampfe, welchen denn Gott auch bald herbeiführte, damit es sich entscheide, ob England für die Reformation reif sei, oder nicht.

§. 2. Der Widerstand.

Eduard VI. starb bald nach dem Antritte seiner Regierung. Sogleich begannen heftige Thronstreitigkeiten. Eduard hatte sich nämlich bereden lassen, mit Uebergehung seiner Stiefschwester, Elisabeth, die Großnichte Heinrich VIII., Johanna Gray, zur Nachfolge zu bestimmen, und zwar darum, weil er in ihr die kräftigste Stütze der angefangenen Reformation zu erblicken glaubte. Denn allerdings war Johanna ganz dem Evangelium hingegeben, dabei hatte sie eine seltene Bildung, sie verstand griechisch und hebräisch; und ihr schönster Schmuck war ein unschuldiger anspruchsloser Sinn. Darum wollte sie auch die Krone erst nicht annehmen, und nur die dringendsten Bitten der vornehmsten Staatsbeamten vermochten sie dazu. Es zeigte sich aber auch hier bald, wie es nicht gerathen ist, um eines guten Zweckes willen die unbestrittenen Rechte anderer zu kränken, und also Böses zu thun. Nur 9 Tage behauptete Johanna den Thron; dann rief das Volk Maria, die älteste Tochter Heinrichs zur Königin aus. Die Rathgeber Johanna's wurden zum Tode verurtheilt, und sie selbst, nachdem sie ein halbes Jahr gefangen gesessen hatte, mußte das Blutgerüst besteigen 1554. Sie büßte damit freilich ihre unzeitige Nachgiebigkeit; doch wurde ihr Tod ein Märtyrertod. Man gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zum Abfall vom evangelischen Glauben zu bewegen, aber allen diesen Versuchen setzte sie die größte Standhaftigkeit entgegen. Einen Tag vor ihrer Hinrichtung schrieb sie noch einen rührenden Brief an eine ihrer Schwestern. „Bete,“

sagte sie unter anderm hier, „um Erkenntniß des heiligen Gesetzes Gottes. Lebe immer, um zu sterben, damit du durch den Tod das ewige Leben ererbest. Laß fahren die Welt, entsage dich dem Satan, opfere hin das Fleisch. Deine ganze Liebe schenke dem Herrn. Bereue deine Fehltritte, aber sei auch stark im Glauben. Freue dich in Christo und nimm sein Kreuz auf dich. Und was meinen Hingang betrifft, so freue dich dessen auch, wie ich mich freue, denn ich werde entlediget werden dieser Verderbniß, und zum Unverweslichen übergehen, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß, indem ich das sterbliche Leben verliere, ich das unsterbliche erlange, welches ich Gott bitte auch dir zu geben und die Gnade zu verleihen, in seiner Furcht zu leben und im wahren christlichen Glauben zu sterben. Von diesem Glauben weiche nicht, weder aus Hoffnung zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode.“ Auf der Richtstätte angelangt, grüßte sie ehrerbietig die Umstehenden, hielt eine kurze Anrede an das Volk, forderte es auf, mit ihr zu beten, und las mit lauter Stimme den 51. Psalm. Dann ordnete sie ihren Anzug zur Hinrichtung, und als sie die Worte gesprochen: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ fiel ihr Haupt. Sie starb im 17. Jahre ihres Alters.

Schon vor Johanna's Tode hatten die Verfolgungen der Protestanten begonnen; nun vermählte sich Maria mit Philipp II. von Spanien, der es denn freilich an nichts fehlen ließ, sie in ihrem Vorsatze, die evangelische Lehre um jeden Preis zu unterdrücken, zu bestärken. Sie knüpfte die von ihrem Vater aufgehobene Verbindung mit dem

Papste wieder an, und erbat sich von ihm den berühmten Kardinal Polus, damit er in England alles wieder auf den alten Fuß setze. Diesem Manne muß aber zu seiner Ehre nachgesagt werden, daß er nicht mit Gewalt, sondern nur auf dem Wege der Ueberzeugung für die katholische Lehre wirken wollte, denn er glaubte fest, daß sie durch ihre innere Wahrheit sich allein Bahn machen werde. Maria aber lieh lieber denen ihr Ohr, welche sagten: „die schwarze Seele der Ketzer könne nur durch Blut gereinigt werden.“ Und so fuhr man denn mit den Blutgerichten fort, und zwar vollzog man dieselben zunächst an vornehmen Personen, namentlich an Bischöfen, weil man glaubte, daß man dadurch am wirksamsten die andern abschrecken werde. Als die vornehmsten Opfer fielen die Bischöfe Latimer und Ridley und der Erzbischof Cranmer.

Ridley war ein treuer Gehülfe Cranmers gewesen und hatte mit ihm die Glaubensartikel unter Eduard verfaßt. Mit dem ältern Latimer ward er zugleich ins Gefängniß gesetzt. Der Letztere hatte durch Cranmers Einfluß schon unter Heinrich VIII. die bischöfliche Würde erlangt, hatte sich aber bald, da er sich mit den halben Maßregeln dieses Königs nicht befreunden konnte, wieder in die Stille zurückgezogen. Dessenungeachtet mußte er 6 Jahre im Gefängniß schmachten, bis er unter Eduard VI., der ihn wieder in sein bischöfliches Amt einsetzte, eine sehr heilsame und kräftige Wirksamkeit übte. Jetzt saß er nun wieder im Kerker. Er war ein gelehrter, frischer, freier Mann, den der gute Muth auch in den öden Kerkermauern nicht verließ. Als er einst das Gefängniß sehr schlecht geheizt fand,

rief er den Hauptmann der Wache zu sich und bemerkte ihm, wenn es die Absicht der Regierung sei, ihn verbrennen zu lassen, möge er doch dafür sorgen, daß er nicht zuvor erfriere. Ridley und Latimer stärkten einander wie Brüder. „Laßt uns standhaft und unbeweglich sein," sprachen sie zu einander, „damit wir solche Philipper sind, die nicht nur an Christum glauben, sondern auch für ihn zu leiden wissen." Und als eine gottselige Frau, welche Ridley am Tage vor seinem Tode noch einmal sehen wollte, ihn heftig beweinte, sagte er, er lade sie auf den nächsten Tag zu seiner Hochzeit ein; zwar müsse er ein bitteres Frühstück einnehmen, aber um so herrlicher sei das Freudenmahl, das ihn am Mittag erwarte. Auf dem Richtplatze wollte Ridley noch einige Worte zum Volke reden; als ihm aber der Mund zugehalten wurde, sprach er gelassen: „Wir übergeben also unsere Sache dem allmächtigen Gotte." Der greise Latimer stand wie ein Verklärter da. „Sei gutes Muths," sprach er zu Ridley, „wir werden heute eine solche Fackel anzünden in England, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals auslöschen soll."

Nicht so muthvoll bewies sich Anfangs Cranmer, obgleich an ihm die Reformation doch die erste und vornehmste Stütze in England gefunden hatte. Man wußte ihn durch die Qualen einer dreijährigen Gefangenschaft und durch unablässige Bestürmungen dahin zu bringen, daß er eine Schrift unterzeichnete, worin er bekannte, geirrt zu haben, und endlich versprach, alles zu glauben, was die katholische Kirche zu glauben befehle. Aber das war der grausamen Marie noch nicht genug. Man

stellte ihn auf ein Gerüst, wo er vor allem Volke seine Abschwörung wiederholen sollte, um dann durch den Tod seine Vergehen gegen die Kirche zu sühnen. Aber der Anblick des gewissen Todes erweckte die für den Augenblick gesunkenen Glaubenskräfte wieder. Mit einem neuen Geiste angethan, erhob sich der erst so niedergeschlagene Mann, bat Gott öffentlich um Vergebung für seine augenblickliche Schwäche, dann bezeugte er dem Volk, daß er nur aus Todesfurcht jenes falsche Bekenntniß unterschrieben habe, und indem er darauf seine Hand ins Feuer streckte, sprach er: „Dieselbe Hand, welche unterschrieben hat, soll auch zuerst Strafe leiden.“ Dann übergab er auch den übrigen Körper den Flammen und starb im 67. Jahre seines Alters 1556. Dieses zuletzt doch so ruhmwürdige Ende des einst so hochgestellten Mannes konnte die Achtung und Liebe nur vermehren, welche er in seinen frühern Jahren durch seinen gottseligen Wandel bei dem Volke sich schon erworben hatte. Alles, was er besaß, hatte er zum Besten der Armen angewandt; seine Tafel stand jedem Hungrigen offen und in seinem Palaste hatte er ein Hospital für arme Matrosen. Bescheiden und freundlich gegen jedermann, war er auch stets bereit, persönliche Beleidigungen zu verzeihen. Einst hatte ein feindlich gesinnter Priester in einer Bierschenke über den Erzbischof gespottet und gesagt, er habe nicht mehr Gelehrsamkeit, wie eine Gans. Er wurde ergriffen und vor den Erzbischof geführt. Dieser fragte ihn freundlich, ob er ihn denn kenne. Als jener es verneinte, sagte er bloß, warum er denn so voreilig über ihn urtheile. Wenn er an seiner Gelehrsam-

keit zweifle, so wolle er ihm gern Rede stehen, er solle ihn nur prüfen. Da aber der Priester gestand, er kenne bloß seine Muttersprache, versetzte Cranmer: „So werdet ihr doch in euer englischen Bibel bewandert sein. Sagt mir also: Wer war Davids Vater?“ Der Priester aber wußte weder dieß, noch wer Salomos Vater war. Da entließ ihn Cranmer bloß mit dem freundlichen Rathe, er möge in Zukunft die Bierhäuser seltener, seine Studirstube desto öfter besuchen, und schickte ihn auf seine Pfarre zurück. Ein ander Mal erfuhr Cranmer, daß sich zwei englische Doctoren gegen sein Leben verschworen haben. Er führte Beide auf sein Studirzimmer, klagte, wie sehr er von einigen hintergangen würde, in die er das größte Zutrauen gesetzt habe, und fragte, wie er sich wohl gegen solche Leute zu verhalten habe. Unbedenklich erwiederten Beide: „Die haben den Tod verdient!“ Da hob der Erzbischof beide Hände gen Himmel und rief: „Gütiger Gott, auf wen kann sich wohl ein Mensch verlassen!“ Dann zeigte er ihnen die Briefe, die ihre Verrätherei bewiesen; und als sie nun zitternd ihm zu Füßen fielen, versprach Cranmer, ihnen zu vergeben und für sie zu beten, nur eins sollten sie nicht von ihm verlangen, daß er künftig noch ein Vertrauen in sie setze. Erinnerungen an solche Züge erhöheten jetzt nur den Einfluß, den der muthvolle Märtyrertod des ausgezeichneten Mannes an und für sich schon zu üben im Stande war. Trotz aller Verfolgungen, welche allein im Jahre 1556 fünf und achtzig Protestanten das Leben kosteten, breitete sich die Reformation immer weiter aus, bis man nun endlich daran dachte, die spa-

nische Inquisition förmlich auf englischen Boden zu verpflanzen. Doch dazu sollte es nicht kommen; die Trübsale, mit welchen Maria die Kirche Gottes heimgesucht, hatten ihren Zweck erfüllt; die Verfolgerin starb plötzlich 1558, von niemand beweint, als den römischen Priestern; und die Zeit war da, wo die Reformation der englischen Kirche, wenn auch unter fortwährenden Stürmen, sich auf immer begründen sollte.

§. 3. Die Begründung der englischen Kirche.

Die eigentliche Begründerin der englischen oder anglikanischen, oder, wie man sie auch sonst nennt, bischöflichen Kirche ist die Königin Elisabeth geworden. Sie war auch eine Tochter Heinrichs VIII., und zwar aus der Ehe mit Anna Boleyn entsprossen. Schon im dritten Jahre ihrer Mutter beraubt, hatte sie eine harte Jugend zu bestehen. Durch die Fürsorge des Erzbischofs Cranmer war sie in den Grundsätzen der Reformation erzogen worden, und überdieß übte sie ihren starken umfassenden Geist mit großer Ausdauer und großem Erfolge in den Wissenschaften; sie las die lateinischen und griechischen Schriftsteller. Von ihrer Stiefschwester Maria hatte sie viel zu leiden, und zwei Mal wurde sie von ihr gefangen gesetzt, bis sie endlich ihre Freiheit wieder erhielt, und von da an in steter Zurückgezogenheit auf dem Landgute Hatfield ihre Tage hinbrachte. Hier war es auch, wo sie die Nachricht von ihrer Erhebung auf den Thron erhielt. Elisabeth fiel auf ihre Kniee, dankte Gott und sprach: „Das ist des Herrn

Werk und wunderbar in unsern Augen.“ Vielseitig gebildet, durch das Unglück gestählt, mit dem festen Vorsatze, ihr Volk glücklich zu machen, und die einander schroff entgegenstehenden Partheien möglichst zu vereinigen, trat sie die Regierung an. Sie hatte es auf der einen Seite zu thun mit einer zahlreichen Priesterschaft aus den Zeiten Marias, welche jeder Reformation feind war, und auf der andern Seite mit einer durch die vorigen Verfolgungen aufgeregten Volksmasse, welche mit jeglicher Gewalt ihr Bahn brechen wollte. Mit Kraft, Weisheit und Milde machte sie zuerst die Grundsätze einer allgemeinen religiösen Duldung geltend, und bethätigte sie dadurch, daß sie alle Kerker öffnete, wo um des Glaubens willen Verfolgte saßen, aber auch allen Verfolgern verzieh. Sie wünschte selbst, mit dem Papste in gutem Vernehmen zu bleiben; aber als dieser herrischer Weise ihr vorwarf, sie habe gar nicht einmal ein Anrecht auf den englischen Thron, weil sie aus einer von ihm nicht anerkannten Ehe entsprossen sei, lösete sie sofort jede Verbindung mit ihm auf, und übernahm nun selbst die Oberherrschaft über die Kirche, wie sie jetzt noch die englischen Könige üben, und ließ sich von den Geistlichen den sogenannten Eid der Suprematie leisten. Die sich dieses Eides weigerten, wurden entlassen, aber mit anständigen Ruhegehalten versorgt. Im Uebrigen aber behielt Elisabeth die ganze bischöfliche Verfassung der römischen Kirche in allen ihren Gliederungen bei, gerade wie sie noch heute besteht. Die englische Kirche hat Erzbischöfe, welche im Reiche die erste Stelle nach dem Könige einnehmen, reiche und vornehme Bischöfe, und eine

Menge anderer geistlicher Würdeträger, welche oft nur ihre hohen Gehalte beziehen, und entweder gar nichts dafür thun, oder sich Stellvertreter (Vicare) halten, die sie mit spärlichem Lohne besolden. Dann führte Elisabeth die ebenfalls noch heute geltende Liturgie ein, welche auf Grundlage der frühern, unter Eduard schon gegebenen, ausgearbeitet war, und die Mitte hielt zwischen dem überladenen Dienst der Messe und dem allzu einfachen reformirten Gottesdienste. Die früher verfaßten Glaubensartikel wurden endlich auch noch einmal durchgesehen, und das Bekenntniß der Kirche in den jetzt noch geltenden 39 Artikeln niedergelegt. Diese Artikel enthielten nun allerdings wesentlich die Lehrsätze des reinen evangelischen Glaubens, und es konnte sich von da aus ein echt evangelisches Leben auch entwickeln. Es war auch nichts dagegen zu sagen, daß man für's erste noch einige Formen aus der alten Kirche beibehielt; that das doch auch Luther! Aber er that es darum, weil er sie für etwas Unwesentliches hielt, und wollte es der Zeit überlassen, sie umzuändern. Es war aber etwas Unevangelisches, daß Elisabeth einen so hohen Werth auf diese Formen legte, und ihre Geltung mit Zwang durchführen wollte, und das gab denn auch Veranlassung zu den schrecklichen Partheikämpfen, die nun folgten, und deren die Geschichte nur mit Trauer gedenken kann.

§. 4. Partheikämpfe und ihr letzter Erfolg.

Die Verfolgungen Marias hatten eine Menge Protestanten ins Ausland vertrieben. Diese befreundeten sich hier besonders mit den einfachen Formen der reformirten Kirche; und als sie unter Elisabeth nach England zurückkehrten, wollten sie sich um so weniger ihren Einrichtungen bequemen, als ihr Märtyrerthum ihren Haß gegen alles, was an die römische Kirche erinnerte, nur erhöht hatte. Sie wollten von dieser ganz los sein und nannten sich deßhalb „Reine" Puri oder Puritaner. Elisabeth fürchtete, daß die eben erst begründete Reformation sogleich wieder in sich zerfallen werde, wenn diese Leute freie Hand bekämen. Mit Hilfe des Parlaments erließ sie daher die sogenannte Uniformitätsacte 1562, wonach alle diejenigen, welche der englischen Liturgie sich nicht bequemen wollten, mit Geldstrafen, Gefängniß und Landesverweisung belegt werden sollten. Die sich fügten, hießen nun Conformisten, die es nicht thaten, Nonconformisten, und deren war eine so große Zahl, daß die gedachten Strafen bald in Anwendung gebracht werden mußten, was nun eine große Gährung in den Gemüthern hervorbrachte, welche jedoch erst nach Elisabeths Tode recht zum Ausbruch kam.

Da Elisabeth unvermählt gestorben war, kam eine neue Herrscherfamilie, die der Stuarts auf den Thron. Jacob I., früher nur König von Schottland, vereinigte jetzt beide Kronen auf seinem Haupte. Er war zwar in puritanischen Grundsätzen, welche in Schottland zur Geltung gekommen waren, erzogen worden, hatte aber einen Wider-

willen dagegen gefaßt, und hielt nicht nur die englische Kirchenverfassung aufrecht, sondern begünstigte auch die Katholiken. Diese zwar vergalten ihm seine Freundschaft für sie schlecht, weil er doch noch nicht ganz der Ihrige sein wollte, indem sie die sogenannte Pulververschwörung stifteten, durch welche sie den König sammt dem Parlamente in die Luft sprengen wollten, was aber mißlang. Der König kam aber dadurch doch nicht von seinem Sinn zurück, und sein Nachfolger, Carl I., der 1625 die Regierung übernahm, trat in seine Fußstapfen. Eine Menge unglücklicher Umstände vereinigten sich jetzt, um die Spannung der Partheien aufs höchste zu treiben. Zum ersten dauerte die Begünstigung der Katholiken und die Verfolgung der Puritaner fort; dann versuchte der König auch die Einführung der englischen Liturgie in Schottland, was aber nur zu ernstlichen Unruhen, zur Stiftung eines Glaubensbundes (Covenant) unter den Puritanern und zuletzt gar zu einem förmlichen Kriege Anlaß gab; endlich brach unter den Irländern, denen man mit großer Willkühr unter den vorigen Regierungen die englische Kirchenverfassung aufgezwungen hatte, im Jahre 1641 eine furchtbare Verschwörung aus, in welcher an 40000 Protestanten das Leben verloren.

Die erbitterten Puritaner bezeichneten Carl als Anstifter des schrecklichen Blutbades; und in dem Parlamente that sich nach und nach eine Parthei auf, welche es sogar noch weiter trieb, als die Puritaner. Es waren die sogenannten Independenten. Zu ihnen gehörte Oliver Cromvell, der bald das ganze Parlament beherrschte, und mit Hilfe

desselben ein Heer zusammenbrachte, welches er gegen Carl führte. Dieser floh zu den Schotten, ward von ihnen ausgeliefert, und es geschah nun eine That, welche auf den protestantischen Namen einen unaustilgbaren Flecken gebracht hat, eine That, welche aufs Neue beweiset, daß es allemal von den schrecklichsten Folgen ist, wenn in den Kampf des Glaubens sich die Leidenschaft und die äußere Gewalt mischt.

Schon früher war als Opfer dieses falschen Protestantismus der Erzbischof Wilhelm Laud gefallen. Dieser Mann, der von den Geschichtsschreibern als ein frommer und rechtschaffener Mann bezeichnet wird, war weder offenbarer noch heimlicher Katholik; er lehnte den Cardinalshut ab, den ihm der Papst anbot, und sagte, ehe Rom sich nicht ändere, könne und werde er ihm nicht dienen. Aber er hatte eine übertriebene Vorliebe für die bischöfliche Verfassung und für die katholischen Gebräuche beim Gottesdienste, und wie es im Geiste der damaligen Zeit lag, verfuhr er nicht ohne Härte gegen die Puritaner. Nachdem das Parlament sich gegen Carl erklärt hatte, wurde er sogleich gefangen genommen, und nach kurzem Verhör, in welchem er sich würdig verantwortete, zum Tode verurtheilt. Gefaßt und heiter ging er zum Blutgerüste und hielt von da herab noch eine lange rührende Anrede an das Volk, in welcher er laut bezeugte, daß er der englischen Kirche treu angehangen habe bis an sein Ende, daß er aber „die Meinungen nicht habe anbeten wollen, welche das Volk festsetze,“ daß noch schwere Zeiten über die schrecklich zerrissene Kirche einbrechen werden, daß er

aber allen von Herzen vergebe, welche ihm Unrecht gethan, in Geduld laufen wolle in dem Kampfe, der ihm verordnet sei, und daß er in der Hoffnung sterbe, einen gnädigen Gott zu finden.

Und diesem Manne folgte nun im blutigen Tode König Carl selbst. Vergebens legte er Einspruch gegen die Giltigkeit des ihn richtenden Parlaments ein. Mit ruhiger Fassung vernahm er sein Todesurtheil. Die letzten Stunden, welche ihm vergönnt waren, brachte er im Gebete zu und im Gespräche mit einem Geistlichen. Er nahm Abschied von seinen Kindern und empfing noch an seinem Todestage das heilige Abendmahl. Auf dem Wege zum Blutgerüste ermahnte er seine Begleiter, ihre Schritte zu beschleunigen, damit er die irdische Krone bald gegen die himmlische vertauschen könne.

Dort angelangt, sprach er: „Ich sterbe als Christ, im Glauben der englischen Kirche, wie er mir von den Vätern überliefert ist, ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott, mehr will ich nicht sagen.“ Dann untersuchte er selbst den Block, ob er auch feststehe, und legte sein Haupt darauf. „Es giebt nur noch einen kurzen, aber schmerzlichen Gang,“ rief der ihm beistehende Geistliche, „er wird euch von der Erde zum Himmel tragen, ihr eilet einer herrlichern Krone entgegen.“ Ein Hieb trennte das Haupt vom Rumpfe. In tiefem Schweigen stand das Volk da. Viele eilten, ihre Tücher in das Blut zu tauchen. Die königliche Leiche ward in den Palast zurückgetragen und in einem bleiernen Sarge in der Stille beigesetzt, der die einfache Inschrift trug: König Carl 1649.

Es ist eine Erfahrung, welche in der Geschichte sich stets wiederholt, daß die gewaltsame Hinwegschaffung eines vermeintlichen Tyrannen, sonderlich wenn er ein gekröntes Haupt ist, viel schrecklichere Tyrannei hervorruft. So geschah es auch hier. Das vergossene Königsblut blieb nicht ungerochen.

Der Mann, welchen die göttliche Gerechtigkeit zunächst gebrauchte, um ihre Strafen an dem königsmörderischen Volke zu vollziehen, war der oben genannte Oliver Cromvell. Er war 1599 geboren, war frühe zu den Wissenschaften zwar angehalten worden, hatte aber vielmehr seine Jugendzeit in Ausschweifungen vergeudet, und sich nur durch Raufereien berüchtigt gemacht. Nachdem er sein väterliches Erbtheil in Trunk und Spiel verschleudert hatte, ließ ihn plötzlich eine innere Unruhe nicht mehr auf dem betretenen Wege fortschreiten, er schloß sich den hitzigsten unter den puritanischen Eiferern an, veranstaltete religiöse Zusammenkünfte, hielt seinen Hausleuten lange Predigten und erbot sich, allen denen, welchen er im Spiele Geld abgenommen hatte, solches wieder herauszugeben. Bald wurde er von seiner Vaterstadt zum Abgeordneten im Parlamente erwählt, wurde jedoch zuerst von niemand sonderlich bemerkt, da er häßlich von Person, schmutzig in seinem Anzuge und grob in seinen Sitten war. Mehr that er sich beim Ausbruch des Krieges hervor. Mit Erlaubniß des Parlaments warb er eine eigne Reiterschaar. Diese wußte er durch seine Entschlossenheit, durch seine sichere Führung mächtig für sich zu begeistern; und nicht lange dauerte es, so stand er an der Spitze

des ganzen Heeres, und das Parlament war auch in seiner Gewalt. Diese Macht erlangte er aber hauptsächlich durch seine Glaubensrichtung. Es war damals eine wunderbar bewegte Zeit, und ein mächtiger Glaubensdrang regte sich in allen Gemüthern. Nur dadurch waren Erscheinungen möglich, wie wir sie unter Cromvell finden. Dieser konnte seine Soldaten in stundenlangen Predigten zur Buße, zu gottesfürchtigem Wandel, zur brüderlichen Liebe, zum Gebet für die Bekehrung ihrer Feinde ermahnen; und das ganze Heer war eine Betgenossenschaft, die weder ohne Gebet und Bußübung in die Schlacht ging, noch das geringste Werk vornahm; und eben so rüstete sich das Parlament zu seinen Berathungen mit langen Gebeten und alle Beschlüsse wurden unter Anrufung Gottes gefaßt und im Namen Gottes bekannt gemacht.

In solchen mächtig bewegten Zeiten thun vor allem Männer noth, welche in besonnener Kraft den brausenden Strom in die rechte Bahn leiten. Cromvell war nicht ein solcher. Wir leugnen nicht, daß er wohl etwas von der Kraft der göttlichen Gnade an seinem Herzen erfahren habe, aber gewiß hat es ihm an einer gründlichen Buße gefehlt; sei es nun mehr bewußt oder unbewußt, immer hat er seine religiöse Begeisterung in den Dienst der Selbstsucht hingegeben, und wir finden bei ihm nur jene zügellose Schwärmerei, welche immer da entsteht, wo Fremdartiges bei einem erhöheten Glaubensleben zur Herrschaft kommt. Wir haben gesehen, daß die Puritaner durch die Heftigkeit des Widerstandes, den sie fanden, immer weiter getrieben wurden, indem aus ihnen die Independenten

hervorgingen. Diese traten in einen solchen Gegensatz gegen die fest gegliederte englische Kirche, daß sie den Kirchenverband eigentlich ganz auflöseten und nur noch von einzelnen ganz freien selbstständigen Gemeinden etwas wissen wollten. Und unter ihnen entstand eine Parthei, die Levellers, welche gar für jeden einzelnen Christen die unbeschränkteste Willkühr in kirchlichen, selbst in politischen Dingen in Anspruch nahmen. Wie Cromvell von Anfang an den Puritanern ergeben war, so war es kein Wunder, daß er bei seiner natürlichen Entschlossenheit und Heftigkeit den unter ihnen sich kund gebenden Bewegungen folgte; er wurde das Haupt dieser Partheimänner, und weil ihr Kampf nun zugleich ein Kampf gegen den König und die bestehende Obrigkeit war, mußten sich immer mehr weltliche Interessen und menschliche Leidenschaften in seinen vermeintlichen Glaubenseifer mischen, und in dieses trübe und schreckliche Gemisch zog er nun die wildbewegte Menge auch immer mehr herein. Er war es, der für den Königsmord stimmte und ihn hauptsächlich bewirkte; indem er zuerst davon redete, sagte er im Parlament: „Noch vor wenigen Wochen würde er den verabscheut haben, der davon gesprochen, aber da die göttliche Vorsehung die Versammlung selbst auf diesen Gedanken gebracht, könne er nichts thun, als sich dem Willen des Herrn unterwerfen. Noch kürzlich habe er für die Wiedereinsetzung des Königs beten wollen, aber die Zunge habe ihm plötzlich am Gaumen geklebt, ein deutliches Zeichen, daß Gott den König verworfen habe." Nach der Hinrichtung des Königs, welcher Cromvell aus einem Fenster zugesehen hatte, sprach dieser: „Nun ist die Religion gerettet und die Frei-

heit von Tausenden gegründet. Die Grundpfeiler der englischen Republik sind befestigt. Laßt uns jetzt unser Leben daran wagen, den Staat blühend zu machen, und die Ruhe von Außen zu sichern." Dessenungeachtet war es bald gerade wieder Cromwell, der unter dem Deckmantel der Frömmigkeit die Republik vernichtete, indem er selbst nach der höchsten Herrschaft strebte. Er sprengte das Parlament, welches seinen Absichten entgegen stand, mit seinen Soldaten. „Was sollen wir," sprach er, „mit diesem Gesindel, welches den Bekennern des Evangeliums eine Schmach und ein Aergerniß ist? Ich habe den Herrn Tag und Nacht angerufen, daß er mich lieber hinwegnehmen, als meine Hand zu solchem Werk gebrauchen möchte." Und als er ein neues Parlament, zu dessen Wahl die Partheien die Listen von ihren „gläubigsten, gottesfürchtigsten, und allen Sünden des Fleisches feindlichsten Gliedern" einsenden mußten, bestellt hatte, sagte er: „Wir sind berufen zu dem Streite des Lammes mit seinen Feinden; wir sind angelangt an der Schwelle des Eingangs, bei dem äußersten Saume der Verheißungen der Propheten. Gott hat sich erboten, sein Volk aus den Tiefen zu erretten, Juda heim zu führen u. s. w." Und von des Morgens sechs Uhr bis acht Uhr Abends wurde gebetet und gepredigt und die ganze Zeit angewendet, den Herrn zu suchen. Gerade jetzt aber trat ein Oberst in die Versammlung und fragte: „Was macht ihr da?" Als man ihm erwiederte: „Wir suchen den Herrn!" antwortete er: „Da müßt ihr wo anders hingehen, denn, wie ich gewiß weiß, ist er schon seit mehreren Jahren nicht hier gewesen."

Das war wohl sehr richtig; und Cromvell fand sich auch sehr bald bewogen, dieß Parlament wieder aufzulösen, da es seinen Absichten nicht entsprach, und ruhete nicht, bis er alle Gewalt im Staate an sich gerissen und zum Protector des Reichs ernannt war. Die schrecklichsten Kämpfe zerrissen das Reich. Eine fürchterliche Rache war an Irland genommen; ein Krieg war auch ausgebrochen zwischen den Schotten, den Anhängern der puritanischen Grundsätze, und Cromvell. In beiden Heeren herrschte die maßloseste Schwärmerei. Die schottischen Geistlichen verleiteten die Heerführer, alle Regeln der Klugheit außer Acht zu lassen; sie hatten Gott angekündigt, er solle nicht mehr ihr Gott sein, wenn er ihnen nicht den Sieg über die Ketzer gebe. „Sehet," rief wiederum Cromvell den Seinen zu, „Gott hat sie in unsere Hände gegeben!" und er trug den Sieg davon. Nachdem Cromvell sich in seiner Macht befestigt sah, gewährte er mit Ausschluß der Katholiken und der Anhänger der bischöflichen Kirche ziemlich allen Religionsmeinungen freie Duldung, und eine Menge Secten tauchten nun auf. Dabei übte er doch die größte Tyrannei und das entfremdete ihm immer mehr die Herzen des Volks. Vielen erschien er als ein Scheinheiliger, der unter dem doppelten Deckmantel der Religion und der Vaterlandsliebe wie ein nächtlicher Dieb in die Verfassung einbräche und dem Volke seine Freiheit raubte. Wie es in seinem Herzen ausgesehen habe, wer mag es ergründen? Es wird von den einen erzählt, daß ihm das böse Gewissen keine Ruhe gelassen habe, daß er vor der geringsten Bewegung erzittert, und darum auch nie ohne starke Bedeckung und

ohne Panzer ausgegangen sei, während andere seine Unerschrockenheit rühmen. Auch in der Todesstunde zeigte sich ein eigenes Gemisch von schwärmerischer Zuversicht und Verzagtheit. Er fragte seinen Beichtvater, ob es seine Richtigkeit mit dem Satze habe, daß, wer einmal in der Gnade Gottes gestanden, nie wieder aus derselben herausfalle. Und als der Geistliche ihm das bejahete, antwortete er: „Nun wohl mir! Denn das weiß ich gewiß, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin.“ Ein schrecklicher Sturm erhob sich in der Todesstunde Cromvells und gab ein sprechendes Bild von dem Gemüthszustande des Sterbenden.

Nach Cromvells Tode gelang es Carl II., dem Sohne des hingerichteten Königs, den Thron wieder zu besteigen. Eine Gegenwirkung der gewaltsamsten Art trat wieder ein. Die bischöfliche Kirche ward wieder hergestellt; an 2000 puritanische Geistliche legten ihre Stellen nieder, und Carl trat zuletzt selbst noch zur römischen Kirche über. Noch ärger machte es Jacob II. Unter ihm begannen wieder offenbare Verfolgungen und Hinrichtungen der Protestanten. Da brachte die allgemeine Noth eine Vereinigung der Anhänger der bischöflichen Kirche und der Dissenters, wie man in England alle abweichenden protestantischen Religionspartheien nennt, zu Stande; sie riefen den Eidam des Königs Wilhelm von Oranien ins Land, und unter ihm trat endlich eine weise Duldung ein und es entwickelten sich die Verhältnisse naturgemäß, wie sie jetzt noch bestehen. Die bischöfliche Kirche nahm ihre Stellung als die herrschende Kirche in England ein; aber weil sie doch einmal in ihren steifen halb-

katholischen Formen die Bedürfnisse des freien evangelischen Geistes nicht zu befriedigen vermochte, so erzeugte dieser neben ihr immerfort neue Religionspartheien und Secten (Dissenters), so daß in keinem Lande Europas derselben so viele auch noch jetzt vorhanden sind, als in England. Es ist dieß an sich betrachtet ein Uebel, oder doch auch wieder eine Wohlthat für die englische Kirche, welche ohne diesen nothwendigen Gegensatz gewiß immer mehr in sich erstarren würde. In den neusten Zeiten kämpfen zwar auch inmitten der englischen Kirche zwei Partheien mit einander, die Evangelischen (evangelical men), welche ein freieres evangelisches Glaubensleben in der Kirche zu erwecken suchen und den Dissenters näher stehen, und die Hochkirchlichen (high churchmen), welche vor allen Dingen die äußern Formen der bischöflichen Kirche aufrecht erhalten wissen wollen, und aus ihnen ist neuerlich eine Parthei hervorgegangen, die sogenannten Puseyiten, welche eine sehr bedenkliche Annäherung an den Katholicismus zeigt. Auch sind in den letzten Tagen bedeutende Uebertritte zur katholischen Kirche vorgekommen. Dessenungeachtet regt sich, besonders durch die Thätigkeit der Dissenters in der protestantischen Kirche Englands, ein christliches Leben, wie in keiner Kirche des Festlandes, dessen schönste Blüthe die großartigen Bestrebungen der Bibel- und Missionsgesellschaften sind und eine Menge anderer christlicher Vereine für Rettung und Erziehung verwahrloster Kinder, für Besserung der Gefangenen, für Befreiung der Sclaven, für Heiligung des Sonntags u. s. w.

In der bischöflichen Kirche zeichnet sich besonders ein Verein durch seine großartigen Unterneh-

mungen aus: Der Verein zur Erbauung neuer Kirchen. In keinem Lande hat die Bevölkerung so reißend in neuer Zeit zugenommen als in England. Ums Jahr 1700 betrug sie 5,475000 und jetzt 16,000000. Dadurch ist natürlich ein großes Mißverhältniß der Bevölkerung zu den vorhandenen Kirchen entstanden. Und schon 1712 fand es sich, daß in London 200000 Menschen ohne Kirchen waren, und es wurde schon damals beschlossen, 50 neue Kirchen zu erbauen, was aber nicht zur Ausführung gekommen ist. Im Jahre 1834 wurde ermittelt, daß in den östlichen und nördlichen Distrikten des Landes auf 19000 Seelen immer nur 1 Kirche und auf 14000 Seelen nur 1 Geistlicher komme. In der Gegend von Manchester hatten 1831 98000 Seelen nur 1 Kirche. Ein Jahrhundert hindurch geschah fast nichts zur Hebung dieser schreienden Uebelstände. Erst 1818 wurde wieder vom Parlament 1 Million, 1825 noch eine halbe Million Pfund Sterling für die Erbauung neuer Kirchen bewilligt, wodurch es 1840 möglich geworden war, schon 258 neue Kirchen zu erbauen. In demselben Jahre bildete sich nun auch eine Gesellschaft zur Erbauung und Herstellung von Kirchen, welche 1840 die Summe von 262,616 Pfund Sterling durch freiwillige Beiträge aufgebracht, mit Hülfe von Lokalsammlungen 317 ganz neue Kirchen hergestellt und den Raum in 1289 Kirchen erweitert hatte. Der Zweck der Gesellschaft ist, für jede 3—4000 Seelen eine Kirche zu erwerben. Der Bischof von London forderte 1836, daß 50 neue Kirchen für London gebaut würden, und 1845 waren schon 45 davon fast vollendet. In einem Jahre

(1836—37) kamen durch den Londoner Verein 117423 Pfund ein; der Bischof von London gab allein 2000 Pfund Sterling, ein anderer Geistlicher, der sich nicht nannte, 5000 Pfund. Dadurch ist es aber auch geschehen, daß in einer Parochie von London, Islington, seit 1826 7 neue Kirchen erbauet und 18 Geistliche für eine Bevölkerung von 40—50000 Seelen bestellt sind.

§. 4. Die Methodisten.

Ehe wir zum Bericht über die schottische Kirche übergehen, müssen wir noch einer Erscheinung in der englischen Kirche ausführlicher erwähnen, welche nicht allein einen bedeutenden Einfluß auf die Belebung derselben geübt hat, und noch übt, sondern auch ein sprechendes Bild giebt von der Thätigkeit und dem Leben der ihr nicht angehörigen Kirchenpartheien, so daß unsere Anschauung von der Gesammtheit dieser Kirche dadurch vervollständigt wird. Die christliche Gemeinschaft, von der wir reden wollen, steht in einem ganz ähnlichen Verhältnisse zur englischen Kirche, wie die Brüdergemeinde zur deutsch evangelischen. Eine Secte können wir sie nicht nennen, denn sie steht mit der englischen, wie mit der gesammten christlichen Kirche auf Einem Grund und Boden, und würde auch gar nicht als eine besondere Gemeinschaft aufgetreten sein, wenn sie nicht von der englischen Kirche mit ihren gerechten Ansprüchen zurückgestoßen wäre. Wir meinen die Methodisten. Sie traten zu einer Zeit in England auf, wo auf der einen Seite ein starres äußeres Kirchenthum herrschte, und auf der andern Seite, wie das so

zusammen zu sein pflegt, der Unglaube sich mächtig zu regen anfing, indem die Freigeister mit ihren einflußreichen Schriften schon hervorkamen. Die Dissenters thaten, wie schon bemerkt worden, allerdings etwas, um ein lebendigeres Christenthum anzuregen, allein da sie doch zum Theil so absonderliche Meinungen unterhielten, auch die herrschende Kirche anfeindeten, so konnten sie einen so unmittelbaren Einfluß auf die Erweckung eines lebendigen Glaubens nicht ausüben.

Diese ging nun zunächst aus von den Gebrüdern Wesley. Sie waren die jüngern Söhne des Predigers Samuel Wesley von Epworth in der Grafschaft Lincoln. Der ältere, Johann Wesley, ward 1703 geboren und als ein kleines Kind nur mit Mühe dem Feuer entrissen, das bei nächtlicher Weile in dem Pfarrhause ausbrach. Sein frommer Sinn entwickelte sich so frühe, daß er schon im siebenten Jahre zum Abendmahl zugelassen wurde. Als siebzehnjähriger Jüngling bezog er die Universität Oxford. Er legte hier nicht allein den Grund zu seiner theologischen Gelehrsamkeit, sondern bereitete sich durch Gebet und durch eifrige Beschäftigung mit erbaulichen Schriften auch schon auf seine zukünftige praktische Thätigkeit vor. Dieselbe Universität bezog bald nach ihm sein Bruder Carl Wesley. Dieser führte erst ein sehr weltliches Leben, und zeigte bei seinen Ausschweifungen eben keine sonderliche Neigung, „seines Bruders wegen ein Heiliger zu werden.“ Aber, ergriffen von der göttlichen Gnade, ward er doch bald ein Heiliger, wie sein Bruder, und nun schlossen die Beiden in Gemeinschaft mit noch zwei

gleichgesinnten Freunden im Jahre 1729 einen Bund, um allein dem Herrn zu leben und zu dienen, und erbaueten sich an einigen Abenden in der Woche durch andächtiges Lesen der heiligen Schrift. Bald traten noch mehrere Jünglinge dem Bunde bei, und nun machten es sich alle zur Aufgabe, nicht allein andere in den Taumel eines wüsten Weltlebens versunkene Menschen zur Besinnung zu bringen, sondern auch Kranke und Gefangene zu besuchen und sich armer, verlassener Kinder anzunehmen. Wie es in der Regel so geht, so zogen sie auch bald den Spott der Welt auf sich, und weil man meinte, daß sie eine ganz absonderliche Methode beim Christenthum anwendeten, so hängte man ihnen den Namen Methodisten an.

Bald eröffnete sich den Gebrüdern Wesley ein weiterer Wirkungskreis. Die Vorsteher der neuen Colonie Georgia in Nordamerika wünschten die dortigen Christengemeinden mit tüchtigen Geistlichen zu versehen. Gern folgten beide Brüder der Aufforderung, dahin zu gehen. Johann Wesley ließ sich zu Savannah nieder und entwickelte hier eine außerordentliche Thätigkeit. Seine sonntägliche Arbeit schildert er selbst so: „Das erste englische Gebet dauerte von 5 bis halb 7 Uhr Morgens; das italienische, welches ich mit den Waldensern hielt, begann um 9 Uhr. Der zweite Gottesdienst für die Engländer mit Predigt und heiligem Abendmahl währte von halb 11 bis halb 1 Uhr. Dann katechisirte ich die Kinder; gegen 3 Uhr hielt ich englische Nachmittagskirche, nach deren Beendigung ich mich glücklich fühlte, so viele Leute, als mein größtes Zimmer nur fassen konnte, bei mir

zum Lesen der heiligen Schrift, zu Gebet und Lobgesängen vereinigt zu sehen. Gegen 6 Uhr war der Gottesdienst der mährischen Brüder, an welchem ich nicht als Lehrer, sondern als Schüler Theil nahm." Die Verbindung mit den mährischen Brüdern, welche Wesley schon auf der Hinreise nach Georgia angeknüpft hatte, übte auf ihn einen entscheidenden Einfluß. Er sagt von sich selbst: „Ich ging nach Amerika, die Indianer zu bekehren. Doch, ach, wer wird mich selbst bekehren? Wer befreit mich von diesem armen ungläubigen Herzen? Ich habe eine herrliche Sommerreligion, ich weiß vom Glauben zu sprechen und glaube auch, so lange keine Gefahr da ist, aber blickt der Tod mich an, so ist meine Ruhe dahin." Die getroste Freudigkeit des Glaubens, welche er an den Mitgliedern der Brüdergemeinde bemerkte, scheint ihm vornämlich dieses Geständniß abgedrungen zu haben, und wenn er bisher mehr auf einem gesetzlichen Standpunkte sich befand, und sein Heil überwiegend in einer strengen Zucht, in harten Andachtsübungen gesucht hatte, so ging ihm das freundliche Licht der göttlichen Gnade in dem Verkehr mit den Brüdern immer mehr auf, er ward weicher und milder und das trostvolle Evangelium ward immer mehr der Hauptinhalt seiner Predigten. Nachher verlor sich diese milde Richtung wieder mehr bei ihm und seiner Gemeinschaft. Nach zweijährigem Aufenthalte in Georgia kehrte Wesley wieder nach England zurück, wohin sein Bruder schon früher ihm vorausgegangen war. Hier traten sie nun in Gemeinschaft mit Georg Whitefield, dem Sohne eines Schenkwirths zu Glocester, der, nach mancherlei Schick-

salen zum Glauben geführt, sich ihnen angeschlossen hatte, als öffentliche Prediger auf. Da viele Geistliche ihnen aber die Kanzel verwehrten, auch die Menge der Zuhörer von den Kirchen oft nicht gefaßt wurde, fingen sie an auf freiem Felde zu predigen. Bei Bristol machten sie den ersten Versuch. Der Zudrang war ungeheuer, Hügel und Bäume waren oft mit Menschen bedeckt; und doch dabei eine Stille, eine Andacht, daß Mauern und Gerüste mit der darauf lastenden Menschenmenge einsinken konnten, ohne daß eine merkliche Unterbrechung eintrat. Desto häufiger erfolgten Angriffe von Seiten des Pöbels auf die versammelte Feldkirche. Oft, wenn vom Himmel Regen, Schnee und Hagel auf die entblößten Häupter herabfiel, wurden sie zugleich mit Steinen, faulen Eiern, mit Schimpfreden und Hohngelächter übergossen. Nicht selten schleppte man die Theilnehmer auch vor Gericht. Einst wurde ein ganzer Wagen voll Methodisten vor den Richter gebracht; doch konnte ihnen nichts nachgewiesen werden, als daß sie besser sein wollten, als andere, und vom Morgen bis zum Abend beteten. Einer klagte, die Methodisten hätten sein Weib bekehrt, erst hätte sie eine Zunge gehabt, wie wenige, nun sei sie ganz still und in sich gekehrt, worauf der Richter erwiederte: „Bringt sie zurück und laßt sie die Zungen der ganzen Stadt bekehren." Auch die Häuser, in denen sie ihre Versammlungen hielten, blieben von der Wuth des Pöbels nicht verschont. Einmal fuhr derselbe eine Feuerspritze herbei und setzte das Versammlungszimmer unter Wasser; und als die Bedrängten in das obere Stockwerk flüchteten, deckte man die Zie-

geln ab und drang so in das Haus ein. Die Polizeibeamten stellten Wesley vor, es werde nicht eher Ruhe werden, als bis er das Predigen eingestellt habe. Doch beharrlich weigerte er sich, ein solches Versprechen zu geben. Gleiche Standhaftigkeit zeigten Wesleys Genossen, unter andern Johann Nelson, ein Steinmetz aus Bristol. Er war kein ordinirter Prediger, wie die Methodisten denn überhaupt das Lehramt nicht gerade an die Ordination banden, aber mit glühendem Eifer durchzog er Städte und Dörfer, und ermahnte die Leute zur Buße. Man ergriff ihn und steckte ihn unter die Soldaten. Er erklärte, er werde die Waffen gegen seine Brüder nicht brauchen, denn er stehe im Dienste des Friedensfürsten, verwies seinen Kameraden das Fluchen und andere Rohheiten, hielt ihnen Betstunden, bis er endlich den fortgesetzten Mißhandlungen im Tode erlag.

Vorzüglich aber war es Whitefield, der durch seine Kühnheit dem Methodismus überall Bahn brach. Seine Beredtsamkeit übertraf noch die Wesleys. Schon sein feierliches Auftreten hatte etwas höchst Ergreifendes. Seine Rede war immer geistvoll und anziehend, aber nicht gewählt, er machte sich nichts daraus, mit seinem Ausdruck gegen den guten Geschmack zu verstoßen. Dabei war er immer tief bewegt; er stampfte mit dem Fuße, oft unterbrach ein Strom von Thränen seine Worte und manch Mal war er so erschöpft, daß Blutbrechen seiner Predigt folgte. Zerstreut konnte bei derselben niemand sein. Ein Schiffbauer äußerte, er habe sonst bei jeder Predigt, die er in seiner Pfarrkirche gehört, ein ganzes Schiff

von Anfang bis zu Ende ausbauen können, aber in Herrn Whitefields Predigten könne er nicht einen Balken legen. Durch die Gewalt seines Wortes wurde der wildeste Trotz, die roheste Wuth entwaffnet. Als er einst einer Menge von Kohlenarbeitern im Freien predigte, hatte sich ein wilder Geselle mit dem Ausdrucke der höchsten Frechheit ihm gegenüber auf einen Baumast gesetzt. Whitefield wird seiner ansichtig, und donnert nun so auf ihn ein, daß er bald von seinem Aste herunter fällt. In Exeter stand ein Mann mit einem Steine in der Hand, und noch mehren in der Tasche, um sie auf den verhaßten Prediger zu schleudern; allein schon im ersten Theile der Predigt entsank der Stein seiner Hand, und als sie zu Ende war, trat er zu Whitefield mit dem Geständniß: „Herr, ich kam in der Absicht, um Ihnen den Hirnschädel einzuschlagen, aber Gott hat mir durch Ihre Predigt ein zerschlagenes Herz gegeben.“ Auch Gebildete erfuhren die Kraft seiner Worte. In Amerika hielt er eine Rede, worin er zu Beiträgen für den Bau eines Waisenhauses aufforderte. Der berühmte Franklin war unter den Zuhörern, fest entschlossen, nichts zu geben, weil er mit dem Plane nicht einverstanden war. Er hatte eine Hand voll Kupfergeld, drei bis vier Silberthaler und fünf Goldstücke bei sich. Je weiter die Rede fortschritt, desto tiefer wühlte er in seinen Beutel. Der erst nichts geben wollte, wagte erst das Kupfergeld daran, der zweite Theil der Rede gewann ihm auch das Silber ab, und als es zum Schlusse kam, warf Franklin alles, was er hatte, auch das Gold in die Kasse des Einsammlers. —

Sehr eigenthümlich ist noch ein anderer Zug. Während der Pfingstfeiertage predigte er in Moorfield, wo eine Menge Buden von Marionettenspielern, Thierführern und andern Leuten dieser Art aufgeschlagen waren, um welche der Londoner Pöbel sich versammelt hatte. Er beschloß absichtlich, mitten unter „diesen Kindern des Satans," wie er sie nannte, seine Feldkanzel aufzuschlagen. Es waren an 30000 Menschen da. Er wählte den Text: „Groß ist die Diana der Epheser!" und wurde bei den ersten Worten mit Steinwürfen und faulen Eiern empfangen. Bald aber erlebte er den Triumph, daß die Bühne eines Marktschreiers, welche erst großen Zulauf gehabt hatte, allmählich leer wurde, und die Leute nicht nur in großer Zahl sich zu ihm drängten, sondern auch 350 Menschen sich in die Gemeinde aufnehmen ließen.

Die Geschichte des Methodismus ist voll solcher merkwürdigen Bekehrungen. Als Wesley einst zu Epworth an dem Grabsteine seines Vaters gepredigt hatte und das Volk sich schon verlief, bemerkte er einen Mann, der noch unbeweglich und in Gedanken vertieft dastand. Wesley ging auf ihn zu und fragte ihn rasch: „Herr, sind Sie ein Sünder?" — „Sünder genug!" antwortete der Gefragte mit gen Himmel starrendem Blick. Er war bisher ein ganz gottloser Mensch gewesen. Zehn Jahre hernach besuchte ihn Wesley und fand ihn auf dem Sterbebette als einen zum Tod bereiten und mit Gott versöhnten Christen. Ein Landmann aus Cornwallis erzählte einst Wesley selbst in treuherziger Dankbarkeit Folgendes: „Einst vor zwölf Jahren ging ich über die Felder, und sah an einer Stelle

viel Volks zusammen stehen, so daß ich fragte: „Was giebt's dort?" „Es will dort jemand predigen," hieß es, und ich dachte, das wird wohl einer von den Verrückten sein! Aber sobald ich Sie sah, sagte ich: „Nein, das ist kein Verrückter! und als ich Sie gehört hatte, konnte ich keine Ruhe wieder finden, bis es dem Herrn gefiel, mir Kraft einzuhauchen und meine todte Seele zu beleben. Sogar von dem leiblichen Tode wurde eine unglückliche Frau durch Methodistenpredigt gerettet. Dieselbe war im Begriff, sich das Leben zu nehmen und wollte ins Wasser. Ihr Weg führte sie an einer Methodistenversammlung vorbei; der Gesang tönt ihr entgegen; sie steht still, tritt in den Kreis; und was sie hört, ergreift sie so, daß sie augenblicklich von ihrem unseligen Vorhaben absteht. — Noch eigenthümlicher ist folgender Fall. In einer Bierschenke saßen einige rohe Menschen zusammen, und hatten ihren Spott über die Methodisten. Jeder meinte, er könne am besten einen Methodistenprediger vorstellen. Sogleich wird eine Wette gemacht, eine Bibel geholt, und als Kanzel ein Stuhl auf den Wirthstisch gestellt, und so das freche Spiel begonnen. Drei hatten schon die verwegene Rolle ausgespielt, als ein Vierter auf den Stuhl sprang, in der Absicht, seine Vorgänger noch zu überbieten. Aber was geschah? Als er die Bibel aufschlug, fielen seine Blicke auf die Worte: „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle umkommen." Da kam der Schrecken Gottes über ihn, seine Haare starrten, und er that nun eine Strafpredigt, daß auch den rohen Gesellen um ihn her die Haare zu Berge stiegen. Es war nun aus dem Scherz ein

schrecklicher Ernst geworden. Der so wunderbar bekehrte Spötter blieb von Stund an Methodistenprediger, und oft sagte er nachher: „Habe ich je mit dem Beistande des heiligen Geistes gepredigt, so war es damals.“

Wenn durch die vereinten Kräfte, insbesondere von Wesley und Whitefield, der Methodismus gleich im Anfange so Außerordentliches wirkte, so war es sehr zu bedauern, daß im Fortgange der Zeit ein Zwiespalt zwischen diesen beiden großen Männern eintrat. Er wurde durch eine verschiedene Ansicht über die Stellung des Menschen zur göttlichen Gnade veranlaßt. Whitefield war der calvinischen Lehre von einer unbedingten Gnadenwahl (Kircheng. IV, 2. p. 86) zugethan; Wesley dagegen vertheidigte eine Mitwirkung des Menschen beim Gnadenwerke Gottes. Der Streit wurde so heftig, daß beide Freunde eine Zeit lang in Spannung lebten. Doch versöhnten sie sich bald wieder, und als Whitefield im Jahre 1770 bei seinem siebenten Besuche in Amerika gestorben war, hielt ihm Wesley in London eine Leichenrede; denn, sagte er, ich wünsche das Andenken dieses großen und guten Mannes auf alle nur mögliche Weise zu ehren.

Bei diesem Streite stand auf Wesley's Seite ein Mann, der nicht unerwähnt bleiben darf. Es war Fletscher, ein geborner Schweizer. Es ist Schade, daß wir hier keinen ausführlichen Bericht über das reiche Leben dieses seltnen Mannes abstatten können. Seine Zeitgenossen sagen, seinem Gesicht und Wesen nach habe er mehr für den Umgang mit Engeln als mit Menschen geeignet geschienen. Er war allem theologischen Gezänke gram, immer nur auf das

Eine, was noth ist, gerichtet, sanft und milde, und so hingegeben der Predigt des Friedens, daß er seine Gesundheit und sein Leben derselben opferte.

Auch mit der Brüdergemeinde, zu der Wesley im Anfang sich so hingezogen fühlte und von der er einen unverkennbaren Segen empfangen hatte, gerieth er später in einen Streit. Wesley nämlich behauptete, der durch Gottes Gnade wiedergeborne Mensch könne es in diesem Leben schon zur sittlichen Vollkommenheit bringen. Dagegen erklärte der Graf Zinzendorf: „Ich erkenne keine inwohnende Vollkommenheit in diesem Leben an, dies ist der Irrthum aller Irrthümer; ich verfolge ihn durch die ganze Welt mit Feuer und Schwert, ich trete ihn mit Füßen, ich vernichte ihn. Christus ist unsere einzige Vollkommenheit; alle christliche Vollkommenheit ist nur im Blute Jesu, es ist eine auf uns übertragene, nicht eine uns inwohnende Vollkommenheit." Zinzendorf hatte darin Recht; würden wir schon vollkommen hier, so brauchten wir keinen Heiland mehr und unsere Gerechtigkeit stünde nicht mehr allein auf dem Glauben, sondern auf den Werken. Später berichtigte Wesley auch seine Ansicht; er setzte die von ihm behauptete Vollkommenheit in die beständige Gemeinschaft mit Gott, welche das Herz fortwährend mit demüthiger Liebe erfülle, leugnete aber dabei nicht die Störungen, welche die Sünde in diesem Verhältniß hervorbringe. Indeß kam bei diesem Streite nur die tiefer liegende Verschiedenheit zum Vorschein, welche beide Gemeinschaften trennte. Allerdings hatten sie viele Berührungspunkte mit einander. Beide standen auf dem Grunde der Bekenntnißschriften ihrer Kirchen und wollten von den

letztern sich auch nicht trennen. Beide wollten in der Mitte der erstorbenen Kirche eine lebendige Gemeinde sammeln; Beide haben sich um die Mission große Verdienste erworben. Aber wenn die Brüdergemeinde mehr das beseligende Gefühl der Erlösung durch das Blut Jesu Christi in ihren Predigten hervorhob und durch die Liebe Christi sanft zur Bekehrung hinlocken wollte: so suchten die Methodisten mehr durch erschütternde Bußpredigten und erschreckende Schilderungen des Zornes Gottes und der ewigen Verdammniß gewaltsam zur Annahme der durch Christum geschehenen Erlösung zu treiben. Die Lehr= und Wirkungsweise der Brüdergemeinde hat mehr etwas Versöhnendes, Besänftigendes, Erhaltendes, die der Methodisten mehr etwas Aufregendes, Scheidendes, Umstürzendes, obwohl Beide das Reich Gottes nur aufbauen wollen. Auch ist das eine unterscheidende Eigenthümlichkeit Beider, daß die Methodisten sich vorzugsweise an den großen Haufen des Volks wandten, gleichsam so recht im Groben arbeiteten, um Baumaterial für die neue Kirche zu gewinnen, die aus der alten todten vornehmen Staatskirche sich erheben sollte; während die Brüdergemeinde aus allen Klassen der Gesellschaft mehr mit zarter Hand die Auserwählten sammelte, welche in dem großen Raume der Kirche ein Kirchlein bilden sollten. Wir müssen dabei zugestehen, daß beide Gemeinschaften in wohlthätiger Weise sich ergänzten, müssen es aber eben so begreiflich finden, daß sie sich nicht wohl mit einander vertragen konnten.

Zur genauern Kenntniß des Methodismus wird es beitragen, wenn wir über die kirchlichen Einrich=

tungen dieser Religionsparthei noch etwas sagen. Die Kirchen der Methodisten, Tabernakel genannt, sind höchst einfach; man findet darin keinen Schmuck. Die Kanzeln sind so geräumig, daß mehre Prediger darauf stehen können, welche sich in den Vorträgen oft abwechseln. In der Kapelle Whitefields sah man nach einander einen Kriegskapitän in der rothen Uniform und einen Schwarzen aus Amerika auftreten. Der ganze Gottesdienst hat etwas sehr Lebendiges. Der Gesang ist rasch und munter, die Liturgie wird mit Ausdruck vorgetragen, die Predigten zeichnen sich weniger durch Tiefe, als durch allgemeine Verständlichkeit und eindringende Kraft aus. Besonders ergreifend ist das Gebet. Es ist ein Ringen im heißesten Bußkampfe. Ein Augenzeuge berichtet Folgendes über einen methodistischen Gottesdienst, dem er beiwohnte: „Noch nie habe ich so beten hören, noch nie sah ich einen so unverkennbaren Eifer, ein so ernstliches Streben, die Zuhörer von der Sündlichkeit, dem Elend und der Unseligkeit ihrer angebornen Natur zu überzeugen und den Wechsel zu schildern, welchen der Glaube an Jesum im innern Menschen hervorbringt . . . und obgleich der Redner kein Concept und nichts als eine Bibel in Händen hatte, entwickelte er dennoch seine Gedanken mit großer Fülle des Ausdrucks und auf eine so edle, dem Gegenstande angemessene Weise, daß ich während des ganzen Vortrages durchaus nichts Geistloses, Störendes und Unziemliches bemerkt habe. Noch nie sah ich so augenscheinliche Zeichen andächtiger Frömmigkeit beim Gottesdienste als hier. Nach jeder Bitte ertönte ein ernstes Amen, wie leises Wellenrauschen durch die Versammlung mit einer

Feierlichkeit, die es weit über das Formularmäßige hergebrachter Gewohnheit erhob, welches in ähnlichen Fällen oft so störend wird. Kann es hienieden eine himmlische Musik geben, so hörte ich sie dort, und ist der Himmel auf Erden erreichbar, so scheinen ihn viele in dieser Versammlung gewonnen zu haben. Ja, ich selbst erinnere mich nicht, daß seit vielen Jahren, wenn jemals, mein Herz so zu Gottes Lob und Liebe erhoben gewesen wäre, als bei diesen Vorträgen, und ein belebendes Nachgefühl dieser Stimmung blieb noch Monate nachher in meiner Brust."

Die Methodisten haben bei ihren Gottesdiensten auch die Liebesmahle beibehalten. Es werden dabei kleine Bröte bei den Versammelten umhergereicht und freiwillige Beiträge für die Mission oder andere fromme Zwecke eingesammelt. Der Prediger eröffnet die Feier mit Gebet und einer Anrede, worauf Gesänge mit oft sehr rührenden und begeisterten Reden wechseln, welche von einzelnen Theilnehmern ohne Unterschied des Standes gehalten werden. Sie bestehen in Herzensergüssen, in Schilderungen eigenthümlicher Lebenserfahrungen, in Dankgebeten und Ermahnungen, welche in der Regel mit tiefer Bewegung von der Gemeinde vernommen werden. Einmal des Monats hält jede Gemeinde auch eine sogenannte Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen hingebracht wird; in der letzten Nacht des Jahres feiert man das Stiftungsfest. Außerdem aber hat man noch häufige Gebetsversammlungen, macht Auszüge an einsame Orte, wo man durch Gebet und Predigt den Geist der Wiedergeburt zu

erwecken sucht. Der sogenannte Durchbruch der Gnade ist dabei oft begleitet von großen körperlichen Erschütterungen, Nervenzuckungen, und die religiöse Begeisterung artet nicht selten in eine förmliche Tobsucht aus. Eine große Förderung empfängt das religiöse Leben in der Gemeinde durch die Klassen oder Bands, in welche dieselbe mit Unterschied der Geschlechter getheilt ist. Diese bestehen in der Regel aus 12—20 Gliedern, die sich unter Leitung eines Vorstehers gewöhnlich alle Tage versammeln, ihre innern und äußern Erfahrungen einander mittheilen, mit einander beten, vornämlich aber strenge Zucht unter einander üben. Diejenigen, welche sich in der Gottseligkeit bewährt haben, werden Stehende genannt, die aber nach der Wiedergeburt wieder in grobe Sünden versunken sind, heißen Gefallene, für die nun besondere Fürbitte gethan wird. Die Strafen für grobe Vergehungen sind Verweis, Bann und endlich Ausschließung aus der Gemeinde. Die Gemeinden stehen unter der Leitung von Bischöfen und Predigern, denen in jeder Gemeinde noch sieben Aelteste zur Seite stehen, welche die bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten besorgen, wie auch die Vorsteher der Klassen und die Krankenbesucher. Die Prediger wechseln in der Regel alle Jahre ihre Gemeinden, damit diese immer neue Anregung empfangen, auch sind etliche unter ihnen nur zum Reisen bestimmt. Außer den ordentlichen Predigern haben die Methodisten auch Laienprediger, welche aus allen Ständen genommen werden, und ihr bürgerliches Geschäft neben ihrem geistlichen Berufe forttreiben. Die soge=

nannte Conferenz ist die oberste kirchliche Behörde der Methodisten, welche das Ganze leitet.

Wir können den Bericht über die Methodisten nicht schließen, ohne noch eine kurze Mittheilung über den merkwürdigen Stifter der Gesellschaft zu machen, wie er uns von Zeitgenossen gezeichnet worden ist, indem dadurch das Bild der ganzen Gemeinschaft, welche so sehr sein Gepräge trug, vervollständigt wird. Einer seiner Biographen sagt: „Ich habe nicht leicht einen schönern, alten Mann gesehen; eine heitere und glatte Stirn, eine gebogene Nase, das hellste durchdringendste Auge, das sich denken läßt, eine für seine Jahre ungewöhnlich frische Farbe, die vollkommene Gesundheit verrieth, machte sein Aeußeres interessant und ehrwürdig. Es hat ihn selten jemand gesehen, ohne frappirt zu werden, und viele, die von Vorurtheilen gegen ihn befangen waren, haben eine andere Meinung von ihm gefaßt, nachdem sie ihn persönlich kennen gelernt. In seinem Anzuge war er ein Muster von Nettigkeit und Einfachheit. In seiner Stimme und in seinem ganzen Betragen mischte sich Fröhlichkeit und Ernst. Er war mit den Regeln einer feinen Lebensart nicht unbekannt, und in der Regel sehr aufmerksam auf andere und sehr höflich. Da kaum ein Winkel des Landes war, wo er nicht selbst gewesen, so war er unerschöpflich an Anekdoten und Erfahrungen, die er gern und gut erzählte. In seinem achtzigsten Jahre war er noch so heiter, wie in seinem zwanzigsten. Er war sehr mäßig und in seinen frühern Jahren fastete er auch viel; er gönnte sich wenig Schlaf, lebte aber so regelmäßig, daß ihn nur Fälle der äußersten Noth-

wendigkeit bewegen konnten, von seiner Lebensordnung abzuweichen. Seine Zeit hatte er aufs genaueste eingetheilt, und nur dadurch wurde es ihm möglich, so viel zu leisten, wie er geleistet hat. Man hat ihm nachgerechnet, daß er in seinem Leben über 40000 öffentliche Vorträge gehalten, und jährlich wohl 4000 englische Meilen zurückgelegt hat. Wenn er ritt, pflegte er den Zaum des Pferdes über den Nacken zu hängen, und derweilen in einem Buche zu lesen, das er vor den Augen hielt. Er war der wohlthätigste Mensch; er gab weg, was er hatte, aber nicht aus weichlichem Mitleid, sondern aus Pflichtgefühl. Dagegen war sein Herz keiner eigentlichen Anhänglichkeit an bestimmte Personen fähig. Dem Gefühle der Freundschaft und ehelichen Liebe war er nicht besonders zugänglich, der nur Ein Ziel rastlos verfolgte, die Ausbreitung des Methodismus. Seine Ehe war darum auch keine glückliche. Er ließ sich nach zehn Jahren von der Wittwe, mit der er sich verehelicht hatte, wieder scheiden. Von Natur hatte er ein warmes, fast ungestümes Temperament, das aber durch den Einfluß des Glaubens geheiligt war. Selten verließ ihn sein ruhiges und gefaßtes Wesen. Aeußere Verfolgungen ertrug er mit der größten Gelassenheit, er wurde nicht einmal merklich dadurch bewegt. Er behauptete auch von sich, daß ihm nichts leichter sei, als Beleidigungen zu vergeben. Aber jede Beeinträchtigung seines amtlichen Ansehns versetzte ihn in den lebhaftesten Unwillen, weil er dadurch seine Wirksamkeit gehemmt sah. — Wir sehen öfter bei Männern, welche ganz in eine praktische Wirksamkeit aufgehen, daß sie in Ansehung der Glaubenslehre sehr duldsam sind. So

auch bei Wesley. Er gab Lebensbeschreibungen von Katholiken, ja auch von einem Socinianer zur Erbauung seiner Anhänger heraus, und gestand, die Erfahrung habe ihn belehrt, wie man über die Dreieinigkeit irrige Begriffe haben, und doch ein frommer Mensch sein könne. Er sagt ausdrücklich: „Wir fragen nach keinen Meinungen; Anhänger der englischen Kirche, Dissenters, Presbyterianer und Independenten, alle können aufgenommen werden, nur eine Bedingung ist unerläßlich, wahrhaftes Verlangen, die Seele zu retten." Und ein ander Mal: „Ich habe so wenig das Recht, jemand wegen seiner Meinungen auszuschließen, als etwa deßhalb, weil er eine Perücke trägt, und ich mein eignes Haar. Wenn er aber die Perücke abnimmt und sie schüttelt, daß mir der Puder ins Auge fliegt, ja, dann habe ich alles Recht, mich sobald als möglich von ihm zu befreien." Desto strenger war Wesley in sittlichen Dingen. Nicht nur verbot er seinen Anhängern Tanz, Schauspiel und Karten, sondern auch jede Art von Zerstreuungen und Zeitvertreib. Selbst den Kindern sollte das Spiel nicht gestattet sein. Wesley erreichte ein Alter von 88 Jahren. Als es mit ihm zum Tode kam, rief er: „Gott, was sind alle Herrlichkeiten der Welt einem Sterbenden!" Mehrmals sang er den Vers: „So lang ich athme, preis' ich Gott und schließt die Lippe mir der Tod, so preis' ich ihn mit Engelzungen, ich hab' Unsterblichkeit errungen." Endlich sagte er: „Nun ist alles gethan. Laßt uns heimgehen. Die Wolken triefen von Segen, der Herr ist mit uns, der Gott Jacobs ist unser Schutz." „Lebt wohl!" das war sein letztes Wort. Er verordnete, daß sein Leichnam von sechs armen

Männern zu Grabe getragen würde, denn „darum bitte ich vor allem," sagte er, „kein feierliches Begräbniß, keine Kutschen, kein Wappen, kein Prunk, nichts, als die Thränen derer, die mich liebten und mir in eine bessere Welt folgen werden."

§. 5. Die Anfänge der Reformation in Schottland. Leben und Ende von Johann Knox.

Obwohl Schottland in vieler Beziehung England so nahe verwandt ist, so nahm dort die Reformation doch einen ganz andern Gang, wie hier; und wohl in keinem Lande ist das reformirte Bekenntniß, wie es durch Calvin festgestellt wurde, mit allen seinen Schärfen so bestimmt und so dauernd ins Leben getreten, wie hier. Zwar hatte sich Schottland von Anfang an weit unabhängiger von der päpstlichen Herrschaft erhalten wie England; desto größere Macht übte die stolze, reiche, dabei aber sehr unwissende Priesterschaft, und das Volk war in den dicksten Finsternissen des römischen Aberglaubens befangen. Und doch regte sich in vielen Herzen ein heimlich Sehnen nach dem Lichte der Wahrheit. Schon Wiklefs Schriften wurden daher von vielen mit Freuden begrüßt, welche sich dann in mitternächtlicher Stunde aus der Schrift zu erbauen pflegten. Allgemeineres Aufsehn erregte es aber, als Patrik Hamilton, ein junger, dem königlichen Hause verwandter Edelmann, Luthers Lehre, welche er in Deutschland kennen gelernt hatte, öffentlich zu verkündigen anfing. Er mußte freilich seine Kühnheit mit dem Feuertode büßen (1527); aber bei seiner Hinrichtung rief er noch einem Mönche,

der sich besonders thätig bei derselben zeigte, in erschütternder Weise zu: „Elender, der du bist! in deinem Gewissen bist du von der Wahrheit der Lehre überzeugt, für die ich sterbe. Du selbst hast es vor mir bekannt. Siehe, ich fordere dich vor den Richterstuhl des lebendigen Gottes!" Dieser Mönch endete bald darauf im Wahnsinn sein Leben; und das erhöhte nur das Ansehn des Blutzeugen, der vielen jetzt auch als Prophet und Heiliger Gottes erschien. Gleich tiefen Eindruck machte ein ähnliches Ereigniß bei der Hinrichtung eines andern evangelischen Blutzeugen, Georg Wishard. Dieser begehrte vor seinem Ende noch den Genuß des heiligen Abendmahls, und da er es von einem katholischen Priester nicht nehmen wollte, segnete er es von den Ueberbleibseln seines Frühstücks selbst ein und genoß es mit seinen Freunden unter beiderlei Gestalt. Der Erzbischof Beaton, ein wüthender Verfolger der Protestanten, der Urheber auch seines Todes, weidete von den Fenstern seines Schlosses aus seine Blicke an den Qualen seines Schlachtopfers. Der Sterbende weissagte ihm aber noch aus den Flammen, daß auch sein Ende gekommen sei. Und wirklich wurde der Erzbischof wenige Tage darauf in eben diesem Schlosse ermordet gefunden.

Vorfälle dieser Art waren ganz geeignet, die Gemüther eines Volks, welches für alles Wunderbare einen besonders empfänglichen Sinn hatte, mächtig zu bewegen; und es trat nun ein Mann auf, der mit einer Gewalt, wie keiner der Reformatoren sonst, die Sache zur Entscheidung brachte. Dieser ist der berühmte Johann Knox (auszusprechen

Nox). Knox war ein Mann, Luthern gleich an Entschiedenheit des Willens, an durchgreifender und beharrlicher Thatkraft, aber ohne dessen tiefe Gemüthlichkeit und hingebende Liebe; Calvin gleich an Schärfe des Verstandes, und rücksichtsloser Consequenz, aber ohne dessen vielseitige Bildung und reiche Gelehrsamkeit; doch seinem Lehrbegriffe ganz ergeben, ein echter Reformirter und ein echter Schotte, mehr nach außen hin wirkend und gestaltend, als sich in sich selbst vertiefend und innerlich begründend; kühn bis zur Schroffheit, überall Kampf hervorrufend, und nicht ruhend, bis er ihn zu Ende gebracht, ein gewaltiger Mann, der der ganzen schottischen Reformation ihr ernstes scharfes Gepräge aufdrückte, welches die durch ihn begründete Kirche auch bis auf diesen Tag mit weniger Umänderung bewahrt hat.

Er stammte aus einer alten achtbaren Familie und wurde im Jahre 1505 zu Gifford geboren. Schon als Knabe zeigt er einen hellen, durchdringenden Verstand und einen festen, ausdauernden Willen. Theils waren es die Vorträge eines freisinnigen Lehrers auf der Universität Glasgow, theils das eigne ernste Studium der Bibel, des Hieronymus und Augustinus, besonders aber die über die Anhänger des Evangeliums ergehenden Verfolgungen, welche den aufstrebenden Jüngling zuerst zur entschlossenen Vertheidigung weckten. Als Prediger in St. Andrews ergriff er die Gemüther durch sein gewaltiges Zeugniß so, daß die ganze Stadt mit wenigen Ausnahmen zur evangelischen Lehre übertrat, in Folge dessen aber auch von den Widersachern der Letztern als rebellisch behandelt und mit Hilfe einer französischen

Flotte hart belagert wurde. Trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr, zu der Knox durch seinen begeisterten Zuspruch ein nicht Geringes beitrug, mußte die Stadt sich ergeben, und Knox gerieth mit einem Theile der Besatzung in französische Gefangenschaft, auf die Galeeren. Man machte allerlei Versuche, die Gefangenen zum alten Glauben wieder zurückzubringen; aber so trotzig widerstanden sie diesen, daß einer, als man ihm befahl, ein Marienbild zu küssen, dieses in den Fluß warf mit den Worten: „Die Jungfrau ist leicht genug, laßt sie schwimmen lernen.“ Knox aber, dem die ungewohnten Anstrengungen des Galeerendienstes eine schwere Krankheit zugezogen hatten, fand hier eine gute Gelegenheit, sich im Glauben und in der Geduld zu üben; wohl recht aus tiefster Erfahrung schrieb er eine Abhandlung über das Gebet, und mehr mit der Noth seiner Brüder, als seiner eignen beschäftigt, erließ er ein Sendschreiben an die Gläubigen in Schottland, worin er, wie einst Paulus, als „gebundener Knecht Jesu Christi,“ sie zur Standhaftigkeit ermahnte. Nach zwei Jahren ward er seiner Bande entledigt; er durfte aber nicht nach Schottland zurück, und in der bischöflichen Kirche Englands, wohin er ging, ward ihm nicht wohl; entschieden schlug der Heimathlose selbst ein ihm hier angetragenes Bisthum aus, denn er konnte sich nicht versöhnen mit den halben Maßregeln, welche man hier in Ansehung der Reformation übte. Ueberdieß mußte der kühne Prediger auch bald die Flucht ergreifen vor den Verfolgungen der katholischen Maria, und er begab sich, wohin ihn sein Herz zog, nach Genf zu Calvin. Der kurze Aufenthalt hier ward entscheidend

sowohl für Knox selbst, als für das Schicksal der schottischen Kirche, indem hier zuerst eine Verbindung angeknüpft wurde, welche nicht aufhörte, den wichtigsten Einfluß auf Beide zu üben. Unterdessen hatten sich die Verhältnisse im Vaterlande freundlicher gestaltet und Knox wagte es, dahin zurückzukehren.

Bald hatte in Edimburg in dem Hause eines Privatmannes sich eine Anzahl von Gläubigen um ihn gesammelt, aber sogleich begann auch wieder der Kampf. Die Geistlichen forderten Knox vor Gericht; er aber erschien hier in Begleitung so angesehener Freunde, daß man nicht allein nichts gegen ihn zu unternehmen wagte, sondern es auch ruhig mit ansehen mußte, wie er 10 Tage lang in offnen Hallen vor einer großen Menge Zuhörer predigte. Die Sachen gestalteten sich doch aber so, daß Knox den Ausbruch eines Bürgerkrieges befürchtete; es erschien ihm daher recht als ein nicht abzuweisender Ruf Gottes, als die Gemeinde in Genf ihn zu ihrem Prediger verlangte. Aber sein Herz blieb doch an dem theuern Vaterlande; er erließ ein Schreiben nach dem andern an die kämpfenden Brüder dort, und weil hier die Regentin, Marie von Guise, in England die katholische Marie die Sache des Evangeliums verfolgten, griff er Beide öffentlich in einer Schrift an, welche schon durch ihren Namen zeigte, daß sie die Grenzen der Ehrerbietung überschritt, welche der Christ gekrönten Häuptern unter allen Umständen schuldig ist, er lautete: „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment", dem freilich kein zweiter folgte, weil Knox später wohl das Unangemessene eines solchen

Schrittes erkennen mochte, der auch noch die üble Folge hatte, daß die Königin Elisabeth, welche der Maria in England schon zu der Zeit gefolgt war, die Schrift auf sich bezog und dadurch dem Knox und seiner Sache verfeindet wurde.

Inzwischen schien das Uebel, dem Knox durch seine Entfernung von Schottland vorzubeugen beabsichtigt hatte, doch eintreten zu wollen. Der Erzbischof von St. Andrews hatte Walter Mill, einen ehrwürdigen Greis, der es sich angelegen sein ließ, umherwandernd noch seine letzten Tage der Verkündigung des Evangeliums zu widmen, greifen und durch das geistliche Gericht zum Feuertode verurtheilen lassen. Aber es wollte sich erst kein weltlicher Richter finden, der das Urtheil bestätigte, und kein Henker, der es vollzog. Dennoch gelangte der Erzbischof endlich zu seinem Zwecke. Aber wie einst Huß, so weissagte auch Mill noch auf dem Scheiterhaufen, daß aus seiner Asche hundert bessere Männer als Zeugen der Wahrheit erstehen würden; und das Volk errichtete ihm eine Ehrensäule aus zusammengetragenen Steinen. Und diesem Gewaltschritt folgten bald mehre. An dem Feste des heiligen Egidius, des Schutzpatrons von Edimburg, wurde das Bild desselben, welches man in Procession umherzutragen pflegte, erst entwendet, und dann das neue, welches man herbeischaffte, den Händen der Priester entrissen und in den Koth getreten. Auch hatten die Freunde der Reformation bereits im Jahre 1557 einen Bund geschlossen, den sie die Congregation Christi nannten. Dieser hatte die Regentin um freie Religionsübung gebeten, auch erst Zusage dafür erhalten, welche aber bald wieder gebrochen wurde.

Da hielt sich der Bund für berechtigt zu jeder Selbsthilfe, und inmitten dieser Aufregung erschien wieder Knox in Schottland, und wurde die Seele des Bundes.

Trotz dem Verbote der Regierung traf man in Perth, einer der angesehensten Städte Schottlands, ernstliche Anstalten zur Einführung des reformirten Gottesdienstes und Knox bestieg die Kanzel, heftig eifernd gegen das abgöttische Meßopfer. Dennoch wagte der katholische Priester dasselbe am Altar zuzubereiten. Da wurde eine allgemeine Unzufriedenheit laut, ein junger Mensch, der in der Nähe des Priesters stand, ließ seinen Unwillen hart gegen diesen aus; er empfing dafür eine Ohrfeige von dem Priester; der Beleidigte warf mit einem Stein nach diesem, traf aber den Altar und zertrümmerte ein Bild, das darauf stand. Das war das Zeichen zu einem fürchterlichen Aufruhr; erst fiel man über den Priester und den Altar her, dann zertrümmerte man sämmtliche Heiligthümer der Kirche, und nun ging es auch über die andern Kirchen der Stadt und die Klöster her. Knox suchte jetzt noch den Sturm zu beschwören, und Mäßigung anzurathen; als aber die Regentschaft in Folge dieser Ausschweifungen, welche sich immer mehr verbreiteten, die feindseligsten Maßregeln gegen die Protestanten ergriff, ward auch Knox immer mehr auf die Bahn der Gewalt mit fortgerissen. Er begab sich mit den Häuptern der Congregation unter dem Schutze von Bewaffneten nach St. Andrews, dem Sitze des Erzbischofs, dem eigentlichen Schooße des alten Aberglaubens. Der Erzbischof drohte ihn von der Kanzel schießen zu lassen, wenn er sie

zu betreten wagen würde. Die Freunde riethen ihm zur Flucht; Knox aber sprach: „Mein Leben steht in der Hand desjenigen, dessen Ehre ich suche" und bestieg dennoch die Kanzel. Wir erinnern uns, mit welcher Weisheit und in welcher Glaubenskraft Luther nach seiner Rückkehr von der Wartburg gegen die Carlstadtsche Bilderstürmerei Zeugniß ablegte, wie er immer nur den Glauben in die Herzen zu bringen suchte, da dann von selbst die Messe und die Bilder fallen würden; Knox aber predigte vielmehr von der Reinigung des Tempels, entflammte den wüthenden Haufen zu Thaten der Gewalt, so daß bald alle Kirchen ihrer Bilder und Schätze beraubt, und zwei Klöster der Erde gleich gemacht waren. Gewiß war das ein sehr bedenklicher Weg, den Knox hier einschlug; er war geradezu gegen den Sinn Christi, der zu dem gewaltthätigen Petrus sprach: „Stecke dein Schwert in die Scheide." Und es knüpften sich daran in der Folge auch Erscheinungen, welche die schottische Reformation eine Zeit lang mehr in dem Lichte einer politischen Umwälzung, als einer religiösen Erneuerung erscheinen lassen. Die Congegration, unter deren Schutz alle diese Gewaltthätigkeiten geübt wurden, zögerte nämlich nicht mehr länger, in einen offenen Krieg gegen die Regentschaft zu treten. Es wurden Bündnisse mit England geschlossen und die Regentin 1559 abgesetzt, ein Parlament berufen, welches den reformirten Gottesdienst für das ganze Land festsetzte, und diejenigen mit Leibes- und Lebensstrafe bedrohete, welche auch nur der Messe beiwohnen würden. Am heftigsten aber entbrannte der Kampf, als Maria Stuart in Schottland erschien.

Maria Stuart war die Tochter des schon früher verstorbenen Jakob V., Königs von Schottland, und verheirathet an Franz II., König von Frankreich. Schon frühe verlor sie diesen ihren Gemahl und als neunzehnjährige Wittwe betrat sie 1561 wieder den vaterländischen Boden, um nach dem Sturze der Regentschaft selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. Sie that es zu ihrem Unglück. Kaum konnte es eine Königin geben, welche weniger geeignet war, ein Volk, wie das schottische, in seiner gegenwärtigen Aufgeregtheit zu regieren. Schön, jung, leichtsinnig, unerfahren, an die Genüsse des üppigen französischen Hoflebens gewöhnt, dabei dem Katholicismus eifrigst ergeben, und ein Spielball ihrer französischen Rathgeber, stand sie einem Volke gegenüber, welches an sich schon ernst, schroff und rauh, die Grundsätze der nüchternen, strengen reformirten Kirche im äußersten und feindseligsten Gegensatze gegen die katholische Kirche aufgenommen hatte, und dabei das volle Kraftgefühl seiner nationalen Unabhängigkeit hatte. Wie war es da anders möglich, als daß sich bald ein heftiger Zwiespalt erhob! Zwar schien Maria anfangs sich die Protestanten geneigt machen zu wollen, indem sie die thätigsten Mitglieder der Congregation, den Grafen von Murray und Wilhelm Maitland, an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stellte, aber große Bedenken erregte es schon bei ihnen, daß sie in ihrer Hauskapelle die katholische Messe einrichtete. Knox sagte in einer Predigt: „eine einzige Messe sei ihm schrecklicher, als wenn zehntausend bewaffnete Feinde ins Land kämen, mit Ge-

walt die Religion zu unterdrücken.“ Nicht mit Unrecht befürchtete er, daß sonderlich das Beispiel einer Königin auf die noch unbefestigten Gemüther einen verführerischen Einfluß üben werde. Und an Beispielen von listigen, schnellen und dann recht schrecklichen Uebergriffen der römischen Kirche fehlte es ja nicht. Er fuhr daher fort, sich bei jeder Gelegenheit gegen den abergläubischen Gottesdienst und das Leben der Königin zu erklären; das gab Gelegenheit zu einer Unterredung zwischen ihm und Maria, welche mehr, wie alles andere, Beider Sinn ins Licht stellt.

Maria hatte sich bei seinem Empfange mit allen Reizen, welche Schönheit und königliche Pracht darboten, umgeben. Aber schon das verfehlte gänzlich seine Wirkung auf ein so unabhängiges Gemüth, wie das des Knox. Und als sie ihn nun mit lebhaften Vorwürfen über sein feindliches Benehmen gegen sie, und seinen Ungehorsam gegen ihre Verordnungen überschüttete: versicherte er die Königin zwar seiner Unterthänigkeit, so lange sie im Dienste der Wahrheit bliebe, aber er bezeugte ihr auch unverholen, daß es dem Volke erlaubt sei, seine Rechte gegen die Fürsten zu schützen, wenn diese das Evangelium hindern wollten. „Oder“ fragte er, „hätten die Israeliten dem Pharao und Nebucadnezar, die ersten Christen den heidnischen Kaisern nachhinken sollen?“ „Das nicht!“ erwiederte Maria, „aber sie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Obrigkeit.“ „Aber allen gottlosen Befehlen widersetzten sie sich allerdings,“ fuhr Knox fort. „Doch nicht mit dem Schwert, erinnerte die Königin nochmals und mit gesteigertem Nachdruck. „Gott hatte ih-

nen dazu die Gewalt und die Mittel nicht gegeben," entgegnete Knox. „Also meint ihr," sagte Maria, „daß Unterthanen ihren Fürsten widerstehen dürfen, wenn sie können?" Als nun Knox dieß zwar verneinte, aber doch bezeugte, es sei dem Willen Gottes ganz gemäß, gottlosen Fürsten das Schwert aus der Hand zu winden, mit dem sie die Kinder Gottes ermorden wollten, und sie so lange ihrer Freiheit zu berauben, bis sie wieder zur Vernunft gekommen wären, denn im Wahnsinn könnten sie so etwas nur thun: erstarrte ob dieser Antwort die Königin, faßte sich jedoch wieder und sagte: „Gut denn! ich sehe wohl, meine Unterthanen sollen nicht mir, sondern euch gehorchen, sollen thun, was sie wollen, nicht, was ich befehle." „Das verhüte Gott," fiel Knox ein, „aber dahin möchte ich es bringen, daß Beide, Fürst und Unterthan, Gott gehorchen." Damit zeigte sich freilich Maria einverstanden, bemerkte jedoch, dann müssen sie der Kirche gehorchen, welche allein im Besitze der wahren Religion sei; aber über diesen Punkt kam es nun vollends nicht zur Vereinbarung zwischen Beiden; und Knox äußerte nachher, nur mit dem Herzen würde der Maria wohl der gefährliche Irrthum ausgerissen werden, und er habe in der Unterredung mit ihr so viel künstliche List wahrgenommen, wie ihm in dem Alter noch nicht vorgekommen sei. Nur um so entschiedener trat er deßhalb gegen sie auf; öffentlich geißelte er ihre lockern Sitten und einer Isabel verglich er sie auf der Kanzel. Mit Thränen beschwor ihn nun sogar die Königin, sie nicht öffentlich so bloß zu stellen, insgeheim möge er ihr, wenn er müsse, Vorwürfe über ihr Leben machen.

Knox blieb unbewegt; aber sie konnte es ihm nicht vergessen, daß er sie in Thränen gesehen hatte, und sie freute sich daher, als sie eine Gelegenheit zu seiner Demüthigung gefunden zu haben meinte.

Bei der Abwesenheit der Königin feierte die Dienerschaft derselben die Messe mit größerm Gepränge, als je. Da der Königin nur für ihre Person die Ausübung des katholischen Gottesdienstes gestattet war, hielten die eifrigen Protestanten sich für berechtigt, in die Kapelle einzudringen. Sie wurden aber ergriffen; Knox jedoch erließ sogleich ein Umlaufschreiben an die Protestanten der benachbarten Gegenden, worin er sich über Gewalt beschwerte, zur Gegenwehr aufforderte und zu einer Volksversammlung einlud. Das Schreiben fiel der Königin in die Hände und sogleich ließ sie den Reformator vor ein Gericht stellen, dem sie selbst beiwohnte. Als Knox in den Gerichtssaal trat, lachte sie laut auf und sagte: „Der Mann da hat mir oft bittere Thränen ausgepreßt, ohne daß ihm selbst die Augen übergegangen wären. Heute will ich doch sehen, ob ich ihn nicht zum Weinen bringen kann.“ Aber zu ihrem unaussprechlichen Schmerze mußte sie bald ihre Hoffnung gänzlich getäuscht sehen; sie hatte Knox des Hochverraths angeklagt, aber dieser wußte seine Sache so geschickt zu führen, daß er gänzlich freigesprochen wurde.

Dagegen entwickelte sich das traurige Schicksal der Maria immer schneller zu seiner schrecklichen Entscheidung. Früher schon hatte sie Ansprüche auf den englischen Thron erhoben; sie hatte sie in der That, wenn Elisabeth nicht aus einer rechtmäßigen Ehe Heinrich VIII. entsprossen war. Die engli=

schen Katholiken behaupteten dieß, und unterstützten auf alle Weise Marias Ansprüche. Dadurch wurde der erste Grund zur Feindschaft beider Königinnen gelegt. Maria gab durch eine Reihe von Unbesonnenheiten ihrer Widersacherin die tödtlichen Waffen in die Hand, denen sie zuletzt erlag. Sie schloß leichtsinnig trotz der Mißbilligung der Bessern des Volks und Elisabeths eine Ehe mit Lord Darnley, einem äußerlich zwar schönen, aber eben so ausschweifenden, beschränkten und hochmüthigen Manne; und als sie sah, wie sie sich getäuscht hatte, trat sie in ein strafwürdiges Verhältniß mit einem italienischen Sänger, Namens Rizzio, und nach dessen Ermordung, mit dem Grafen von Bothwell, einem zwar kühnen aber eben so lasterhaften Manne, durch welchen höchstwahrscheinlich unter der Mitwissenschaft Maria's Darnley getödtet wurde. Und sie heirathete den Mörder ihres Gemahls, der noch dazu sich erst von einer Gattin scheiden mußte, mit der er erst 6 Monate verheirathet war. Aber der Lohn dieser Sünden ließ nicht lange auf sich warten. Bothwell ward aus Schottland verjagt, trieb eine Weile das Seeräuberhandwerk und starb dann wahnsinnig im Gefängnisse; Maria versuchte ihr Glück in der Entscheidung der Waffen, mußte aber, überwunden, nach England fliehen, wo sie nun, nachdem sie 19 Jahre gefangen gesessen hatte, zum Tode verurtheilt wurde, angeklagt der Theilnahme an dem Morde ihres Gemahls und verrätherischer Anschläge gegen die Person und den Thron Elisabeths. Man verweigerte ihr in ihren letzten Augenblicken den Beistand eines katholischen Priesters;

sie nahm aber eine von dem Papste geweihete Hostie, welche sie lange schon bei sich getragen. Entschieden wies sie die Zudringlichkeit eines protestantischen Geistlichen zurück, der sie noch bekehren wollte, theilte den Rest ihrer Habseligkeiten unter ihre Getreuen aus, nahm einen rührenden Abschied von ihnen, betete für das Heil ihrer Seele, ihren Sohn und zuletzt auch für Elisabeth, der sie alles verzieh, und empfing dann den Todesstreich. Eine schwere Buße hatte diese unglückliche Fürstin für ihre allerdings auch schweren Vergehungen zu leiden; denn unschuldig war sie, wie es erst neuere Untersuchungen noch dargethan haben, nicht an den Verbrechen, deren sie angeklagt war; und wenn Elisabeth auch wohl nicht frei war von persönlicher Gereiztheit gegen sie, so ist doch anzunehmen, daß sie hauptsächlich aus höhern Rücksichten auf die Erhaltung der Reformation der Gerechtigkeit gegen Maria, als das Haupt der katholischen Parthei, freien Lauf ließ. Marias Ende steht als ernste Warnung für alle die Gemüther da, die gerade nicht böswillig zu nennen sind, die aber desto ungehemmter sich allen ihren sündlichen Neigungen hingeben.

Einen merkwürdigen Gegensatz dagegen bildet das Ende des ernsten schottischen Reformators. Er hatte in seinen letzten Tagen noch schwere Kämpfe zu bestehen, sowohl gegen diejenigen, welche die Kirchengüter raubten, als diejenigen, welche die bischöfliche Verfassung der englischen Kirche in Schottland einzuführen strebten. Doch sah er zu seinem Troste zuletzt noch sein Werk fest begründet. Nun aber sehnte er sich desto mehr aus der Welt

heraus, in der er viel erfahren und viel gelitten hatte. Am 9. November 1542 ließ sich der vom Schlage gelähmte Greis zum letzten Male in die Kirche tragen, um seinen Nachfolger der Gemeinde vorzustellen und von ihr Abschied zu nehmen. Er bezeugte, wie er bei der Verkündigung des göttlichen Wortes nie das Seine gesucht, sondern was Christi ist. Er ermahnte alle, der guten Sache treu zu bleiben und ertheilte ihnen seinen letzten Segen. Auf seinen Stab gestützt, wankte er, von der ihm nachweinenden Menge begleitet, nach Hause zurück. Zwei Tage nachher legte er sich auf sein Sterbebette. Die Schrift war sein Trost, wie im Leben, so auch im Tode. Und so sehr fühlte er sich ergriffen von den Verheißungen der Auferstehung, die er in einer durchwachten Nacht betend bei sich erwogen, daß er den empfangenen Segen noch einmal von der Kanzel über die Gemeinde ausschütten wollte. Aber die Kräfte reichten nicht mehr. So versammelte er denn nur noch einmal die Prediger und Aeltesten um sein Lager, und bezeugte ihnen feierlich, daß seine Strenge niemals aus Haß gegen die Personen, sondern allein aus dem feurigen Eifer für die Sache Gottes hervorgegangen sei. Die Großen des Reichs aber ließ er ermahnen, durch ihre Habsucht, durch ihre Streitigkeiten die Kirche und das Reich nicht zu verwirren. Es ist nicht ungewöhnlich, daß die letzten Stunden der Gläubigen noch durch schwere Anfechtungen getrübt werden. Knox klagte, der Teufel wollte ihm vorspiegeln, er habe durch seine Treue den Himmel verdient, und er wisse doch, daß es nur Gottes Gnade sei, die sich in ihm mächtig gezeigt habe. Das siebenzehnte Kapitel

des Evangeliums Johannis wurde aber „sein Anker, an dem er fest blieb.“ Er starb in einem Alter von 67 Jahren. Seine Leiche begleitete eine weinende Volksmenge, und der Regent Murton an der Spitze des Adels. Als man den Sarg eingesenkt, rief jener: „Hier liegt der Mann, der nie vor eines Menschen Angesicht sich fürchtete!“

Knox verdiente diesen Ehrenspruch und eine eben so seltene als erhabene Erscheinung ist immer ein Mann, der in dem Maße, wie Knox, keine andere Furcht kannte, als die vor Gott. Aber ob er dabei nicht oft der schuldigen Rücksicht, die man in der Liebe auf die Schwachheit der Mitbrüder zu nehmen hat, vergaß, ob er die Ehrfurcht, die gekrönten Häuptern gebührt, nicht allzusehr aus den Augen setzte, ob er, bei aller Verachtung menschlicher Hoheit und Gewalt, doch nicht zu sehr mit menschlichen Waffen den Kampf für das Reich Gottes ausfocht, indem er die Staatsgewalt für die Kirche aufrief — das sind Bedenken, welche wohl eine ernste Erwägung verdienen.

Es hat aber jedes auserwählte Rüstzeug Gottes seinen eignen Beruf, und wenn auch Knox seinen Antheil an der allgemeinen menschlichen Schwäche nicht verleugnen konnte, so hat er diesen doch in aller Treue erfüllt. Für das ernste, kräftige, rauhe Volk der Schotten gehörte ein solcher Reformator, wie Knox es war; und die Folgezeit hat mit Segen seine Arbeit gekrönt.

§. 6. Befestigung der schottischen Kirche und ihr gegenwärtiger Bestand.

Schwere Kämpfe warteten der schottischen Kirche noch nach Maria's und Knox's Tode. Maria's einziger Sohn führte als Jacob VI. ein schwaches Regiment in dem Lande; obgleich in den Grundsätzen der presbyterianischen Kirche erzogen, war er doch der bischöflichen Kirche so sehr zugethan, daß er den Wahlspruch führte: „Kein Bischof, kein König!" Aber die Macht des unruhigen Adels, die Hartnäckigkeit der Geistlichkeit, in welcher Knox's unabhängiger Geist fortlebte, zwangen ihm den Bestand der presbyterianischen Kirchenverfassung ab. Nachdem er als Carl I. den englischen Thron bestiegen hatte, machte er noch einen Versuch, die englische Liturgie in Schottland, wie schon oben erwähnt wurde, einzuführen. Als aber 1657 der erste Gottesdienst nach diesem Gebrauch in Edimburg gehalten werden sollte, und der damit beauftragte Geistliche im weißen Chorhemde erschien, schrie alles Volk: „Ein Papst! ein Antichrist! steinigt ihn!" und Schemel flogen durch die Kirche.

Die Schotten schlossen einen Glaubensbund (Covenant), den sie mehrmals erneuerten, und durch welchen sie sich gegenseitig verpflichteten, für die Aufrechthaltung ihrer Kirchenverfassung Blut und Leben zu lassen. Es gelang demselben, wenn auch erst nach vielen Kämpfen, diese dem Lande zu bewahren; doch erst 1690 erhielt sie durch Wilhelm III. dauernde Bestätigung.

Ein Gut, welches schwere Opfer gekostet hat,

hält man hoch und werth. Es ist nicht zu sagen, wie theuer den Schotten ihre mit so vielem Blute erworbene Kirchenverfassung ist, das haben noch die Vorgänge der letzten Tage gezeigt, auf die wir noch kürzlich hinweisen müssen.

Das Fundament der schottischen Kirche ist nämlich der Satz: „Es giebt kein anderes Haupt der Kirche, als den Herrn Jesum Christum." Damit meint sie, daß die Kirche in ihrer Mitte durchaus keine Autorität anerkenne, als die Christi und seines Wortes, und daß sie das Recht habe, sich unter Christo nach seinem Worte selber zu verfassen und zu regieren, also aus Gottes Geist und Wort die Lehre zu schöpfen, ihren Gottesdienst schriftmäßig zu gestalten und die Gemeindeordnung nach dem Worte Gottes zu bestimmen. Dem Staate gesteht die schottische Kirche allerdings eine Oberaufsicht zu, weshalb ein königlicher Commissarius den Verhandlungen der ersten Kirchenbehörde beiwohnt, auch macht sie es ihm nicht streitig, über die zeitlichen Kirchengüter, die von ihm kommen, frei zu verfügen. Aber sie protestirt gegen jede Einmischung des Staats in die innern Angelegenheiten der Kirche, und stets hat sie dieselbe mit der größten Entschiedenheit abgewehrt.

Im Jahre 1638 wollte König Carl seine Oberhoheit über die Kirche auch in geistlichen Dingen geltend machen; der königliche Commissarius erklärte die oberste Kirchenbehörde, die Einspruch that, für aufgelöst; diese aber bezeugte, der König könne Leib und Leben, Gut und Blut ihnen nehmen, aber er habe keine Macht, eine Behörde zu beeinträchtigen, die nur Christum als ihren Herrn

anerkenne; sie blieben zusammen und erklärten sich im Namen Christi für befugt, in geistlichen Angelegenheiten allein, auch ohne Genehmigung des Staats, giltige Beschlüsse zu fassen. Wegen dieses Eifers, die geistliche Unabhängigkeit der Kirche zu bewahren, war das aus frühern Verhältnissen herstammende Patronatsrecht d. i. das Recht Einzelner, geistliche Stellen zu besetzen, schon immer in der schottischen Kirche ein Gegenstand vieler Beschwerden und vieles Streites gewesen, weil es zur Einmischung weltlicher Macht in die innern Angelegenheiten der Kirche fortwährende Veranlassung gab. In Zeiten, wo die Kirche besonders kräftig war, hat sie es daher auch erlangt, daß das Patronatsrecht gesetzlich aufgehoben wurde; jedoch später (durch eine Acte der Königin Anne von 1712) wurde es förmlich wieder hergestellt, und in neueren Zeiten, besonders durch den Einfluß weltlichgesinnter Prediger, die Rechte der Kirche in so fern dadurch wesentlich beeinträchtigt, als die Gemeinde, die immer ein Widerspruchsrecht gegen die Präsentation des Patrons gehabt hatte, nicht ordentlich mehr gehört wurde. Da erließ 1835 die oberste Kirchenbehörde ein Gesetz (Veto-Acte), wodurch ausgesprochen wurde, es sei ein Grundgesetz der Kirche, daß kein Geistlicher einer Gemeinde wider ihren Willen aufgedrängt würde, und wenn die Mehrheit der männlichen Familienhäupter, die in voller Gemeinschaft mit der Kirche stünden, gegen einen präsentirten Candidaten seien, so solle er durch die geistliche Behörde nicht eingeführt werden. Es wurde aber noch ausdrücklich bevorwortet, daß jeder Protestirende, wenn er dazu aufgefordert würde, feier-

lich vor der Kirchenbehörde erklären müsse, daß keine falschen Rücksichten ihn leiteten. Sofort mischten sich die bürgerlichen Gerichte in die Sache; in mehren Fällen wurden durch Mitwirkung feiler Geistlicher den Gemeinden gegen ihren Willen Prediger aufgedrängt, und die Sache kam 1840 vor das englische Parlament. Hier wurden die Entscheidungen der schottischen Gerichte bestätigt, und ein Gesetz gegeben, wonach nur dann der Widerspruch der Gemeinde gehört werden sollte, wenn sie genügende Gründe vorbrächte. Da aber das Urtheil über die Triftigkeit dieser Gründe auf diese Weise fremder Entscheidung unterlag, so war durch dieß Gesetz allerdings das freie Widerspruchsrecht der Gemeinde aufgehoben, welches die oberste Kirchenbehörde doch für ein Grundgesetz der Kirche erklärt hatte, und da überdieß der Staat sich angemaßt hatte, als Gesetzgeber in kirchlichen Angelegenheiten aufzutreten, so haben nun 500 Geistliche, 2000 Gemeindeälteste und 200 Kandidaten nicht nur feierlich gegen diese Gewaltthat protestirt, sondern haben auch, da sie nicht gehört wurden, die schottische Staatskirche verlassen und bilden nun die sogenannte freie Kirche, welche auf alle zeitlichen Kirchengüter verzichtet, um ihre innere Selbstständigkeit zu bewahren, mit ungeheuern Opfern sich constituirt hat, und als der eigentliche Kern der schottischen Kirche anzusehen ist.

Die ganze Gliederung der schottischen Kirchenverfassung ist folgende:

Die Prediger sammt den Kirchenältesten, deren Zahl verschieden ist, bilden den Kirchenrath (Kerk Session), welcher alle äußern und innern

Angelegenheiten der Gemeinde besorgt. In abgegrenzten größern Kreisen treten die Deputirten des Kirchenraths, unter denen sich alle Mal die Prediger, aber auch Aelteste befinden müssen, zu dem Presbyterium zusammen, welches die Prüfung der Kandidaten hat, und die allgemeinern Kirchenangelegenheiten des Kreises in Berathung nimmt. Ueber den Presbyterien stehen die Synoden, die wieder beschickt werden von den Deputirten der Presbyterien; und alle Jahre einmal, im Mai, tritt die Generalversammlung (general-assembly) zusammen, die oberste Kirchenbehörde, welche aus den Deputirten aller Presbyterien der Kirche besteht, die einen Geistlichen und einen Aeltesten dahin senden, und sich jedes Mal einen Vorsitzer wählt. Diese Versammlung stellt die Gesammtheit der Gemeinden der schottischen Kirche dar, und hat die höchste Entscheidung aller äußern und innern Kirchenangelegenheiten.

Gewiß hat diese Kirchenverfassung viel dazu beigetragen, den kirchlichen Geist in dem schottischen Volke zu erhalten, und hier mehr, als irgendwo anders, die verderblichen Einflüsse des neuern Unglaubens und der Sittenlosigkeit abzuwehren. Unerschüttert besteht hier noch immer die wahre christliche Lehre; wer Lehren, wie die Gottheit Christi, die Erbsünde, die Rechtfertigung durch den Glauben, leugnen würde, würde sogleich von der Kirche ausgeschlossen werden; nur hinsichtlich der Gnadenwahl findet eine Lehrverschiedenheit statt, indem die strengern Prediger diese, wie Calvin, fassen und behaupten, die andern, die sogenannten Moderaten, (moderate men) dem Menschen mehr Einfluß auf

die Bestimmung seines dereinstigen Schicksales einräumen und dem Pelagianismus sich nähern. Diese, in ihren Grundsätzen überhaupt laxer, gestatten zugleich dem Staate mehr Einfluß auf die Kirche, während die andern fast nun alle Glieder der freien Kirche geworden sind. Die Kirchenzucht ward sonst in höchster Strenge geübt und öffentliche Kirchenbußen waren häufig; jetzt hat sie in dieser Strenge nachgelassen; aber doch ist der Geist des ganzen Volks so kirchlich, so ernst, daß die Gottlosigkeit und das Laster sich doch scheuen muß, öffentlich hervorzutreten. Der Sabbath wird als der Tag des Herrn in der heiligsten Stille und Andacht begangen; jeder Geschäftsverkehr, jedes laute Vergnügen ist verbannt; nur zur Zeit, wenn der Gottesdienst angeht und aufhört, sind die Straßen belebt. Der bei uns fast ganz verfallene häusliche Gottesdienst steht dort in höchster Blüthe. Fast allgemein versammeln die Hausväter sämmtliche Hausgenossen Morgens und Abends zum Gebet und zur Betrachtung des göttlichen Wortes; und es übt diese fromme Sitte den heilsamsten Einfluß auf das Familienleben, welches sich durch Ernst, Zucht, Liebe und Eintracht auszeichnet.

Was den öffentlichen Gottesdienst betrifft, so zeigen seine Formen noch die Spuren jener erbitterten Kämpfe, welche die schottische Kirche erst gegen die römische, dann gegen die englische Kirche geführt hat, denn sie stehen in dem alleräußersten Gegensatz gegen die Gebräuche der genannten Kirchen. Die Gotteshäuser sind ohne allen Schmuck, auch ohne Altar. Man sieht nur eine Kanzel zur Verkündigung des göttlichen Worts, welche der

Prediger sogleich bei seinem Eintritt in die Kirche besteigt, und unter derselben ist ein erhöheter Sitz für den Vorsänger, den Chor und die Aeltesten. Keine Liturgie wird gehalten, nur freie Gebete vor und nach der Predigt. Keine Orgel begleitet den Gesang, welcher, vom Vorsänger und Chor geleitet, sanft dahin schwebt. Man singt nur Psalmen und gereimte Stellen der heiligen Schrift (paraphrases), weil man ohne alle menschliche Zuthat sich nur des göttlichen Wortes bedienen mag. Nur im Geist und mit keiner äußerlichen Gebehrde will man Gott dienen, deßhalb faltet man weder die Hände, noch knieet man in der Kirche, während das Letztere allgemein beim häuslichen Gottesdienste geschieht. Außer dem Sonntage, als dem allein von Gott gegebenen Feiertage, begeht die schottische Kirche kein kirchliches Fest. Das Abendmahl wird nur einige Male im Jahre, aber dann von der ganzen Gemeinde begangen, welche es an Tischen, die in der Kirche zugerichtet werden, genießt. Die Prediger sitzen oben an, sprechen die Einsetzungsworte, knüpfen daran Ermahnungen, und die Diakonen reichen Brot und Wein umher. Es ist dieß eine heilige Zeit für die ganze Gemeinde, und niemand schließt sich von der andachtsvollen Feier aus. Die Geistlichen unterstützen einander bei derselben, und sie wird so auch eine Gelegenheit für diese, das Band brüderlicher Liebe enger zu schließen. Vermöge der Verfassung stehen die Geistlichen dem Range nach einander ganz gleich; und wie sie mit seltener Ausnahme sich durch Kenntnisse, durch rege Theilnahme an dem kirchlichen Leben, durch Treue im Berufe auszeichnen, genießen sie

einer hohen Achtung beim Volke; sie sind im Ganzen nicht hoch besoldet, und immer im Verhältniß zu dem Wirkungskreise, den sie haben. Die in der Hauptstadt haben 500 Pfund Sterl., die auf dem Lande wenigstens 150 Pfund.

Die eben beschriebene Kirche ist die herrschende des Landes. Es befinden sich aber neben ihr auch noch mehre Secten, welche theils sich von ihr getrennt haben wegen einzelner abweichender Meinungen meist in Ansehung der Verfassung, obwohl sie in der Hauptsache mit ihr übereinstimmen, theils auch in gar keinem Zusammenhange mit ihr stehen, wie die Independenten, Baptisten, Methodisten. Doch weil die herrschende Kirche hier voll Geist und Leben ist, so ist auch ihre Zahl lange nicht so groß, wie in England, wo die bischöfliche Kirche so viele Bedürfnisse unbefriedigt läßt. Genug, wir können nur mit Dank gegen Gott auf die schottische Kirche hinblicken, der sie in Wahrheit zu einer leuchtenden Stadt auf dem Berge gemacht hat, in dieser Zeit, wo die meisten andern protestantischen Kirchen mehr oder weniger gleichen einer verheerten Stadt, einer Nachthütte in den Kürbisgärten.

Vierter Abschnitt.

Die Reformation in Dänemark und Schweden.

Es war das reformirte Bekenntniß, welches in die bisher genannten Länder sich Eingang verschaffte, so daß nun der ganze westliche Theil Europas, so weit er die neue Lehre aufnahm, demselben huldigte. Es hat dieß auch seine Gründe gehabt, wiewohl es nicht leicht ist, diese vollkommen und genügend zu erkennen. Vielleicht ist es der mehr dem äußerlichen Handeln zugewandte Sinn jener Völker, der sich diesem Bekenntnisse vorzugsweise zuwandte, welches nirgends den überwiegenden Trieb zu äußerer Gestaltung des christlichen Lebens verleugnet hat. Das gemüthlichere, sich mehr in die Tiefen des christlichen Lebens versenkende Lutherthum schien dem ruhigern, bedächtigern, mehr beschaulichen Charakter der nordöstlichen Völker Europas in höherm Maße zuzusagen. Wie es daher in dem nördlichen Deutschland vorzugsweise Eingang fand, so bahnte es sich auch den Weg nach Dänemark und Schweden mit den ihnen zugehörigen Ländern.

§. 1. Dänemark.

Dänemark war von dem Schauplatz der lutherischen Reformation nicht zu weit ablegen, um

nicht durch die hier Statt findenden Bewegungen berührt zu werden. Manche Reisende kamen dahin, und erzählten von den dortigen Vorgängen; mehr Einfluß gewannen jedoch junge Leute, welche zu ihrer Ausbildung die eben aufblühenden deutschen Universitäten bezogen. Unter diesen war ein Edelmann Peter Lille, der Luther selbst in Wittenberg gehört hatte, und nun, des neuen Glaubens voll, mit Begeisterung und auch nicht ohne Beifall das Evangelium verkündete, und die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung darthat. Johannes Tausanus, ein vielversprechender Jüngling, früh schon dem Klosterleben geweiht, mußte zwar seinem Prior, der ihn auch Behufs seiner weitern Ausbildung nach den Universitäten Deutschlands entsandte, das feierliche Versprechen geben, das ketzerische Wittenberg zu fliehen. Aber es zog ihn doch dahin, nachdem er in Köln einige Bekanntschaft mit Luthers Schriften gemacht hatte. Durch die persönliche Bekanntschaft mit diesem ward er nun vollends für die neue Lehre gewonnen; und als er nach seiner Rückkehr ins Vaterland zum Lehrer der Theologie in Kopenhagen ernannt war, wurde auch er ein thätiger Beförderer der Reformation. Der hartnäckige Widerstand der Geistlichen trieb ihn zwar in die Einsamkeit der Klostermauern zurück, wo er nur im Stillen für seine große Sache weiter wirken konnte. Nicht besser ging es Magister Martin, auch einem Schüler Luthers, welchen sich der damalige König von Dänemark, Christian II. selbst aus Wittenberg erbeten hatte, und dem er sogleich eine Kirche in Kopenhagen einräumte. Dieser evangelische Prediger fand zwar zuerst einen

außergewöhnlichen Beifall, aber die Geistlichkeit der Hauptstadt wußte ihn nach und nach vor dem Volke so lächerlich zu machen, daß er wieder nach Deutschland zurückzukehren gezwungen war.

Aus dem Umstande, daß König Christian II. Magister Martin nach Kopenhagen berief, läßt sich schon schließen, daß dieser Herrscher der Reformation günstig war. Seine Betheiligung an dem Gotteswerke war aber doch zweideutig. Kurfürst Friedrich von Sachsen war sein Oheim; vielleicht daß diese Verwandtschaft einigen Einfluß auf seine Zuneigung zur Reformation übte; sicherlich aber mehr noch die Hoffnung, die Bischöfe, welche sammt dem Adel alle Reichthümer, wie alle Macht im Lande besaßen und das königliche Ansehn auf jede Weise beschränkten, dadurch zu demüthigen. Unter solchen Umständen dürfen wir uns nicht wundern, daß seine Maßregeln zur Einführung der Reformation ziemlich äußerlich und gewaltthätig waren. Daß er evangelische Prediger berief und sie in Schutz nahm, war löblich; aber daß er den Bischöfen schon jetzt, wo die Reformation im Ganzen noch so wenig in den Gemüthern Wurzel gefaßt hatte, ihre äußerlichen Vorrechte entriß, war zum mindesten unklug und es kostete ihm auch das Reich. Er floh zu seinem Oheim nach Sachsen, und hier, auf dem Schlosse Schweinitz bei Wittenberg war es, wo er mit Luthern selbst in Berührung kam und eine Predigt von ihm hörte, nach der er sagte: „er habe das Evangelium sein Lebtag nie so gehört, wollte der Predigt nimmermehr vergessen, und nunmehr, ob Gott will, alles desto geduldiger leiden und tragen.“ In dieser Zeit sandte er auch ein schönes Glaubens-

bekenntniß an sein Volk und ließ eine dänische Uebersetzung des neuen Testaments anfertigen und in Leipzig drucken (1524), wodurch er sich allerdings ein wahres Verdienst um den Fortgang der Reformation in Dänemark erwarb. Es zeigte sich doch aber sehr bald, daß er nur ehrgeizige Pläne bei dem allen verfolgte, denn als er einige Zeit darauf nicht anders Hilfe zur Wiedereroberung seines Reichs erlangen konnte, als daß er mit dem Papste sich aussöhnte, ward er wieder ganz katholisch. Er hatte aber, wie das so zu gehen flegt auf den Wegen der Sünde, nichts von diesem Schritte, als Schaden für seine Seele. Denn der 1531 unternommene Krieg glückte nicht, brachte vielmehr den König in eine sechszehnjährige harte Gefangenschaft, die nur gegen das Ende seines Lebens noch gelindert wurde.

Während dieser Vorgänge hatte Friedrich, Herzog von Holstein, welchen die Dänen nach Christians Vertreibung 1523 zum Könige erwählt hatten, behutsam für die Fortentwickelung der Reformation, der er von Herzen ergeben war, gesorgt. Weislich beschränkte er sich zuerst darauf, selbst seinen Glauben zu bekennen und die evangelischen Prediger zu schützen. So hatte er Tausanus, der inzwischen aus seinem Kloster wieder hervorgekommen war, und dann, mehrseitig verfolgt, sogar aus den Fenstern seines Gefängnisses dem Volke das Evangelium gepredigt hatte, 1526 zu seinem Hofkaplan gemacht, in welcher Stellung er nun desto freier und muthiger mit vielen andern Männern für die Reformation wirkte. Und diese Bemühungen segnete Gott so, daß das Volk immer mehr dem katholischen Wesen abhold ward. Da konnte es nun

der König endlich wagen, mit mehr Entschiedenheit auch den Bischöfen, welche nicht abließen, die neue Lehre zu verfolgen, entgegen zu treten. Er berief im Jahre 1527 einen Reichstag nach Odensee, wo er ihnen zwar die Fortdauer ihrer Vorrechte aufs neue verbürgte, aber nur so weit sie mit dem Worte Gottes übereinstimmten, welches der oberste Schiedsrichter in allen geistlichen Angelegenheiten sein und bleiben müsse, und seinen bestimmten Willen aussprach, daß die Lutheraner neben den Katholiken frei und ohne alle Belästigung ihren Glauben ausüben sollten. Da bekannten sich nun Tausende, welche bisher die Furcht zurückgehalten hatte, zum Evangelium. Im Jahre 1530 übergaben die Evangelischen dem Könige auf dessen Erfordern ein Glaubensbekenntniß in 47 Artikeln, über welches beide Theile ein Religionsgespräch halten sollten. Da aber die Katholischen nicht erschienen, wurden jenen aufs neue ihre Freiheiten verbürgt und es kam nun allerdings von Seiten dieser zu manchen stürmischen Angriffen, besonders auf die Klöster, welche am meisten zu leiden hatten.

Nach Friedrichs Tode machten die Bischöfe, welche ihr Ansehen immer mehr sinken sahen, neue Anstrengungen, dasselbe wieder zu gewinnen; aber ihre Gewaltthätigkeiten dienten nur dazu, das Volk desto mehr zu erbittern, so daß der Nachfolger Friedrichs, Christian III., ein echt evangelischer Fürst, im Jahre 1536 einen entscheidenden Schritt gegen sie wagen konnte. Auf einem Reichstage in Kopenhagen wurden die Verbrechen der Bischöfe vorgelesen, und die Stände erklärten einmüthig, daß sie keine Bischöfe mehr haben wollten.

Sie wurden ihrer Würden und Güter entsetzt, erhielten jedoch vom Könige ein gewisses Einkommen. Dieser berief dann Johann Bugenhagen, Luthers Freund und Amtsgenossen, der schon in Braunschweig, Hamburg, Lübeck und Pommern mit großem Geschick die evangelische Kirche eingerichtet hatte, nach Dänemark, um hier ein Gleiches zu thun. Er verweilte hier von 1537—42, und stellte eine auch von Luther und Melanchthon durchgesehene und gebilligte Kirchenordnung auf, weihte an der Stelle der Bischöfe Superintendenten, welche aber nach dem Tode ihrer katholischen Vorgänger den bischöflichen Titel erhielten. Auf dem Reichstage zu Odensee 1539 erhielt diese Ordnung feierliche Bestätigung, und sie hat sich auch noch bis auf den heutigen Tag im Segen erhalten.

§. 2. Schweden.

In Dänemark war die Reformation auch wohl aus innerm Bedürfniß, noch mehr aber doch aus dem Kampfe des Königthums mit der drückenden Uebermacht der Bischöfe hervorgegangen; in Schweden war dies noch weit mehr der Fall. Die Bischöfe waren hier fast allein im Besitz der Gewalt und der Reichthümer des Landes, so daß König Gustav auf einem Reichstage 1529 versicherte, die Einkünfte der Krone betrügen nur 24000 Mark, während ihre Ausgaben auf 60000 Mark gestiegen wären. Dazu kamen noch die ganz eigenthümlichen Verhältnisse des schwedischen Reiches zu Dänemark, bei denen die Bischöfe auch so besonders betheiligt waren. Durch die sogenannte Calmarische

Union im Jahre 1397 waren Dänemark, Schweden und Norwegen unter dänischem Scepter vereinigt worden. Die Schweden aber wollten sich in der Folge unter das dänische Joch nicht beugen, und das Haus der Sture verschaffte unter fortwährenden Kämpfen ihnen ein ziemliche Selbstständigkeit. Die Bischöfe jedoch, welche viele Besitzungen in Dänemark hatten, standen meistentheils auf der Seite dieser letztern Macht, und hauptsächlich durch den Einfluß des mächtigen und stolzen Erzbischofs Trolle geschah es, daß der eben genannte König Christian II. die Krone von Schweden 1520 wieder erhielt. Da er aber noch viele Widersacher hatte, so suchte er sie durch Gewaltmaßregeln zu schrecken. Er richtete wider die heiligsten Gelöbnisse ein schreckliches Blutbad unter ihnen an, bei dem selbst Kinder nicht verschont blieben. Unter andern sollte in Jönköping ein Vater mit seinen zwei Kindern von acht und fünf Jahren enthauptet werden. Als der jüngere Knabe von dem Blute des ältern bespritzt wurde, sagte das unschuldige Kind zum Henker: „Lieber, beflecke meine Kleider nicht so, ich bekomme sonst Schelte von meiner Mutter!“ Gerührt warf der rohe Henkersknecht das Schwert weg, aber der König blieb unbewegt, er ließ das Kind sammt dem Henker von einem andern hinrichten. Durch solche Grausamkeiten erreichte Christian aber gerade das Gegentheil von dem, was er bezweckte; der Haß gegen ihn und seine Helfershelfer steigerte sich so, daß es nur des Auftretens eines tüchtigen Mannes bedurfte, um ihn gänzlich von Schweden auszuschließen.

Und ein solcher kam in Gustav Erichson

mit dem Beinamen Wasa. Dieser merkwürdige Mann war der Sohn eines Reichsrathes und stammte aus einem alten und verdienten Geschlechte. Er war unter den mancherlei Verhandlungen mit König Christian 1518 als Geißel nach Dänemark gekommen, wo ein Verwandter sich seiner annahm und Bürgschaft für ihn leistete. Gustav fand Gelegenheit zu entfliehen, und kam in der Kleidung eines Viehhüters glücklich nach Lübeck und von da nach Schweden. Hier aber war die Macht der Dänen noch so groß, daß er sich nicht hervorwagen konnte. Die Nächte brachte er bald im Korne, bald in Wäldern zu, und als er einst bei seiner Schwester, die an einen Reichsrath verheirathet war, von seinen Befreiungsplänen für Schweden sprach, erschrak sie und bat den kühnen Jüngling mit Thränen, von seinem Wagestücke abzustehen. Dieser aber wurde durch das Blutbad, welches Christian zu dieser Zeit in Schweden anrichtete, nur noch mehr in seinen Plänen bestärkt, gerieth jedoch zugleich in noch größere Gefahr, weil der König einen Preis auf seinen Kopf setzte. Wohin er kam, verschloß man ihm die Thür; und er nahm nun seine Zuflucht zu den Dalekarlen, einem an den westlichen Grenzen Schwedens wohnenden Stamme, der sich durch seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe und Tapferkeit auszeichnete. Auf dem Wege dahin hatte er manches Abentheuer zu bestehen, denn überall waren die Dänen hinter ihm. Einmal vermiethete er sich bei einem reichen Bauer als Knecht, aber eine Magd erkannte ihn an einem goldgestickten Hemdkragen, der unter dem wollnen Wams hervorsah; ein ander Mal war er in Ge-

fahr, von einem Edelmanne, dem er sich entdeckt und der ihn anscheinend freundlich aufgenommen hatte, ausgeliefert zu werden, weil dieser den auf Gustavs Kopf gesetzten Preis verdienen wollte; und als er eine Zeit lang bei einem redlichen Pfarrer Herberge fand, wurde er nur dadurch von der Hand der Dänen, die schon in das Zimmer traten, wo Gustav sich eben wärmte, errettet, daß die Frau dem vermeintlichen „faulen Knechte" einen Schlag gab, daß er zur Arbeit gehen sollte; und endlich als er von einem mitleidigen Bauer auf einen Wagen mit Stroh gelegt wurde, durchstachen die verfolgenden Dänen sogar sein Bein, und er entkam nur dadurch, daß er sich ganz still verhielt. Unter der wunderbar schützenden Obhut Gottes gelangte er doch zuletzt glücklich zu den Dalekarlen. Er schilderte ihnen die Grausamkeiten Christians, von denen sie noch wenig Kunde erhalten hatten, und erinnerte sie an die ruhmvollen Thaten ihrer Vorfahren. Aber erst dann gelang es ihm, die Bauern zum Entschluß zu bringen, als das Ungestüm der ihm nachsetzenden Dänen sie selbst zur Erbitterung reizte. Die Sturmglocke ward gezogen, auf der Stelle waren 1000 Bewaffnete zusammen, die gleich auf die Dänen losgingen; und als nun ein beherzter schwedischer Kriegsmann in stürmischer Beredsamkeit ihnen aufs neue die von Christian verübten Greuel vorhielt und hinzufügte, er werde nächstens eine Blutreise durch ganz Schweden machen, endlich aber erklärte, Gustav sei der einzige Mann, der Schweden zu retten vermöge; da wurden sie von Rache entflammt und ernannten Gustav zu des schwedischen Reiches Herrn und Hauptmann.

Schnell erfocht Gustav an der Spitze seiner Getreuen einen Sieg nach dem andern; der Haufe vermehrte sich und er stand endlich vor der Hauptstadt des Reiches. Die Belagerung dauerte wohl ein Paar Jahre, aber da inzwischen auch in Dänemark die Empörung wider Christian ausgebrochen war, mußte die Stadt doch endlich im Jahre 1523 übergeben werden. In demselben Jahre wurde Gustav auf dem Reichstage zu Strengnäs zum Könige ausgerufen.

Gustav sah aber nur zu wohl ein, daß das an sich schon arme Reich nicht bestehen könne, wenn aller Reichthum und alle Macht in den Händen der Bischöfe und Geistlichen blieb. Der sicherste Weg aber, ihnen Beides zu entziehen, war die Einführung der Reformation. Daher sehen wir, daß er diese von nun an sich ganz besonders angelegen sein ließ. Er selbst hatte die evangelische Lehre bei seinem Aufenthalte in Lübeck kennen gelernt, und in Schweden war sie schon vor seiner Thronbesteigung einigermaßen bekannt geworden. Zwei Brüder nämlich, Olaus und Lorenz Peterson oder Petri, Söhne eines Schmieds, waren in einem Kloster erzogen worden, und weil sie nicht gemeine Fähigkeit zeigten, schickte man sie nach Rom, um hier eine besondere Ausbildung zum geistlichen Stande zu empfangen. Aber Gottes Wege sind manch Mal ganz andere, als der Menschen. Als die Gebrüder nach Deutschland kamen, fanden sie alles erfüllt von Luthers Lehre. Da dünkte es ihnen denn gar zu unnatürlich, in Deutschland gewesen zu sein, und diesen berühmten Mann nicht gesehen zu haben. Sie fühlten sich aber nun so von ihm gefesselt, daß sie je-

den Gedanken an Rom aufgaben, seine und seiner Freunde Vorlesungen aber desto eifriger besuchten. Ganz erfüllt von der Wahrheit der evangelischen Lehre kamen sie 1519 wieder in ihrem Vaterlande an. Hier geriethen sie gleich mit den Ablaßkrämern zusammen, fanden aber an einem besser gesinnten Bischofe und nach dessen Tode an dessen Archidiaconus, Lorenz Anderson in Strengnäs, einen kräftigen Beschützer, und an dem Letztern bald sogar einen eifrigen Mitarbeiter. Als 1523 der Reichstag in Strengnäs gehalten wurde, scheuten sich diese muthvollen Verkündiger des Evangeliums nicht, öffentlich ein kräftiges Zeugniß gegen den päpstlichen Aberglauben abzugeben. Die erbitterte katholische Geistlichkeit erhob darüber Klage bei dem Könige. Dieser ließ die Erstgenannten vor sich fordern; als aber besonders Anderson in feuriger Beredsamkeit die Schriftmäßigkeit seiner Lehre aus einander setzte, ward der König tief bewegt; er bekannte, daß er gleichen Sinnes sei, empfahl seinen neuen Freunden aber Behutsamkeit, weil die katholische Parthei noch immer zu mächtig sei. Indessen führte Gustav einen geheimen Briefwechsel mit Luther und auf dessen Empfehlung bestellte er Olaus Peterson zum Prediger an der großen Kirche zu Stockholm, seinen Bruder Lorenz zum Professor der Theologie an der Universität zu Upsala, und Anderson ward Kanzler. Zwischen jenen beiden Brüdern fand ein ähnliches Verhältniß Statt, wie zwischen Luther und Melanchthon. Lorenz war gelehrter, bedachtsamer und gelassener, während Olaus durch seine stürmische Beredsamkeit überall eine große Aufre-

gung hervorrief. Daher geschah es, daß das Volk, aufgehetzt durch die katholische Geistlichkeit, öfters mit Schimpfworten, Steinen und Prügeln über ihn herfiel, so daß er kaum mit dem Leben davon kam. Der König aber verfuhr überall mit großer Weisheit. Das Volk suchte er durch Freundlichkeit zu gewinnen, die evangelischen Prediger ermahnte er zu Nachsicht in allen Dingen, welche nicht den Grund des Glaubens geradezu angingen; den katholischen Geistlichen trat er in eben dem Verhältniß entschieden entgegen, als das Evangelium und er selbst in der Zuneigung des Volkes Wurzel faßte. So konnte er denn im Jahre 1524 in Upsala ein öffentliches Religionsgespräch zwischen beiden Partheien veranstalten, in welchem er den Evangelischen den Sieg zuerkannte, weil sie ihre Beweise auf die Schrift gründeten, während jene nur auf menschliches Ansehn sich beriefen. Im Jahre 1525 ließ zwar Gustav noch das päpstliche Jubeljahr feiern; aber zu derselben Zeit ließ Olaus Peterson mehrere Schriften über den evangelischen Lehrbegriff ausgehen, veränderte den Gottesdienst und verheirathete sich, und als die Bischöfe sich über das alles beschwerten, nahm sich Gustav seiner an, indem er erklärte, man solle ihn aus der Schrift widerlegen. Vor allem aber sorgte der König dafür, daß diese selbst dem Volke zugänglich wurde, und auf seine Veranlassung übersetzten Anderson und die Gebrüder Peterson die Bibel ins Schwedische, welche Uebersetzung nun auch nach dem Könige die „gustavische" genannt wurde.

Die Bischöfe machten indeß dem Könige fortwährend große Noth, und unter ihnen besonders

der Erzbischof Magnus, ein überaus stolzer, prunkliebender Mann. Der König hatte ihm schon öfter angedeutet, daß der Beruf eines Seelenhirten nicht im Schwelgen bestehe, sondern in der treuen Verkündigung des göttlichen Wortes; aber ohne allen Erfolg. Ja einst bewirthete er den König zu Upsala mit verschwenderischer Pracht, setzte seinen Thron dem königlichen gegenüber und brachte dem Könige eine Gesundheit zu, indem er sprach: „Unsere Gnaden trinken Euer Gnaden ein gutes Jahr zu!" Doch Gustav erwiederte schnell: „Deine Gnaden und unsere Gnaden haben nicht Raum unter einem Dache;" worauf ein allgemeines Gelächter entstand. Und bald nachher fand es der stolze Prälat auch räthlich, seine Schätze, zu denen er räuberischer Weise auch noch die der Kirche fügte, zusammen zu packen, und das Land zu verlassen. Indessen war damit der Widerspruch der Geistlichkeit noch nicht beseitigt; im Gegentheil streuten sie überall Schmähschriften gegen den König aus, und suchten Unruhen unter dem Volke zu erregen, was ihnen auch gelang. Da sah der König ein, daß ein entscheidender Schritt geschehen müsse.

Er berief daher 1527 einen Reichstag nach Westerås; und hier stellte er den versammelten Ständen vor, welchen Widerspruch er bisher bei allen seinen wohlgemeinten Einrichtungen gefunden habe, und wie das Reich nicht bestehen könne, wenn die Kirche alle Reichthümer des Landes an sich risse. Da aber die Geistlichkeit sich trotzig auf ihre Rechte berief, sagte der König: „Wir können uns nicht wundern, daß das gemeine Volk uns allen Ungehorsam und Verdruß erzeigt, da es solche Anstifter

hat. Wer wollte unter solchem Beding euer König sein! Nicht der Schlimmste in der Hölle, viel weniger ein Mensch. Seid daher bedacht, wie ihr mich redlich aus dem Regiment entlasset, und mir dasjenige erstatten möget, was ich aus meinem Eignen für das Allgemeine ausgegeben; dann werde ich hinwegziehen, und mein undankbares Vaterland nie wiedersehen.“ Bei diesen Worten brach er in Thränen aus und verließ den Saal. Rathlos standen die Stände nun da, bis endlich die Bauern erklärten, wenn die übrigen Reichsstände keinen Beschluß faßten, würden sie es selbst thun. Da mußte die Geistlichkeit nachgeben; fußfällig bat man den König, er möge die Regierung fortführen; endlich gab er den wiederholten Bitten nach, aber nur unter der Bedingung, daß man seinen Anträgen Gehör gebe. Die Beschlüsse, welche nun gefaßt wurden, waren der Reformation und dem königlichen Ansehen sehr günstig. Vor allem wurde bestimmt, daß alle Schweden das Wort Gottes, wie es von evangelischen Predigern gelehrt werde, werth achten sollten, auch sollte keiner zum Priester geweiht werden, der nicht geschickt sei, das Wort Gottes zu verkündigen. Dem Könige wurde die Befugniß ertheilt, ungeschickte und unwürdige Priester abzusetzen, auch zu bestimmen, wie viel die Geistlichen zu ihrem Unterhalte nöthig haben, damit aus ihren überflüssigen Einkünften, wie denen der Domkirchen und Klöster, das Einkommen der Krone vermehrt werde. Ueberhaupt wurde dem Könige die Regierung der Kirche zuerkannt.

Durch diese Beschlüsse ward ein sicherer Grund für die Reformation in den schwedischen Landen ge-

legt. Sie waren allerdings sehr hart für die katholische Geistlichkeit, und dem Könige war, an sich betrachtet, offenbar eine zu große Macht über die Kirche eingeräumt, indem dieser jede Selbstständigkeit genommen war. Ein böser Regent konnte dieselbe sehr mißbrauchen. Gustav that es nicht. Er nahm zwar augenblicklich der Geistlichkeit so viel von ihren Schätzen, als die Bedürfnisse des Staates erheischten, aber er verfuhr auch jetzt mit großer Mäßigung in Abschaffung der Reste des Papstthums, und war, ganz im Geiste Luthers, vielmehr nur darauf bedacht, der evangelischen Predigt rechten Raum zu verschaffen, damit von innen heraus das Werk sich naturgemäß und dauernd entwickle. Es waren damit aber zum Theil die Reformatoren Schwedens, die Gebrüder Peterson und Anderson nicht zufrieden; und der Letztere und Olaus Peterson ließen sich verleiten, den König öffentlich anzugreifen; ja sie verschwiegen es auch, als, freilich unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses, ihnen eine Verschwörung gegen den König bekannt wurde, nahmen vielleicht sogar selbst daran Theil. Genug sie wurden in gefängliche Haft gesetzt und zum Tode verurtheilt, aber nachher von dem Könige begnadigt. Dieser verfuhr seit dieser Zeit noch selbstständiger in dem Kirchenregiment, berief einen ihm von Luther und Melanchthon empfohlenen Mann, Georg Normann, zum Vorsteher der gesammten schwedischen Geistlichkeit, mit dessen Hilfe es ihm gelang, im Jahre 1544 auf einem Reichstage zu Westerås, durch Abschaffung der noch übrigen päpstlichen Mißbräuche, die Reformation zu vollenden.

Gustav starb 1560, und hinterließ das Reich

in einem blühenden Zustande. Das Werk der Reformation aber hatte noch manche harte Probe zu bestehen. Johann III., Gustavs Sohn, dessen Gemahlin eine polnische Fürstin war und der katholischen Kirche angehörte, ließ sich durch diese verführen, einen Versuch zur Unterdrückung der Reformation zu machen; aber zu tief war diese schon in den Herzen des Volks gegründet, als daß seine Bemühungen hätten Erfolg haben können. Herzog Carl, der Bruder des Königs, der nachmalige König Carl IX., erhielt einen überwiegenden Anhang, und er berief 1593 einen Reichstag nach Upsala, wo die Geistlichkeit einmüthig sich für die Augsburgische Confession erklärte, auf daß ganz Schweden einen Gott habe und wie ein Mann sei. Was Gustav Adolph, der Sohn Carl IX., der hochherzige Beschützer der protestantischen Kirche, für diese gethan, bleibt unvergessen von allen, die diese lieb haben. Aber seine Tochter, Christina, fiel von dem evangelischen Glauben ab, und sie versprach dem Papste, alle ihre Unterthanen in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen; jedoch scheiterten auch ihre Bemühungen an dem tief gegründeten evangelischen Sinne des Schwedenvolks. Sie mußte dem Throne entsagen und starb im Jahr 1589 nicht ohne Reue über ihre Unbesonnenheit. Seitdem ist der Glaube der Schweden unangefochten geblieben. Die schwedische Kirche hat im Wesentlichen die Verfassung beibehalten, welche ihr durch Gustav Wasa gegeben wurde. Sie hat noch immer Erzbischöfe und Bischöfe, welche reich besoldet sind, und in hohem Ansehn gleich der ganzen Geistlichkeit stehen. Die Kirche ist mit dem

Staate aufs engste verbunden, woher es auch kommt, daß die Geistlichen mit einer Menge weltlicher Geschäfte beladen sind. Der Gottesdienst hat viele liturgische Formen; und es haben sich aus der alten Zeit noch viele gute Einrichtungen erhalten, welche der Pflege eines ernsten kirchlichen Lebens sehr günstig sind, z. B. die Gebetsverhöre, bei welchen die Geistlichen den christlichen Zustand der bei ihnen eingepfarrten Familien zu bestimmten Zeiten prüfen, und eine ziemlich strenge Kirchenzucht. Jedoch haben diese Formen den Geist nicht bannen können. Die schwedische Kirche hat zwar im Ganzen noch den alten Glauben, den ihre Bekenntnißschriften aussprechen; aber es wird geklagt, daß diese Rechtgläubigkeit ohne kräftigen Einfluß auf das Leben sei. Wie allerwärts, traten aber auch hier einzelne Zeugen eines lebendigen Glaubens auf, die dem Evangelio neue Bahnen brachen.

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Secten.

Die Kirchengeschichte hat in den Bereich ihrer Darstellungen auch immer die Secten gezogen. Manche religiöse Gemeinschaft ist eine Secte genannt worden, die es in Wahrheit doch nicht ist. Die katholische Kirche nennt die evangelische Kirche auch eine Secte, und wiederum werden die Socinianer,

von denen wir gleich reden werden, von manchen für keine Secte gehalten. Secte heißt Abschnitt; darnach würde man zur Secte diejenigen zu rechnen haben, welche nicht mehr in wesentlichem Zusammenhange mit der Kirche stehen. Darüber wird freilich immer Streit sein, ob eine Gemeinschaft noch in wesentlichem Zusammenhange mit der christlichen Kirche sich befinde, und jeden Falls werden die Secten, wenn sie anders noch christliche heißen wollen, dieß immer in Anspruch nehmen. Es ist auch gewiß, daß manche Secten viel christliches Leben in sich tragen und manch Mal mehr, als in der herrschenden Kirche sich zeigt; und ihre Trennung von dieser hat oft mehr ihren Grund in gewissen absonderlichen Meinungen, welche die Kirche nicht annehmen kann, ohne ihren Bestand aufzugeben, die aber gleichwohl in diesen Gemeinschaften wegen des in ihnen vorhandenen anderweitigen christlichen Lebensgrundes ihre Gefahr drohende Wirkung nicht völlig haben ausüben können, und außerdem in gewissen geschichtlichen Thatsachen, welche den Riß einmal hervorgebracht haben. Solche Secten werden freilich früher oder später zu der Kirche wieder zurückkehren, während andere, in denen der Irrthum die wesentlichsten Grundlehren der Kirche betrifft, und in Lehre und Leben sehr durchgebildet ist, von ihr geschieden bleiben werden. Zu den Letztern gehören ohne Zweifel diejenigen, von denen wir zunächst reden wollen.

§. 1. Die Antitrinitarier oder Unitarier.

In allen öffentlichen Bekenntnissen der christlichen Kirche ist die Lehre von der Dreieinigkeit als

die wesentlichste Grundlehre des Christenthums anerkannt. Wir werden uns nicht weigern können, eine religiöse Gemeinschaft, welche diese Lehre geradezu leugnet, als Secte anzusehen. Wenn es nun jetzt auch an der Tagesordnung ist, daß man diese Lehre bezweifelt, so wurden doch in den ältern Zeiten diejenigen, welche solche Zweifel hegten, nicht allein als Abtrünnige von der christlichen Kirche betrachtet, sondern auch als gemeingefährliche Menschen. Der durch die Reformation angeregte freiere Forschungsgeist führte einzelne im Glauben nicht wahrhaft gegründete Menschen häufiger zu solchen Zweifeln. Zu diesen gehörte Johann Campanus aus dem Jülichschen. Er hielt sich eine Zeitlang in Wittenberg auf, und äußerte schon hier bedenkliche Meinungen über die Lehre von der Dreieinigkeit. Dann machte er diese noch in einem eignen Buche bekannt, worauf er 1553 in Cleve gefangen gesetzt wurde und 1574 im Kerker starb. Schlimmer noch ging es Ludwig Hetzer aus der Schweiz. Dieser suchte seine falsche Lehre auch durch geistliche Lieder zu verbreiten. In einem derselben heißt es: „Ich bin allein der einig Gott, der ohn' Hilf' all Ding erschaffen hat. Fragst du, wie viel meiner sei? Ich bins allein; meiner sind nicht drei. Sag auch dabei ohn allen Wohn, daß ich glatt nicht weiß von keiner Person." Dieser Mensch machte sich auch des Verbrechens der Vielweiberei schuldig und wurde 1529 in Kostnitz enthauptet. Das gleiche Schicksal von Michael Servet ist uns bereits aus der Geschichte Calvins bekannt (Kirchengesch. IV. 2. p. 76.) und wir haben

dort bereits unsere Ansicht über das Verfahren gegen ihn ausgesprochen.

Gerade in dem Lande, wo der meiste Gewissenszwang herrschte, in Italien, erfuhr die Lehre von der Dreieinigkeit die meiste Anfechtung. Hier hatte die Wiederherstellung der Wissenschaften ihren Anfang genommen; damit hatte sich zugleich ein freierer Geist in kirchlicher Beziehung geregt; nachdem Savonarola (Kirchengesch. III. 2. p. 17.) so mächtig das Evangelium bezeugt hatte, fanden die Schriften der deutschen Reformatoren überall Anklang, und in ganz Italien hatte die Reformation ihre Anhänger. Mit dem freiern wissenschaftlichen Geiste war aber zugleich ein Geist des Unglaubens in Italien aufgekommen, und daher rührte denn die Bekämpfung vornämlich auch der Lehre von der Dreieinigkeit. Zu denen, die sie offen bestritten, gehörte der Neapolitaner Joh. Valent. Gentilis, der erst des Landes verwiesen, dann enthauptet wurde, Paul Alciato, Matthäus Gribaldi, Blandrata und besonders Bernhardin Ochino. Dieser war erst General der Capuziner. Seine rauhe Kleidung, sein bis auf die Brust herabhängender Bart, seine grauen Haare, sein bleiches mageres Gesicht und die Schwäche, die von seinem hartnäckigen Fasten herkam, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen. Er besaß eine hinreißende Beredsamkeit, und wo er auftrat, war der Zudrang der Zuhörer so groß, daß Gerüste mußten aufgerichtet, Thüren und Fenster ausgehoben und Ziegel weggebrochen werden, um den seltenen Mann zu hören. Nicht allein das Volk strömte ihm zu, sondern auch viele italienische Große,

selbst Cardinäle. „Ich eröffnete ihm mein Herz," sagt der Cardinal Bembo, „wie ich es vor Christo selber thun würde, mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligern Mann gesehen." Kaiser Carl V., der ihn in Neapel gehört hatte, bezeugte von ihm, daß er die Steine vermöge in Thränen aufzulösen. Es war aber besonders die Kraft der evangelischen Wahrheit, welche seine Vorträge so mächtig machte. Da nun Ochino mit der Wahrheit auch immer weniger zurückhielt, schöpfte man Verdacht; es wurde ihm vom Papste das Predigen untersagt, und er mußte endlich aus Italien fliehen. In Genf sammelte er eine Gemeinde von italienischen Flüchtlingen um sich, er schloß auch Freundschaft mit Calvin und trat in den Ehestand. Später predigte er an verschiedenen Orten Deutschlands, kam auch nach England, und nachdem er mancherlei Verfolgungen von der katholischen Kirche erlitten hatte, fand er zuletzt wieder eine Anstellung in Zürich (1555). Hier gab er ein Buch heraus, in welchem er freiere Untersuchungen über einige Gegenstände des Glaubens anregte. Darüber wurde er auch seinen protestantischen Brüdern verdächtig. Es wurde ihm Schuld gegeben, daß er gefährliche sittliche Grundsätze verbreite, und namentlich warf man ihm vor, daß er verderbliche Irrthümer hinsichtlich der Lehre von der Dreieinigkeit hege. Noch im Greisenalter mußte er die Flucht ergreifen und wanderte nach dem Lande aus, wo sich schon mehr Stoff für die Ausbildung der unitarischen Richtung gesammelt hatte, nämlich Polen.

In Polen hatten sich schon seit längerer Zeit viele Flüchtlinge zusammen gefunden. Es hatte sich

hieher eine große Zahl Hussiten und böhmischer Brüder gewandt, welche nun auch bei etlichen mächtigen und unabhängigen Adligen Schutz gegen die Verfolgungen der katholischen Geistlichen empfingen. Nachher kamen auch Lutheraner und Reformirte dahin. Alle diese lehrten und lebten neben einander, und 1570 traten sie auf der Synode zu Sendomir in eine gewisse Gemeinschaft. Es waren aber auch schon solche dahin gekommen, welche die bedenklichsten Zweifel, namentlich über die Lehre von der Dreieinigkeit unterhielten. Diese konnten ihre Irrthümer um so leichter ausbreiten, als kein fester kirchlicher Verband ihnen entgegenstand, und die Könige von Polen auch duldsam wären. So hatten diese Antitrinitarier (Gegner der Dreieinigkeit) schon 1565 sich enger unter einander vereinigt; und da die übrigen christlichen Gemeinschaften sie ausschlossen, wuchs nur ihre Stärke, so daß sie in der Stadt Rakau bald eine eigne Kirche, Schule und Druckerei besaßen und 1574 ihre Lehre in einem eignen Katechismus ans Licht zu stellen wagen konnten. Auch in dem benachbarten Siebenbürgen hatten die Antitrinitarier vornämlich in Klausenburg sich festgesetzt und bildeten hier ebenfalls eine eigne Gemeinde.

Es war aber zwei Männern vorbehalten, sämmtliche Antitrinitarier durch Ausbildung eines eignen Lehrbegriffs noch fester an einander zu schließen, so daß sie von da an als eine festgegliederte Kirchengemeinschaft mit sichererm Erfolg auf eine weitere Ausbreitung hoffen konnten. Diese waren Lälius und Faustus Socinus. Beide waren Italiener. Lälius Socinus, der 1525 in

Siena geboren war, stammte aus einem vornehmen Geschlechte her, das viele berühmte Rechtsgelehrte zu seinen Gliedern zählte. Er selbst war ein solcher, dabei ein Mann von feinem Verstande, ausgebreiteten Kenntnissen und angenehmen Sitten, aber ohne Tiefe des Gemüthes. Er war durch seine gelehrten Forschungen zur Bibel geführt worden, lernte, um sie besser zu verstehen, noch die Grundsprachen, und knüpfte auf seinen großen Reisen durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland, Polen und die Schweiz vielseitige Verbindungen mit angesehenen Gottesgelehrten an, unter andern auch mit Melanchthon und Calvin. Er hatte sich bald überzeugt, daß der römische Lehrbegriff nicht der echt biblische sei; aber welcher dieser eigentlich sei, darüber gerieth er in die äußersten Zweifel. An der Göttlichkeit des Christenthums hielt er freilich fest, aber in die biblischen Lehren von der Sünde, der Versöhnung, der Rechtfertigung durch den Glauben konnte er sich nicht finden, weil er mit seinem Verstande alles begreifen wollte, und ihm die tiefern Erfahrungen des Herzens fehlten. Unter diesen Umständen war es ganz natürlich, daß er, besonders nach seinem zweimaligen Aufenthalte in Polen, eine große Hinneigung zur Lehre der Antitrinitarier zeigte. Er bildete nun im Stillen ein Lehrgebäude aus, welches freilich von den Bekenntnissen der evangelischen Kirche weit genug abwich, verbreitete aber seine Meinungen nicht geflissentlich und starb so ruhig in Zürich 1562. Viel entschiedener aber trat sein Neffe Faustus Socinus auf. Er war auch zu Siena in Italien geboren und zwar 1539. Von

Kindheit an lebte er im Umgange mit seinem Oheim und sog so früh schon seine Grundsätze ein. Er bekleidete ein Hofamt in Florenz, ging 1574 aber nach Basel, um hier ganz der Ausbildung seines Lehrbegriffs zu leben. Er knüpfte sodann Verbindungen mit den Häuptern der Unitarier in Polen und Siebenbürgen an und hatte bald bei ihnen so großes Ansehen erlangt, daß er zur Schlichtung einer Streitigkeit 1578 nach Siebenbürgen berufen wurde. Hier hatte nämlich der unitarische Superintendent Davidis zu Klausenburg behauptet, Christus gebühre keine göttliche Anbetung, sondern nur Achtung. Socin sollte ihn widerlegen; da Davidis nicht widerrief, ward er von den Unitariern ins Gefängniß geworfen, wo er in gräßlichem Wahnsinn endigte. Socin konnte sich indeß erst nicht in allen Punkten mit den Unitariern einigen, endlich aber siegte sein überlegener Geist, und in Polen erhielt seine Lehre allgemeinere Anerkennung. Es wurde auf Grund derselben ein Katechismus, der sogenannte Rakauische, entworfen, der in der Folge unter den Unitariern das Ansehn einer Bekenntnißschrift erhielt.

Der Lehrbegriff der Anhänger des Socin, die nun nach ihm Socinianer genannt wurden, enthielt ungefähr das, was unsere Rationalisten für die allein richtige Lehre ausgeben, nur daß die Socinianer noch gemäßigter in ihren Ansichten sind, als viele von diesen. Sie sehen in der heiligen Schrift die alleinige Quelle der Heilslehre. Die Vernunft vermöge durch sich selbst nichts von göttlichen Dingen zu erkennen, aber die Offenbarung sei für die Vernunft bestimmt, und könne nichts

enthalten, was den Vernunftgesetzen widerstreite. Da finden sie denn nun freilich mancherlei, was zu ihren Vernunftgesetzen nicht paßt. Sie behaupten, daß die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit vernunft= und schriftwidrig sei. Sie sagen, es giebt nur Eine Person in der Gottheit, das ist der Vater, und leugnen die Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes. Sie nennen Christum zwar auch Gott, aber in einem eigenthümlichen Sinne. Er sei ursprünglich bloßer Mensch gewesen, aber ein vorzüglich von Gott begabter, dem die göttliche Wahrheit auf eine übernatürliche Weise mitgetheilt sei, und nach seiner Auferstehung sei er zum Lohne seines vollkommenen Gehorsams zur Rechten Gottes erhoben, mit der höchsten Macht, Würde und Herrschaft bekleidet worden, so daß er nun im Namen und Auftrage Gottes die höchste Regierung der Kirche zur Hilfe und Trost der Gläubigen führe, die daher auch ihr Gebet an ihn richten dürfen. Wenn er sein Werk an ihnen vollendet habe, werde er die Regierung an den Vater wieder zurückgeben. Von einem Versöhnungstode Christi wollen sie nichts wissen, denn Gott bedürfe eines solchen nicht zur Vergebung der Sünden. Christus sei blos für die Wahrheit gestorben und um den Gläubigen ein Exempel des Gehorsams zu geben, auch sich geschickt zu machen, ihnen im Leiden zu helfen. Als Prophet habe er die vollkommensten moralischen Vorschriften mitgetheilt, die er aus dem unmittelbaren Unterrichte von Gott empfangen; als Hoherpriester befreie er die Gläubigen von den Strafen der Sünde, indem er als König die Macht empfangen, sie von der Sünde zu erlösen und zur Seligkeit zu führen. Man sieht, daß die Socinianer nur in so fern

von Aufhebung der Sündenstrafen reden, als die Sünde durch Christi Einfluß getilgt werde. Und wenn sie nun sagen, die Rechtfertigung geschehe aus dem Glauben, so verstehen sie unter dem Glauben nicht die Ergreifung des Verdienstes Christi, sondern nur den Gehorsam gegen seine Gebote, so daß es doch immer nur auf die Werke hinauskommt, durch welche wir selig werden sollen. Sie konnten um so eher so lehren, als sie keine Erbsünde annahmen; sie meinten, es sei auch fraglich, ob in allen Menschen die Neigung zur Sünde sich finde, jeden Falls käme diese nicht aus der Natur, sondern aus einer schlechten Gewohnheit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanze. Wenn sie auch innere Gnadenwirkungen nicht ganz in Abrede stellten, so hielten sie dieselben doch nicht für nöthig; die in dem göttlichen Worte enthaltenen Verheißungen und Drohungen Gottes genügen, um den Menschen zum Guten zu befähigen. Von den Sacramenten hatten die Socinianer auch sehr dürftige Vorstellungen. Die Taufe sei nur ein äußerlicher Gebrauch zur Aufnahme in die Christenheit und man könne sie auch abschaffen, wiewohl die Beibehaltung gerathen wird. Das Abendmahl hielten sie für ein bloßes Gedächtnißmahl, wobei man Christo seinen Dank für die von ihm empfangenen Wohlthaten bezeugen solle.

Wir sehen in dem Socinianismus nichts als die Theologie des natürlichen Menschen, welche sich das Kleid des biblischen Sprachgebrauchs umhängt. Es kommen daraus lauter Widersprüche, welche in der Ansicht von der Person Christi am unauflösbarsten werden, denn was soll man sich bei einem Christus denken, der als Gott soll angebetet wer-

den, und doch wieder nicht Gott ist? Weil der Socinianismus daher im Grunde doch nur auf Unlauterkeit und Unwahrheit beruhete, konnte er keinen dauernden Bestand haben. Es verdient aber eine gewisse Anerkennung, daß er nicht den Unglauben bis zu den äußersten Grenzen verfolgte, wo wir ihn jetzt erblicken. Davor bewahrte ihn die Ehrfurcht, die er immer noch vor der heiligen Schrift zeigte, und die Scheu vor manchen wichtigen biblischen Wahrheiten, die er doch nicht gänzlich zu beseitigen wagte. Und das ist offenbar der Grund, warum er noch die Erfolge hatte, deren er sich rühmen kann. In Siebenbürgen und Polen wuchsen die socinianischen Gemeinden bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wo sie ihre höchste Blüthe erreichten. Aus ihrer Mitte standen viele Gottesgelehrte auf, welche mit Geschicklichkeit ihren Lehrbegriff ausbildeten und vertheidigten, z. B. Wissowatius, dessen Schriften nicht geringes Aufsehn machten. Aber um die erwähnte Zeit brach über sie die Verfolgung herein. 1638 hatten einige socinianische Studenten in Rakau muthwillig ein Crucifix beschimpft. Da wurden hier auf den Betrieb der Katholiken ihre Kirchen geschlossen und ihre Druckereien aufgehoben; auch empfingen sie keinen Antheil am Religionsfrieden, weil sie nicht blos in einzelnen Religionsmeinungen, sondern in der Hauptsache sich von den übrigen Christenpartheien unterschieden; und alle ihre Versuche, wieder Duldung zu gewinnen, blieben fruchtlos. Die Vertriebenen suchten Zuflucht in Preußen und in den Niederlanden, verschwanden aber hier allmählig. Nur in Siebenbürgen haben sich socinianische Gemeinden

kümmerlich mit ihrem Gymnasium in Klausenburg erhalten. In England, wohin die Socinianer auch gedrungen waren, wurden im siebenzehnten Jahrhundert die härtesten Gesetze gegen sie erlassen, welche erst 1813 förmlich abgeschafft wurden. Hier bildeten sich auch unabhängig von den Socinianern einzelne unitarische Gemeinden, und Joseph Priestley war gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts besonders thätig, unitarische Grundsätze, welche noch über die socinianischen hinausgingen, zu verbreiten. Er wurde durch den Volksunwillen aus England vertrieben, ging nach Nordamerika, wo dann auch sich noch mehre unitarische Gemeinden bildeten, als in England, die ein Bekenntniß haben, wie etwa unsere Rationalisten, und nur darin ehrlicher sind, daß sie offen aus den lutherischen und reformirten Kirchengemeinschaften treten, in welche sie nicht gehören.

§. 2. Die Wiedertäufer, Taufgesinnte und Baptisten.

Gleichwie die Lehre von der Dreieinigkeit eine Grundlehre des Christenthums ist, so auch die Lehre von der Taufe. Die Erfahrung hat gezeigt, daß eine Abweichung von der kirchlichen Fassung dieser Lehre stets mit vielen andern wesentlichen Irrthümern verknüpft war, so daß die sogenannten Wiedertäufer mit Recht stets als eine Secte betrachtet worden sind. Wir sind den Wiedertäufern im Verlauf unserer Geschichtserzählung schon öfter begegnet (Kirchengesch. IV., 1. p. 106. IV., 2. p. 32.). Sie treten meist als schwärmerische, unruhige, jeder Ordnung widerstrebende Menschen auf. Indem sie

die Kindertaufe verwerfen, weil ein Kind den bei der Taufe geforderten Glauben noch nicht haben könne, und nur Erwachsene getauft wissen wollten, von welchen man voraussetzen könne, daß sie im wahren Glauben ständen, so dachten sie sich die Kirche als eine Gemeinde von lauter Heiligen, und übertrugen auf sie ohne Weiteres alles, was die Schrift von diesen aussagt: daß sie nicht mehr unter dem Gesetze wären, daß sie die Güter gemein hätten u. s. w., womit sich auch das Vorgeben von der Erscheinung des tausendjährigen Reiches verknüpfte. So geschah es denn, daß die Wiedertäufer in Münster die Obrigkeit verjagten, die Gütergemeinschaft und sogar die Vielweiberei einführten und allerlei Greuel ausübten, für die sie mit Fug und Recht die schwersten Strafen erlitten. Die Wiedertäufer wurden deßhalb überall verfolgt. Unter andern wurde D a v i d J o r i s, ein Glasmaler aus D e l f t, der durch mancherlei Offenbarungen die wiedertäuferischen Partheien zu vereinigen suchte, aus Holland vertrieben und auf seinen Kopf sogar ein Preis gesetzt. Er floh 1544 nach Basel, wo er, da man ihn hier nicht kannte, eine freundliche Aufnahme fand. Er lebte hier unter einem fremden Namen still und eingezogen, besuchte fleißig den Gottesdienst, befliß sich in seinem Hauswesen einer musterhaften Ordnung, und erwarb sich durch seine Wohlthätigkeit viele Freunde. Bei seinem Tode gab sich eine allgemeine Theilnahme kund; bald nach demselben aber verbreiteten sich dunkle Gerüchte, daß es nicht richtig stehe um den Glauben des Mannes, welche dann immer lauter wurden, so daß man zuletzt ganz offen sagte, er sei der berüchtigte Wiedertäufer D a v i d J o r i s aus

Delft. Es wurde nun eine genaue Untersuchung veranstaltet, seine überlebenden Kinder, die Verwandten und Dienerschaft wurden verhört, seine Papiere in Beschlag genommen, und man erhielt allerdings merkwürdige Aufschlüsse. Es stellte sich nicht allein heraus, daß er wirklich der in Holland geächtete Wiedertäufer gewesen sei, sondern auch, daß er eine Lehre ausgebildet habe, welche die Schwärmerei der frühern Wiedertäufer wo möglich noch überbot. Er sagte, die Zeit des Alten Testaments sei die Zeit der Kindheit, die des Neuen Testaments das Jünglingsalter gewesen, nun folge das Mannesalter der Menschheit; sich selbst bezeichnete er aber als den König des neuen Reichs, den wahren Gesalbten Gottes, durch welchen die Herrschaft der Liebe solle begründet werden. Da werde alle Aeußerlichkeit des weltlichen Regiments und des Kirchenthums verschwinden und Gott alles in allem sein. Diese Lehre hatte er nur Eingeweihten ganz in der Stille mitgetheilt, welche er auch mit der Verheißung getröstet haben soll, daß er zwei Jahre nach seinem Tode aus dem Grabe wieder hervorkommen werde. Diese Weissagung ging auch wirklich in Erfüllung, nur in anderer Weise, als er es sich wohl gedacht. Zufolge des Urtheils, welches nach beendigter Untersuchung gesprochen war, wurde der Leichnam des David Joris wieder ausgegraben, dann nebst dem Bildniß und den Schriften des Mannes auf einen Karren geladen, an einen Schandpfahl gebunden und öffentlich verbrannt. Die Verwandten mußten darauf die ihnen Schuld gegebenen Irrthümer abschwören.

Die schrecklichen Auswüchse, welche die Verwerfung der Kindertaufe bisher getrieben hatte,

wie die blutigen Verfolgungen, welche die Wiedertäufer erlitten, machten es unmöglich, daß dieselben sich zu einer ordentlichen Gemeinschaft zusammen fanden. Dieß geschah erst, als ein Mann auftrat, der die Lehre von ihren Auswüchsen reinigte und durch seine Gesinnung die höchste Achtung einflößte. Es war Menno Simonis, geboren 1505 zu Witmarsum im Holsteinschen.

Er ward im vier und zwanzigsten Jahre seines Alters römisch-katholischer Priester in dem Dorfe Pingium. Bis dahin hatte er noch nie in der Bibel gelesen, denn er befürchtete, dadurch verführt zu werden. Bei Abhaltung der Messe versuchte ihn oft der Gedanke, es sei nicht Fleisch und Blut des Herrn im heiligen Sacramente. Das beunruhigte ihn; er beichtete es und sprach mit seinen beiden Mitpriestern darüber. Diese verspotteten ihn aber, und er brachte mit ihnen denn auch seine Tage in Spielen, Trinken und dergleichen Zeitvertreib hin. Dabei wandte er sich endlich doch zum Studium der Schrift; seine Bedenken wegen des Abendmahls wurden hier gelöset, auch lernte er die Schrift immer besser verstehen und ward ein beliebter Prediger. Da geschah es, daß 1531 zu Leuwarden ein gottesfürchtiger Schneider darum enthauptet wurde, weil er ein Wiedertäufer war. Dadurch wurde zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Taufe gelenkt. Er forschte in der Schrift, ob die Kindertaufe darin Grund habe. Dazu las er Luthers und anderer gottseligen Lehrer Schriften, aber er meinete zu finden, daß sie alle ihrer Vernunft folgten, wurde je länger, je mehr von der Verwerflichkeit der Kindertaufe überzeugt, und berief sich in

der Folge mit besonderm Nachdruck darauf, daß er diese Ueberzeugung nicht von Menschen, sondern von Gott empfangen habe. Bei alle dem führte er nach seinem eigenen Geständniß noch ein weltliches leichtfertiges Leben. Zu dieser Zeit kamen aber etliche von den aufrührerischen Wiedertäufern in die Gegend seines Wohnorts und fingen hier auch an ihr gottloses Wesen zu treiben. Da diese sich oft auf ihn beriefen und er sich gedrungen fühlte, ihnen Vorstellungen über ihr sündliches Vornehmen zu machen, so fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er selbst noch ein so böser gottloser Mensch sei, bat Gott, daß er ihm ein reines Herz schenken möge, fing nun an, die Buße zu predigen, die er an sich selbst erfahren, und zeugte ohne Menschenfurcht gegen alle Greuel sowohl des Papstthums als der wiedertäuferischen Secte. Da kamen im Jahre 1537 etwa sechs bis acht fromme Seelen zu ihm und baten ihn, er möchte sich ihrer annehmen und ihr Führer werden. Er wollte es erst nicht im Gefühle seiner Schwachheit, endlich nach vielem Gebete entschloß er sich dazu, und fing nun an, mit der größten Aufopferung und unter unsäglichen Mühseligkeiten, Gefahren und Verfolgungen die Wiedertäufer in Deutschland und den Niederlanden zur wahren Bekehrung, zu einem gottseligen Leben und christlicher Ordnung zu führen. Indem er sich darüber ausspricht, wie viel er zu leiden habe, sagt er unter anderm: „Wenn andere Prediger auf weichen Betten und Kissen liegen, müssen wir uns gemeiniglich im verborgenen Winkel heimlich verkriechen. Wenn sie auf allen Hochzeiten und Kindtaufen mit Pfeifen, Trommeln und Lauten sich öffentlich lustig ma-

chen, müssen wir uns bei jedwedem Hundebellen umsehen, ob auch irgend die Häscher da sind. Anstatt daß sie von jedermann Doctores, Magistri gegrüßet werden, müssen wir uns nennen lassen Wiedertäufer, Winkelprediger, Verführer und Ketzer und müssen ins Teufels Namen gegrüßt sein. Summa, anstatt daß sie mit großen und vielen Salarien und guten Tagen für ihren Dienst herrlich belohnt werden, muß unser Lohn und Theil bei ihnen Feuer, Schwert und Tod sein." Menno bildete einen Lehrbegriff aus, der sich wesentlich an den reformirten anschloß; nur in dem Lehrstück von der Taufe und der Kirche wich er von diesem ab. Er sagte, die Vergebung der Sünde wird nicht durch die Taufe sondern in der Taufe durch wahren Glauben erlangt; und weil diesen nur solche haben können, welche im Worte Gottes zuvor unterrichtet sind, so dürfen nur die getauft werden, welche das Wort gehört, gehorsamlich angenommen, und dadurch neue Menschen geworden sind. Diese empfangen die Taufe als ein Zeichen des Gehorsams, der aus dem Glauben kommt. Den Kindern ist zwar auch eine große Verheißung von dem Herrn gegeben worden, durch welche sie selig werden, aber die Taufe ist ihnen nicht anbefohlen. Weil Menno nur wahrhaft Gläubige durch die Taufe der Kirche Christi einverleibt wissen will, so kann es nicht befremden, daß er, wie alle Wiedertäufer, die Kirche Christi für eine Versammlung der Gottesfürchtigen und Heiligen achtet; er unterscheidet sich aber von den schwärmerischen Wiedertäufern dadurch, daß er sie unter das Gesetz stellt. Wenn jene meinten, das Gesetz binde sie nicht mehr, und unter diesem Vorgeben sich der größten Zügel-

losigkeit hingaben, so macht er mit dem Gehorsam gegen das Gesetz Christi so sehr Ernst, daß er in Gemäßheit der Aussprüche Christi Matth. 5, 34—40 den Seinen die Eidesleistung, jede Gegenwehr, also auch den Kriegsdienst, wie auch die Uebernahme obrigkeitlicher Aemter untersagt.' Zwar erkennt er die Rechtmäßigkeit der Obrigkeit um der Gottlosen willen an, und befiehlt Gehorsam gegen dieselbe, aber er meint, den wahren Christen sei nirgends befohlen, sich an einem obrigkeitlichen Amte zu betheiligen, sie sollten nicht herrschen, sondern dienen und Christi Kreuz tragen. Wenn nun die Kirche Christi nicht ein gemischter Haufen, sondern eine aus lauter Heiligen bestehende Gemeinschaft sein sollte, so mußten natürlich die Unheiligen alle ausgesondert werden. Daher will Menno auch den Bann gegen diese angeordnet wissen.

Es ist nicht zu verkennen, daß ein hoher heiliger Ernst in Menno war, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er bald eine Menge Anhänger fand. Er hat auch das unbestreitbare Verdienst, die Wiedertäufer reformirt zu haben. Seine Nachfolger lehnen daher jeden Zusammenhang mit den Wiedertäufern, die in Sachsen und Westphalen unter Thomas Münzer und Johann von Leyden so viel Unfug trieben (Kirchengesch. IV. 1. p. 106), aufs bestimmteste ab, und leiten ihren Ursprung lieber von den Waldensern her. Sie nennen sich daher auch nicht Wiedertäufer, sondern Taufgesinnte. Sie haben sich im Allgemeinen auch stets eines stillen, gottesfürchtigen und ehrbaren Lebenswandels befleißigt, sind der Obrigkeit unterthan gewesen, und haben, nachdem der erste Sturm der Verfolgung

vorüber war, daher auch bald Duldung und Religionsfreiheit zuerst in Holland 1626, dann auch in den übrigen Ländern, wohin sie sich ausbreiteten, nämlich Elsaß, Lothringen, Schweiz und dem nördlichen Deutschland, gefunden. Ihr Hauptirrthum bestand in der fälschlichen Auffassung des Begriffs der Kirche. Diese ist wohl eine heilige, sofern sie das heilige Wort Gottes und die Sacramente hat, aber sie bleibt in dieser Welt ein gemischter Haufe. Die Mennoniten fühlten wohl, daß sie die vollkommene Heiligkeit, auf die sie Anspruch machten, nicht immer darstellen konnten, daher war dieß auch ein Punkt, worüber sich schon bei Lebzeiten Mennos, noch mehr aber später große Streitigkeiten erhoben. Einige wollten mit der größten Strenge ihre Heiligkeit bewahren; sie bestraften daher jedes Vergehen wider Sitte und Kirchenordnung mit dem Banne, und wollten, daß selbst Ehegatten und Verwandte die Gemeinschaft mit den Bestraften meiden sollten. Diese heißen die Feinen, auch Friesen und Flaminger, weil sie meist aus Friesen, flämischen Flüchtlingen, aber auch Deutschen bestanden: Andere wollten den Bann nur in wichtigen Fällen angewandt wissen und beschränkten die Folgen desselben nur auf die kirchliche Gemeinschaft. Diese hießen Grobe, Dreckwagen, auch Waterländer, weil sie vorzüglich im Waterlande in Nordholland wohnten. Die Feinen spalteten sich dann wieder in drei Partheien, je nachdem sie die Strenge ihrer Kirchenzucht schärften und milderten, und sie standen einander so feindselig gegenüber, daß sie die Ueberläufer sogar aufs neue tauften. 1649 kam aber eine Vereinigung unter ihnen zu Stande. Einige

waren aber mit dieser Vereinigung wieder unzufrieden, und es entstanden neue Partheiungen: Janjakobschristen, Uckewallisten, Knöpfler und Heftler, welche sich sogar darüber stritten, ob sie Knöpfe oder bloße Heftel von Drath tragen sollten. Diese alle fanden jedoch einen Vereinigungspunkt in dem Festhalten an den strengen mennonitischen Grundsätzen, obwohl sie in neuern Zeiten auch von ihrer Strenge nachgelassen haben. Die 1649 vereinigten Partheien neigten sich nach und nach mehr zu den Groben hin. Unter diesen trat indeß 1664 eine weitgreifendere Spaltung ein. Während der arminianischen Streitigkeiten in Holland erklärte sich nämlich ein gelehrter Arzt und Lehrer unter den Mennoniten, Galenus, für die Remonstranten, äußerte sogar socinianische Grundsätze, behauptete, es käme weniger auf die Reinheit der Lehre als des Lebens an und wollte keinen aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wissen, der nur Redlichkeit des Sinnes zeigte. Seine Anhänger wurden Galenisten oder Lammisten genannt, weil sie im Besitz einer Kirche waren, welche im Giebel das Zeichen des Lammes hatte. Diese sind in der Folge am weitesten vom Glauben und der Kirchenzucht der alten Taufgesinnten abgewichen. Sie wollten von keinem bestimmten Glaubensbekenntnisse etwas wissen, gestatteten die größte Lehrfreiheit, so daß viele Socinianer unter ihnen sind, erlauben auch Kriegsdienste und die Uebernahme obrigkeitlicher Aemter und üben nur eine schlaffe Kirchenzucht. Dem Galenus gegenüber erklärte sich Samuel Apostool, auch ein Arzt und Lehrer, für das Festhalten der alten Bekenntnisse und Gewohnheiten. Seine Anhänger wurden Apostoolen oder Sonnisten ge-

nannt, weil sie sich in einem Hause, die Sonne genannt, versammelten. Diese haben ein von einem ihrer Lehrer, Cornelius Riß, 1776 abgefaßtes Glaubensbekenntniß angenommen und nennen sich Mennoniten im engern Sinne, weil sie im rechten Sinne den Lehren Mennos zu folgen glauben. Sie rechnen sich im Allgemeinen zu den Gelinden; sie belegen bloß grobe Vergehungen mit dem Banne, nachdem sie geheime und öffentliche Verwarnungen haben vorangehen lassen, verlangen keine gänzliche Meidung der Gemeinschaft mit den Excommunicirten, halten aber sorgfältig auf das Verbot des Eides, der Kriegsdienste und der Theilnahme an obrigkeitlichen Aemtern. In Holland haben sich im Jahre 1800 beide Partheien dahin vereinigt, daß sie nur den Eid und die Kindertaufe verwerfen, und sind mehr oder weniger dem Rationalismus verfallen. In den übrigen Gegenden sind die meisten Gemeinden Mennoniten im engern Sinne. Sie haben viele Verhandlungen mit den Regierungen in Bezug auf die Leistung der Kriegsdienste gehabt; es ist ihnen aber meist zugestanden worden, dieselben mit Geld abzukaufen. In Preußen ist der Fall vorgekommen, daß ein Mennonit, der von der Gemeinde ausgeschlossen war, weil er Kriegsdienste genommen, dieselbe deßhalb vor Gericht verklagt hat; er hat seinen Proceß aber verloren, und blieb ausgeschlossen. Im Allgemeinen behaupten die Mennoniten noch jetzt den Ruhm des Fleißes, der Treue, der Ehrbarkeit, und leben mit allen Religionsgemeinschaften in Frieden. Glücklich sind die Mennoniten der Gefahr entgangen, welche die fälschliche Auffassung des Begriffs der Kirche den alten zügellosen Wiedertäufern brachte, wiewohl

dieselbe unter ihnen doch auch so viele Streitigkeiten hervorrief; dagegen sehen wir, wie sie, indem sie auf die Selbstthätigkeit des Menschen bei der Taufe einen überwiegenden Nachdruck legen, doch wieder Gefahr laufen, diese überhaupt zu überschätzen, und so in eine Werkgerechtigkeit zu verfallen, welche dann leicht in Indifferentismus, Rationalismus und Glaubenslosigkeit übergeht. Wahrhaft fromme Gemüther überwinden freilich diese Gefahr, indem sie den bei der Taufe geforderten Glauben des Menschen doch wieder auf Gott zurückführen und mit desto größerm Ernste auszuüben suchen, wie wir dieß bei so vielen Mennoniten sehen.

In England und Nordamerika giebt es noch eine sehr ausgebreitete Religionsparthei, welche den Mennoniten zwar darin gleich ist, daß sie die Kindertaufe verwirft, sonst aber in keinem innern Zusammenhange mit ihnen steht. Es sind die Baptisten. Sie sind aus den Independentengemeinden hervorgegangen, welche in England um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts im Gegensatze gegen die dort herrschende bischöfliche Kirche sich bildeten und in Hinsicht auf Lehre und Verfassung jede Gemeinde für unabhängig von der andern erklärten (Kirchengesch. VI. p. 95.), wie sie denn auch jetzt noch dieser Verfassung meist anhangen. Anfangs hielten alle Baptisten die Lehre Calvins, insbesondere seine Lehre von der unbedingten Gnadenwahl fest, später theilten sie sich in die Particular-Baptisten, welche immer noch bei derselben blieben, und die General-Baptisten, welche sich dem Arminianismus mehr näherten. In der neuern Zeit breiten sich in England und Nordamerika die Bap-

tistengemeinden immer mehr aus; es offenbart sich in ihnen ein reges christliches Leben und besonders betreiben sie das Werk der Mission mit eben so viel Eifer, als Erfolg. Ihre Lehren haben in der letztern Zeit auch viel Eingang auf dem europäischen Festlande gefunden und es haben sich hie und da auch schon Baptistengemeinden gebildet, welche sich mit großer Rührigkeit auszubreiten suchen. Sie suchen die gläubigen Gemeindeglieder für sich zu gewinnen, unter dem Vorgeben, daß sie in einer falschen Kirche sich befinden, richten Spaltungen an und verführen nicht selten einfältige Seelen zum geistlichen Hochmuth, weil sie diesen sagen, nun seien sie in der wahren Kirche der Auserwählten.

§. 3. Die Quäker.

Es waren Abweichungen von einzelnen christlichen Grundlehren, welche die bisher genannten Religionspartheien zu Secten machten. Wir kommen jetzt zu einer Gemeinschaft, welche durch ihre ganze Richtung in einen sectenhaften Gegensatz zur Kirche trat. Es sind die Quäker.

Ihre Entstehungsgeschichte führt uns wieder in dasselbe Land hin, welches vor allen so reich an Secten geworden ist, nach England. Hier lebte der Stifter derselben, Georg Fox. Er wurde in Dreton, einem Dorfe der englischen Provinz Lincester im Jahre 1624 geboren und war der Sohn armer Webersleute, welche der Religionspartheí der Puritaner angehörten, die wegen ihrer Bekämpfung der bischöflichen Kirche mancherlei Verfolgungen erlitten hatten. Auch Fox Vorfahren befanden sich

unter diesen Märtyrern, was später auch seinen Einfluß auf Fox geltend machte. Als Knabe sonderte er sich von den andern Gespielen ab und pflegte stille vor sich hin zu brüten. Er erlangte nur die in seinem Stande gewöhnlichen Schulkenntnisse; ja im Schreiben brachte er es so wenig zur Fertigkeit, daß er in spätern Zeiten zum Dictiren seine Zuflucht nehmen mußte. Er ward zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben, der ihn aber häufig auch zum Hüten der Schafe gebrauchte. Da hatte er nun die beste Gelegenheit, seinen Gedanken nachzuhangen; und einen besondern Gegenstand seiner Betrachtung machte immer die Bibel aus, die er fast auswendig lernte, so daß seine Freunde später zu sagen pflegten, wenn die Bibel einmal verloren gehen sollte, so könnte man sie in Foxens Munde wiederfinden. Ein Augenblick war entscheidend für sein Leben. Als neunzehnjähriger Jüngling befand er sich einst auf dem Felde, in tiefe Gedanken versunken. Da glaubte er eine göttliche Stimme zu vernehmen, welche ihm die Eitelkeit der Welt und alles menschlichen Strebens vorhielt, und ihn aufforderte, schon seine Jünglingsjahre ganz dem Herrn zu weihen. Von da an erglühete er in neuem Eifer für seine Heiligung, und je länger, je mehr erschien ihm alles um ihn her verderbt; und besonders war es die Kirche und die Geistlichen, welche er von diesem Verderben ergriffen glaubte. Er überwarf sich mit dem Geistlichen seiner Gemeinde, mied den öffentlichen Gottesdienst und zog sich mit seiner Bibel und seinen Gedanken in die Gärten und Felder zurück, wo er noch mehre göttliche Offenbarungen empfing. Daneben legte er sich auf die Heilkunst,

welche er in der Weise, wie sie gewöhnlich betrieben wurde, auch für verderbt hielt. Er gab dann seine Profession auf, zog als Bußprediger umher und sammelte eine Gemeinde von Gleichgesinnten um sich. Er besuchte jetzt auch wieder die Kirchen, aber nur um gegen die Predigten zu zeugen. Er that dieß oft beim Gottesdienste selbst, und da er hierdurch die auffallendsten Störungen veranlaßte, zog man ihn gefänglich ein. Aber auch im Gefängnisse predigte Fox und bekehrte sogar den Gerichtsvogt mit seinem ganzen Hause. Nach seiner Freilassung änderte er nichts in seinem Benehmen, und das zog ihm nun auch vom Volke harte Züchtigungen zu, das oft eigenmächtig über ihn herfiel und sein unbefugtes Auftreten strafte. Seine Weigerung, Soldat zu werden, weil er es für sündlich hielt, um irdische Dinge zu streiten, zog ihm neue gefängliche Haft zu. Bei Gelegenheit eines gerichtlichen Verhörs entstand auch der Name Quäker, der von dem englischen Worte quake, welches so viel als zittern heißt, herkommt. Als nämlich Fox seinem Richter einst zurief: „Zittre vor dem Worte des Herrn!" sprach dieser: „Sehet den Zitterer (Quaker)!" Doch nannten Foxens Anhänger sich selbst nicht so, sondern Freunde. Ihre Zahl nahm reißend zu, wie immer, wenn die Verfolgung das Feuer schürt. Auch Frauen wurden ergriffen und unter diesen fing Elisabeth Hooton in Nottingham, wo Fox zuerst aufgetreten war, an öffentlich zu predigen; noch mehr zeichnete sich aus Margarethe Fell, die Gattin eines Richters, in dessen Hause die Gemeinde der Quäker eine besondere Pflege fand, und welche Fox nach ihres

Gatten Tode im Jahre 1669 heirathete. Es kamen mitunter sehr stürmische Auftritte vor. Fox selbst rannte einmal im strengsten Winter baarfuß durch die Stadt Lichtfield und verkündigte ihr den Untergang. Ein gewisser Thomas Murford hüllte sich in Bocks- und Schaffelle, zog in dieser vermeintlichen Prophetentracht durch Städte und Dörfer und bedrohete sie mit den Strafgerichten Gottes. Ein Frau, Namens Sara Goldsmith, rannte wie eine Besessene mit aufgelöstem Haar, Erde und Asche auf dem Haupte, durch alle Thore und Gassen und sagte ähnliches Unheil vorher. Ein Musiker, Salomon Ecclos, verbrannte seine musikalischen Instrumente und Bücher als Werkzeuge des Teufels auf öffentlichem Markte in London, ward Fox zu Ehren ein Schuhmacher, begab sich mit seinem Handwerkszeug in die Aldermannskirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde, setzte sich damit auf das Kanzelbrett und fing hier an zu schustern, bis man ihn unter großem Lärm hinaustrieb und in Gewahrsam brachte. Ein anderer, Namens Burroug, drängte sich in einen Kreis, der sich eben um ein Paar Boxer gesammelt hatte, als wollte er es nun auch mit diesen versuchen, statt dessen blickte er den einen Kämpfer so scharf an, daß dieser keine Hand mehr zu rühren wagte. Dann hielt er eine Strafpredigt an die versammelte Menge, daß sie solcher sündlichen Lust nicht mehr fröhnen sollten und lieber rechte Streiter Christi werden, was auf einige auch einen entscheidenden Eindruck machte. Eine wahnsinnige Schwärmerei aber war es, daß ein gewisser Jacob Naylor, ein ehemaliger Soldat, in Bristol seinen

Einzug als Messias hielt. Seine Freunde zogen ihm mit Hosiannah entgegen, begrüßten ihn als den Gesalbten des Herrn, breiteten die Kleider vor ihm aus, fielen vor ihm nieder und küßten ihm die Füße. Er wurde vor Gericht gestellt, zum Pranger und scharfer Auspeitschung verurtheilt, was er alles mit der größten Standhaftigkeit aushielt. Während der Execution hielt ein Zuschauer einen Zettel über sein Haupt, worauf die Worte standen: „Dies ist der Juden König." Fox selbst hatte mit wenigen Unterbrechungen auch noch mancherlei zu leiden. Er war als Gefangener nach London gebracht worden. Hier wurde er vor den mächtigen Cromwell gestellt. Er machte auf diesen einen sichtbaren Eindruck, so daß er ihn frei sprach und sogar zur Tafel einlud. Fox aber bedankte sich für die Ehre und ging seiner Wege. Doch befahl Cromwell, ihn und seine Anhänger nicht weiter zu beunruhigen, was indeß nicht überall beachtet wurde. Neue Verfolgungen brachen über ihn herein unter Carl II., weil er sich weigerte, den Huldigungseid zu leisten und seine religiösen Versammlungen einzustellen. Als er aus dem Gefängniß wieder befreiet war, ging er für eine kurze Zeit nach Amerika, dann nach Holland, wo einer seiner Jünger bereits eine quäkerische Kirche gegründet hatte, ja er kam selbst in das nördliche Deutschland, wo er jedoch nicht viel Anklang fand. Erst unter Wilhelm III. ward den Quäkern vollkommene Duldung zu Theil; da verlebte denn Fox in der Nähe von London den Rest seiner Tage in Ruhe, froh, seiner Lehre so viele Anhänger verschafft zu haben.

Gewiß würde indeß die Quäkergemeinde wenigstens in diesem Bestande sich nicht erhalten und noch weniger sich in dem Maße ausgebreitet haben, wie es wirklich später geschah, wenn nicht mehre ausgezeichnete Leute die Gedanken, welche Fox in ziemlich roher Form geäußert hatte, wissenschaftlich weiter ausgebildet und practisch in besonnener Weise durchgeführt hätten. Der Mann, der besonders das Letztere that, war William Penn. Er war der Sohn des berühmten englischen Admirals gleichen Namens und wurde am 14. October 1644 zu London geboren. Schon in seinem zwölften Jahre hatte ein quäkerischer Prediger einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und dieser begleitete ihn auch auf die Universität, die er, vorzüglich begabt, schon in seinem funfzehnten Jahre bezog. Die trockenen Vorträge, welche er hier hörte, befriedigten ihn gar nicht, und da es ihm bald gelang, einige gleichgesinnte Studenten um sich zu sammeln, hielt er mit diesen religiöse Zusammenkünfte. Das wurde als eine Störung der Ordnung angesehen, auch vermuthete man Ketzerei, und er mußte Kirchenbuße thun. Vergebens suchten seine Angehörigen und auch der Vorsteher der Universität ihn auf andere Gedanken zu bringen; er mußte daher die Anstalt verlassen, und wurde auch von seinem erzürnten Vater im Hause nicht geduldet. Doch rührte das geduldige Betragen des Sohnes wieder das Herz des Vaters, und dieser beschloß, ihn nach dem genußreichen Paris zu senden, weil er meinte, daß ihm hier am ersten seine Grillen vertrieben werden würden. Die Reisegefährten, die man ihm mitgegeben hatte, ließen kein Mittel unversucht, ihn in

die Zerstreuungen des Weltlebens hinein zu ziehen, und wirklich gelang es ihnen, statt des steifen Quäkers einen gewandten zierlichen Weltmann nach der damaligen Pariser Mode in das Vaterhaus nach London zurück zu bringen, worüber der alte Admiral eine herzliche Freude empfand, und den Sohn mit tausend Liebkosungen überhäufte. Er wurde nun bei Hofe vorgestellt, wohnte den Hoffesten bei und schien jetzt auf der Bahn zu den höchsten weltlichen Ehren zu sein. Aber plötzlich erwachte in ihm unter furchtbaren Zuckungen der frühere, gewaltsam eingeschläferte Geistestrieb. Ein schrecklicher Kampf begann in seinem Innern. Er sah vor sich nur die Wahl, ob er den nagenden Wurm des Gewissens stets in sich tragen, oder seinem Vater und seinen Verwandten, die er von Herzen liebte, einen tödtlichen Kummer bereiten wollte. Mitten unter den rauschenden Festen, mitten unter den Gunstbezeugungen eines üppigen Hofes stiegen stille Seufzer aus seiner beklommenen Brust zu Gott auf, daß er ihn stärken möge, den schweren Kampf zur Entscheidung zu bringen. Da geschah es, daß sein Vater ihn nach Irland sandte, damit er hier die Verwaltung beträchtlicher Güter übernehme. Er war noch nicht lange dort, als er erfuhr, daß derselbe quäkerische Prediger, der früher einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, in der Stadt Kork angelangt sei. Er begab sich in die Versammlung. Da sah er einen Kreis von Leuten vor sich, welche alle still und stumm dasaßen, nur dann und wann ward ein Seufzen gehört, das einen so lebendigen Wiederklang in seinem gepreßten Herzen fand. Endlich war der Geist über den Prediger gekommen.

Er sprach: „Es giebt einen Glauben in dem Menschen, der die Welt überwindet, und einen andern, der von der Welt überwunden wird," und mit einer solchen Gewalt der Beredsamkeit führte er dieß aus, daß Penn's Entschluß gefaßt war. Er fühlte sich wie von neuem geboren, und nichts konnte ihn hinfort abhalten, den Versammlungen einer Gesellschaft beizuwohnen, welche ihm im alleinigen Besitze der Wahrheit zu sein schien. Die Anfechtung blieb nicht aus. Es war am 3. November 1667, da brach auf einmal ein Trupp Soldaten in die Versammlung ein. Alle, auch Penn, wurden unter dem Zulauf eines schmähenden Volkshaufens vor die Stadtobrigkeit geführt. Den Richtern fiel Penn in seiner reichen Kleidung, in seinen feinen Sitten, mitten unter den andern gewöhnlichen, schlecht gekleideten Leuten auf. Man wollte daher einen Unterschied zwischen diesen und ihm machen, und ihn gegen Caution frei lassen. Aber freimüthig erklärte er, er sei nicht besser, wie sie, und da alle Versuche, ihn von seinem Sinn abzubringen, fruchtlos blieben, ward er mit ihnen ins Gefängniß abgeführt. Er beklagte sich darauf in einem Briefe an die höchste Behörde des Landes über das Unrecht, das ihm geschehen, da er doch keines Verbrechens schuldig sei, und wurde in Folge dessen auch wieder frei gelassen; aber er war weit entfernt, seine Verbindung mit den Quäkern aufzugeben. Inzwischen war die Nachricht von dem Vorgefallenen nach London gelangt. Penn's Vater war außer sich, er rief sogleich den Sohn zurück. Auch jetzt bot er erst wieder alle Mittel gütlicher Ueberredung auf. Unter andern Sonderbarkeiten hatten die Quäker auch die,

daß sie ihr Haupt vor Menschen nicht entblößen wollten. Der Vater wollte dem Sohne alle seine religiösen Meinungen zugestehen, nur sollte er bei Hofe sich mit entblößtem Haupte vorstellen lassen. Penn hielt das aber für eine Verleugnung seines Glaubens und verweigerte es, nachdem er sich darüber im Stillen mit Gott berathen. Da hatte die Geduld des Vaters ein Ende; abermal verstieß er den eigensinnigen Sohn aus dem Hause und zog seine Hand gänzlich von ihm ab. Penn war nun von allem Unterhalt des Lebens entblößt; er trug es geduldig und tröstete sich der Verheißungen, welche der Herr denen giebt, die um seinetwillen Vater und Mutter und all das Ihrige verlassen. Aufs neue wurde der zärtliche Vater durch seine Geduld gerührt und nahm ihn nicht allein wieder in sein Haus auf, sondern gestattete ihm nun auch alle Freiheit, für die theuerste Angelegenheit seines Herzens zu wirken. Er trat daher jetzt förmlich als Prediger auf, eiferte gegen das bloß äußere Kirchenthum, pries das innere Licht, das jeden Menschen erleuchten müsse und drang auf wahre Herzensbuße. Er schrieb an Leute aller Art Briefe, um sie von der Welt ab, und zu der Gesellschaft der Freunde hinüber zu ziehen. Dann gab er auch Tractate heraus, um seinen Grundsätzen eine noch weitere Verbreitung zu verschaffen. Darüber mußte er vielerlei Anfechtungen erdulden, und seine Feinde wußten ihn wieder ins Gefängniß zu bringen. Da richtete Penn einen freimüthigen Brief an das Parlament, worin er die große Sache der Gewissensfreiheit mit vieler Beredsamkeit vertheidigte, beklagte sich zugleich bei den richterlichen Behörden über die schlechte

Behandlung, welcher die Gefangenen ausgesetzt waren, und erhielt dann seine Freiheit wieder. Penn verheirathete sich jetzt in einem Alter von 28 Jahren, und zog sich nach Rikmersworth in der Grafschaft Hertfort zurück, wo er Versammlungen hielt und auf alle Weise für seine Sache thätig war. Reisen, die er dann nach Holland und Deutschland machte, trugen nicht wenig zur Ausbreitung der Quäkergemeinde bei, wiewohl sie in Deutschland weniger Wurzel faßte.

Viel bedeutender wurde seine Wirksamkeit aber in einem andern Welttheile. Penns Vater war im Jahre 1670 gestorben, vollkommen ausgesöhnt mit ihm, und hatte ihn zum Erben seiner bedeutenden Güter eingesetzt. Nun schuldete die Krone ihm bedeutende Summen; und um diese abzutragen, verwilligte Carl II. durch öffentliche Briefe ihm einen bedeutenden Landstrich in Nordamerika, der den Namen Pennsylvanien erhielt. Unter dem Titel eines Generalgouverneurs machte er nun sogleich Anstalt, dem Lande zweckdienliche Einrichtungen zu geben. Wie sehr er auch Quäker war, so sollte das Land doch kein bloßer Quäkerstaat werden. Die Duldung, der er früher so eifrig das Wort geredet hatte, sollte hier zur That werden. Er sicherte allen denen, welche an Gott glaubten und nur nicht lästerlich von ihm redeten, den Gesetzen gehorchen und friedlich mit ihrem Nächsten leben wollten, Freiheit und Schutz für jedes Bekenntniß zu. Da solche Grundsätze noch in keinem Staate Europas ausgesprochen waren, so kann es nicht befremden, daß nicht allein von Quäkern, sondern auch von allen möglichen Religionspartheien, besonders solchen, welche in ihrem Vaterlande be-

drückt waren, ein großer Zufluß entstand. Da Leute, welche um des Glaubens willen ihre Heimath verlassen, gewiß niemals die schlechtesten sind, so gedieh der neugegründete Staat auch zusehends; der unwirthbare Boden wich der Pflege fleißiger Hände, und es erhob sich bald aus der Wüste die Stadt der Bruderliebe, Philadelphia. Penn war noch nicht selbst an Ort und Stelle gewesen; als er nun sich aufmachte, die neue Schöpfung zu besehen, ward er von allen Colonisten als ihr Vater und Wohlthäter aufs dankbarste begrüßt. Er verdoppelte seine Sorge für die ihm theuern Unterthanen, besuchte sie später noch einmal und zog sich dann in das Privatleben zurück, arbeitete noch mehr Schutzschriften für seine Lehre aus und starb dann in Frieden 1718 in London.

Schon oben ist bemerkt worden, daß es ein Glück für das Quäkerthum war, daß gleich zu Anfang sich so ausgezeichnete Leute ihm zuwandten. Wie Penn so großen Einfluß vornämlich auf die äußere Ausbreitung der Gemeinde gewann, so erwarben sich um die Ausbildung des Lehrbegriffs besondere Verdienste Samuel Fisher (gestorben 1664), Georg Keith und vor allen Robert Barklay (gestorben 1690). Wie schwankend die Lehre des ungebildeten Fox auch ursprünglich war, so brachte sie Barklay doch in einen festen wissenschaftlichen Zusammenhang und begründete sie auch durch die Schrift. Im Allgemeinen gaben die Quäker ihre Uebereinstimmung mit allen christlichen Hauptconfessionen kund. Sie haben zwar grundsätzlich kein bestimmtes öffentliches Bekenntniß, aber sie haben es öfter feierlich ausgesprochen, daß sie mit der ganzen

christlichen Kirche bekenneten den Vater als den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, den Sohn als das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, den Erstgebornen vor aller Creatur, durch welchen auch alles geschaffen sei, der für uns gekreuziget, auferstanden, gen Himmel gefahren ist und sitzet zur Rechten Gottes, und an den heiligen Geist, der die Früchte des Lebens in uns hervorbringt. Ihr schroffer Gegensatz aber gegen das äußere Kirchenthum hat sie in eine Bahn gebracht, welche dennoch eine Grundverschiedenheit zwischen ihnen und den andern Confessionen bekundet. Diese zeigt sich vornämlich in folgenden Punkten. Wenn zuerst die evangelische Kirche die heilige Schrift als die alleinige Quelle und Richtschnur des Glaubens betrachtet, so hegen die Quäker zwar auch alle Ehrfurcht vor ihr, und geben zu, daß sie Gottes Wort sei, aber über dieselbe stellen sie das *innere* Wort. Das sei das Wort, welches vom Anfang bei Gott war, und alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es sei in Christo Fleisch geworden, habe auch in der Schrift geredet, aber fort und fort rede es in unsern Herzen; dieß sei die alleinige Quelle und Richtschnur der Wahrheit, wornach wir auch die Schrift zu prüfen haben. Damit hängt denn auch zusammen, daß die Quäker kein gänzliches Verderben des Menschen annehmen, sondern es stark betonen, daß noch ein Rest vom göttlichen Ebenbilde vorhanden sei, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, die Offenbarung des innern Wortes recht zu vernehmen. Sie sehen in den Wirkungen dieses innern Worts auch das eigentlich Erlösende. Sie leugnen zwar nicht, daß Christus für uns gestorben ist, aber es

ist nicht sowohl der Christus für uns, als der Christus in uns (das innere Wort), von welchem sie alles Heil erwarten. Demgemäß verwerfen sie nun auch jede Aeußerlichkeit im Gottesdienste. Sie sagen: „Aller wahre und angenehme Gottesdienst wird einzig und allein durch die innerliche und unmittelbare Bewegung und Neigung des Geistes vollbracht, welche weder an Oerter, noch Zeiten, noch Personen gebunden ist.“ Für die Quäker giebt es daher auch keine sichtbare Kirche mit festen Einrichtungen und Ordnungen. Sie haben kein bestimmtes Bekenntniß, auch keinen eigenen Lehrstand; sie meinen, der Geist Gottes brauche keine gelehrte Leute, und wer es von ihm empfangen habe, solle es umsonst geben, besoldete Priester sind ihnen daher ein Greuel, wiewohl sie in neuester Zeit doch auch schon eingelenkt und wenigstens Reiseprediger angestellt haben. Eben so wenig haben sie eigentliche Kirchengebäude; jeder kirchliche Schmuck, jede liturgische Anordnung gilt ihnen als ein Rest des Papstthums; in einfachen Sälen kommen sie zusammen, sitzen da mit bedecktem Haupte, und warten in stiller Andacht auf das Kommen des heiligen Geistes. Nur wen der Geist erweckt, der redet, es sei Mann oder Weib. Oft gehen sie auseinander, ohne daß jemand geredet hat. Sie verwerfen auch die Sacramente. Sie meinen, die äußern Zeichen habe Christus nur für die Schwachen geordnet; die Geistestaufe und das innere Abendmahl, die innerliche Gemeinschaft der Seele mit dem ewigen Gottesworte (Logos, Christus) seien allein die rechten Sacramente. Mit dieser innerlichen Richtung hängt es zusammen, daß die Quäker gegen die Einrichtungen, Gebräuche und Sitten

des äußerlichen Lebens auch vielfach in Gegensatz traten. So verwerfen sie den Kriegsdienst, den Eid, auch die Abgaben an die Obrigkeit, die sie freilich geduldig sich nehmen lassen, obwohl sie sie mit eigner Hand nicht geben. Auch machen sie die Mode nicht mit und nehmen nicht Theil an den Vergnügungen der Welt, als Tanz und Schauspiel. Eben so sind sie gegen alle Titel und äußere Ehrenbezeugungen, nehmen den Hut nicht ab und reden einen jeden mit Du an. Dabei befleißigen sie sich der strengsten Redlichkeit im Handel und Wandel, der Mildthätigkeit und Dienstfertigkeit. Sie stehen daher auch in allgemeiner Achtung, nehmen den lebendigsten Theil an allen Bestrebungen der christlichen Liebe und haben sich besonders große Verdienste um Abschaffung des Sclavenhandels erworben.

In neuester Zeit haben einige unter den Quäkern freilich die alte Einfachheit und Strenge der Sitten verlassen und werden die Nassen im Gegensatz gegen die Trocknen genannt. Auch in der Lehre hat ein Theil der amerikanischen Quäker, an deren Spitze Elias Hicks steht, sich bedeutende Abweichungen erlaubt. Es war von der höchsten Gefahr, daß die Quäker das innere Wort über das äußere stellten, denn es konnten sich so die Eingebungen des Geistes der Art mit dem Belieben des eignen Herzens vermischen, daß sie ganz und gar von der geoffenbarten Wahrheit abwichen. Dieß ist auch bei der eben genannten Parthei eingetreten. Sie ist in gänzlichen Unglauben versunken, leugnet die göttliche Eingebung der Schrift, die Gottheit Christi und andere christliche Grundlehren. Doch

13*

haben die andern Quäker sich von ihnen losgesagt, als offenbaren Antichristen. In einem gewissen Zusammenhange mit den Quäkern steht noch die kleine amerikanische Secte der Shakers (Schüttler). Diese, gestiftet 1774 von der schwärmerischen Irländerin Anna Lee, hat auch das äußere Wort Gottes ganz verlassen; ein wesentlicher Theil ihres Gottesdienstes besteht im Schweigen und in einer schaukelnd hüpfenden Körperbewegung, wodurch sie theils das Erzittern vor dem Zorne Gottes, theils den Jubel über die zweite Erscheinung Christi ausdrücken wollen. Sie nennen sich die Reinen, leben in Gütergemeinschaft und in bloß geschwisterlichem Verhältnisse der Geschlechter. Daß die Quäker bei ihrer gefahrvollen Lehre von dem innern Worte nicht in mehre Irrthümer gerathen sind, ist eine besonders gnädige Führung Gottes, und hat offenbar darin seinen Grund, daß sie der heiligen Schrift doch mehr Macht über sich verstattet haben, als nach ihren Grundsätzen zu erwarten ist. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie durch ihr Dringen auf ein inneres Leben nicht allein einzelnen todten Gliedern der Kirche eine Hilfe zum Leben geworden sind, sondern im Ganzen auch ein heilsames Gegengewicht gegen das äußere todte Kirchenthum gebildet haben. Indeß war ihrer ganzen Richtung doch so viel Verkehrtes und Absonderliches beigemischt, daß sie eine durchgreifende Verbesserung der kirchlichen Zustände nicht bewirken konnten. Im Allgemeinen aber zeichnen sich die Quäker durch Fleiß, Treue, Redlichkeit und Wohlthätigkeit aus. Sie nehmen den lebendigsten Antheil an den Bestrebungen der christlichen Liebesthätigkeit, den Vereinen für

Abschaffung der Sclaverei, Besserung der Armen und Gefangenen, und als leuchtendes Vorbild christlicher Hingebung für die Letztern steht die allbekannte und berühmte Miß Fry da, durch deren rastlose Bemühungen wirklich eine ganz andere Behandlungsart der unglücklichen Gefangenen in England eingetreten ist.

§. 4. Swedenborg.

Es war nicht in England, auch nicht im Schoße der reformirten Kirche, sondern in dem ganz lutherischen Schweden, wo gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Gemeinschaft mit dem Anspruche auftrat, daß in ihr alle Verheißungen, welche der Herr seiner Kirche gegeben, eine endliche Erfüllung gefunden hätten, und die sich selbst die neue Kirche oder die Kirche des neuen Jerusalems nannte.

Der Stifter dieser Gemeinschaft war Immanuel Swedenborg, geboren zu Stockholm 1689. Sein Vater, lutherischer Bischof von Westgothland, erzog ihn in den Grundsätzen einer streng lutherischen Rechtgläubigkeit. Schon frühe keimte in dem Kinde der in sein Herz ausgestreute Same der Frömmigkeit. Sein Mund floß stets über von gottseliger Rede, so daß man von ihm sagte, die Engel redeten aus ihm. Später fand der Jüngling eine vielseitige Ausbildung auf mehren Universitäten des Auslandes, die er besuchte. Hauptsächlich war es das Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften, zu dem er sich hingezogen fühlte. Er machte darin so gute Fortschritte, daß er bald

mit Auszeichnung beachtet wurde. Er wurde daher von Carl XII., dem er auch durch persönliche Bekanntschaft schon empfohlen war, zum Assessor am Bergwerkskollegium ernannt. Hier machte er mehre nützliche Erfindungen und that sich auch durch die Herausgabe wissenschaftlicher Werke philosophischen und naturgeschichtlichen Inhalts hervor. In Folge dessen stieg er immer höher. Er ward in den Adelstand erhoben, ward auch Mitglied der königlichen Societät in Schweden. Bis dahin ist er nur mit Erforschung der Natur und der Anwendung ihrer Kräfte zum unmittelbaren Lebensgebrauch beschäftigt, denn er erfand auch Maschinen, verbesserte Gewerke u. s. w. Nun aber nimmt sein ganzes Leben eine andere Richtung. Als er im Jahre 1743 sich in London aufhielt, glaubte er eine Erscheinung des Herrn zu haben, der ihm sein ganzes Innere aufthat und des Umgangs mit Engeln ihn würdigte. Diese neuen Erfahrungen beschäftigten ihn so, daß er sein Amt niederlegte, um einzig dem Berufe eines Geistersehers und Erforschers himmlischer Geheimnisse zu leben. Sein irdischer Aufenthalt wechselte zwischen England und Schweden, aber daneben fanden Reisen in Himmel und Hölle, Unterredungen mit allen Geistern der vorsündfluthlichen, der alttestamentlichen und neutestamentlichen Zeit statt. In mehren Werken machte er die Ergebnisse seiner Erfahrungen und Forschungen auf diesem Gebiete bekannt, was ihm viel Spott und Verfolgung zuzog. Uebrigens war und blieb Swedenborg bei all seinem himmlischen Verkehr ein feiner vornehmer Weltmann, der eben so gut mit Leuten vom Stande und mit gebildeten Frauen

umzugehen wußte, als mit Geistern. Er starb in hohem Alter 1772.

Es ist vor allem wichtig, die Lehre dieses wunderbaren Mannes kennen zu lernen. Er hat in so fern Aehnlichkeit mit den Quäkern, als auch er die heilige Schrift nicht als die einzige Erkenntnißquelle der Wahrheit ansieht. Wenn es bei ihnen aber das innere Wort war, wodurch sie alles erkannten, so war dieß bei Swedenborg die Belehrung der Engel. Er meinte, die gegenwärtige Schrift sei nur ein grober Abdruck der Engelsschrift, welche ihr voranging. Diese leuchte aber aus ihr noch immer hervor, wie die Seele aus dem Körper, der Gedanke aus den Augen. Jedem Aeußern in der Schrift entspreche ein Inneres (Correspondenz), und mit Hilfe der Engel diesen innern Sinn zu finden, sei die Aufgabe des geistigen Schriftauslegers. Dadurch erhalten erst Namen, Zahlen, und was sonst in der Schrift gleichgiltig erscheine, die rechte Bedeutung. Diese geheime Weisheit, welche selbst den ersten Christen und den Reformatoren verborgen geblieben sei, sei erst jetzt, d. i. zur Zeit Swedenborgs, ans Licht gestellt worden. Dieselbe enthält nun freilich viel Neues, aber auch solches, was von der rechten Schriftlehre ziemlich abwich. Swedenborg sprach zwar vom Vater, Sohn und Geist; indeß ist ihm Jesus Christus doch nur der einige wahre Gott, Jehovah in verklärter menschlicher Gestalt. Eine Genugthuung nahm er auch nicht an, denn durch fremdes Verdienst könne man nicht gerecht werden; er meinte aber, daß Christus durch seinen Tod nicht allein selbst zum Siege hindurch gedrungen sei, sondern daß er auch dadurch die Sünde

der Welt überwunden habe. Dieß sei freilich nicht ein für alle Male geschehen, sondern Christus nehme vielmehr fortwährend die Sünde hinweg, indem er den Bußfertigen ein neues göttliches Leben mittheile. Es erhellt daraus, daß Swedenborg die Lehre der evangelischen Kirche von der Rechtfertigung nicht annahm, sondern von der Heiligung allein die Seligkeit abhängig machte. Es heißt daher auch in dem Katechismus der neuen Kirche: „Ich glaube, daß ich, um selig zu werden, alles Böse als Sünde gegen Gott fliehen, und ein Leben nach den heiligen zehn Geboten führen muß.“ Mit großer Ausführlichkeit und Genauigkeit beschreibt Swedenborg das Leben nach dem Tode. Er tadelt es als einen großen Irrthum, daß man sich so absonderliche Vorstellungen von diesem mache. Er sagt: „In der geistlichen Welt da oben erscheint alles, was in der natürlichen Welt ist; es erscheinen Häuser und Paläste, Paradiese und Gärten, und in ihnen Bäume aller Art, es erscheinen Aecker und Brachfelder, Felder und Auen, sowie großes und kleines Vieh, alles gerade wie auf unserer Erde; nur mit dem Unterschiede, daß dieß alles einen geistigen Ursprung hat nach dem Gesetze der Correspondenzen. Die also, die in der Neigung zum Guten und Wahren sich befinden, die wohnen in solchen herrlichen Palästen, um welche Paradiese mit Bäumen sind; die, welche eine entgegengesetzte Gesinnung haben, sind auch in der Hölle in Zuchthäuser eingeschlossen, welche keine Fenster haben, in welchen aber gleichwohl Licht ist, wie von einem Irrwische; oder sie befinden sich in Wüsten und wohnen in Hütten, um welche alles unfruchtbar ist, und wo sich Schlangen, Dra-

chen, Nachteulen und Anderes dergleichen aufhält, was ihrem Bösen entspricht. Zwischen dem Himmel und der Hölle ist ein Mittelort, welcher die Geisterwelt genannt wird; an diesen kommt jeder Mensch gleich nach dem Tode, und hier findet ein ähnlicher Verkehr des einen mit dem andern statt, wie unter den Menschen auf der Erde. Es erscheinen auch hier Gärten, Haine, Wälder mit Bäumen und Gesträuchen, so wie auch blumige und grüne Felder und zugleich Thiere verschiedener Art, zahme und wilde, alles nach der Correspondenz ihrer Neigung." Da hat er denn auch Böcke mit Hörnern erblickt, welche gegen die Schafe stießen, und als er näher nachgesehen, seien die Böcke diejenigen gewesen, welche in dem von der Liebe getrennten Glauben gelebt und um den todten Glauben gestritten haben. Swedenborg verwirft auch die kirchliche Lehre von der Auferstehung und dem jüngsten Gericht. Er meint, die Seele nehme bei ihrem Abschiede von der Erde den Körper gleich mit, der freilich eine jener Welt angemessene Gestalt empfange. Die Engel, die er dort siehet, sind nichts als Menschen, die hier auf dieser Welt einst gelebt haben; die Guten die guten Engel, die Bösen die Teufel. Das jüngste Gericht stehe nicht mehr bevor; mehre Gerichte seien schon gehalten, das letzte habe mit dem Beginn des Jahres 1757 seinen Anfang genommen, und es sei noch in demselben Jahre beendigt worden. Da er selbst Augenzeuge davon gewesen zu sein behauptet, giebt er eine ausführliche Beschreibung davon. Er sagt: „In der Mitte sah man diejenigen versammelt, welche Protestanten heißen und zwar nach den verschiedenen Ländern abgetheilt: die Deutschen

gegen Mitternacht, die Schweden und Dänen gegen Abend; die Holländer gegen Morgen und Mittag, die Engländer dazwischen. Um diese herum die Anhänger der päpstlichen Religion, der größte Theil in der Abendgegend, einige in der mittäglichen. Jenseits von diesen die Muhamedaner, auch nach den Ländern abgetheilt, im Abend. Den fernern Umkreis bildeten die Heiden in ungeheurer Zahl. Die Bösen unter den Muhamedanern wurden in Pfützen und Sümpfe, die Gottlosen unter den Heiden in zwei große Schlünde geworfen, während die Guten aus beiden Religionen, nachdem sie ihren Irrthum eingesehen, mit den Christen vereint wurden. Die Papisten hatten in jener Welt ihre Messen fortgelesen, ihren Bilderdienst fortgesetzt, ihre Klöster gehabt u. s. w. Diejenigen unter ihnen, welche zur Unterdrückung der Wahrheit thätig gewesen waren, wurden in den Abgrund des Meeres gestürzt, welche aber bei ihren Irrthümern eine Neigung zur Wahrheit behalten hatten, wurden in eine besondere Gegend gesandt, um dort von protestantischen Geistlichen unterrichtet, und erst dann in den Himmel aufgenommen zu werden.

Man sieht aus diesen Proben, daß Swedenborg ziemlich menschlich phantasirte. Und seine ganze Lehre ist auch sehr menschlich. Die biblischen Lehren, welche auf die Tiefe des menschlichen Verderbens, auf die Erlösung durch Christi Blut, auf die Gerechtigkeit allein durch den Glauben hinweisen, werden von ihm abgeschwächt, und es kommt am Ende nichts heraus, als ein dürrer Rationalismus, der allein auf den Werken steht, und der nur durch die schwärmerischen Grübeleien über

die unsichtbare Geisterwelt etwas schmackhafter gemacht wird. Für den gemeinen Mann waren die Letztern zu hoch, auch war es für diesen kein Trost, daß die zukünftige Welt von der jetzigen nicht wesentlich verschieden sein sollte; daher sehen wir, daß Swedenborg vorzüglich nur unter den Gebildeten und Vornehmen Eingang fand. Seine Anhänger traten zuerst 1787 mit einer besondern Gemeindeverfassung als die Neue Kirche in Schweden und England zusammen. Zuerst machte die Secte eben keine sonderlichen Fortschritte. In neuester Zeit hat sie nicht allein in den genannten Ländern, sondern auch in Nordamerika, in Deutschland, vorzüglich im Würtembergischen, durch den Einfluß des Prälaten Oetinger und des Bibliothekars Tafel einigen Zuwachs erhalten. Man vermengte mit den Lehren Swedenborgs die angeblichen Offenbarungen des Magnetismus und Somnambulismus; und wie unsere Zeit, die von dem Ernste der Buße nichts wissen will, überhaupt dem Außerordentlichen nachhängt, so mag darin der Grund der weitern Verbreitung der Secte liegen.

§. 5. Schwenkfeld.

Gleichwie Swedenborg aus der lutherischen Kirche hervorging, so auch Caspar Schwenkfeld, der in seinen Irrthümern jenem in so fern auch ähnlich war, als er auf alles Aeußere in der Religion wenig Werth legte. Er war ein Zeitgenosse Luthers, geboren 1490 zu Ossigk in Schle-

sien. Er widmete sich zu Cöln und an andern Orten den Wissenschaften und war nachmals herzoglicher Rath zu Liegnitz. Er war ein Mann von freundlichem, stillem, sanftem Wesen, reinen Sitten, großer Beredsamkeit und inniger Frömmigkeit. Er begrüßte mit Freuden die Reformation Luthers, besonders deßhalb, weil sie den äußerlichen Ceremoniendienst und die äußerliche Werkheiligkeit der katholischen Kirche bekämpfte. Bald aber war er mit Luther nicht mehr zufrieden. Er hatte an der Art und Weise, wie er die Gerechtigkeit durch den Glauben predigte, viel auszusetzen. Er meinte, die Leute würden dadurch verführt, ihr Vertrauen auf einen äußerlichen Glauben zu setzen, und die Heiligung des Herzens werde dadurch beeinträchtigt. Auch die lutherische Lehre vom Abendmahl war ihm zu äußerlich. Er meinte, die innere Wirkung des heiligen Geistes sei die Hauptsache beim Sacramente, die nur durch das Aeußere abgebildet werde. Nicht durch den Genuß des Abendmahlsbrotes werde man des Leibes Christi theilhaftig, sondern durch die übernatürliche geistige Gemeinschaft mit Christo, der das wahre Brot der Seele sei. Er erklärte darnach die Einsetzungsworte so: „Mein Leib ist dieß, nämlich das wahre Brot für die Seele; mein Blut ist dieß, nämlich der wahre Seelentrank." Im Jahre 1525 kam Schwenkfeld mit Luther und Bugenhagen zu Wittenberg zusammen und trug ihnen seine neue Lehre vor. Sie begegneten ihm erst mit vieler Freundlichkeit; aber statt von seinen Irrthümern abzustehen, ging er immer weiter. Er setzte den Werth des äußerlichen Wortes Gottes sehr herab, meinte, es habe nur dann Kraft zur Erleuchtung

und Erneuerung des Menschen, wenn das innere Wort zuvor in ihm ertönt sei, und nannte es Buchstabendienst, wenn Luther auf die unabhängige Kraft der heiligen Schrift drang. Dieser alles Aeußerliche verwerfenden Richtung gemäß läugnete er auch die wahre Menschheit Christi, indem er behauptete, die menschliche Natur Christi sei unmittelbar von Gott geboren, glorificirtes Fleisch; verwarf die Kindertaufe, indem er nur der Geistestaufe Werth beilegte, und achtete dafür, daß ein aus dem Geist geborner Mensch das Gesetz Gottes vollkommen halten könne. Er wich nach und nach von allen Artikeln der Augsburgischen Confession ab, trat mit Schwärmern in Verbindung, erklärte, er würde selbst lieber zu den Papisten übertreten, als mit den Lutheranern Gemeinschaft haben, und rieth auch dem Herzog von Liegnitz ab, lutherische Einrichtungen in den Kirchen seines Landes einzuführen. Kein Wunder, daß er heftige Verfolgungen gegen sich erweckte. In einem Erlaß der braunschweigischen und hannöverschen Regierung heißt es: „der Teufel habe noch in keinem Ketzer sein Wesen so meisterlich gehabt, als in der unflätigen Stachel, Kaspar Schwenkfeld, der ein eigensinniger, toller Teufel sei, über welchen die Hölle ihren Rachen aufgesperrt und ihn vollgespeiet habe mit aller ihrer Grundsuppe von Gift und Galle, davon er auch so voll und toll geworden, daß er taumelt und nicht weiß, was er geifert. Er ist neben dem Papste und andern Schwärmern eine Geißel und Staupbesen des zornigen Gottes im Himmel." Er mußte sein Vaterland verlassen, suchte in Schwaben und am Rhein für sein innerliches Christenthum zu wir-

ken und starb endlich 1561. Nach seinem Tode bildeten sich in Schlesien mehre Gemeinden, welche seine Lehre annahmen. Auch sie wurden verfolgt; viele von den Schwenkfeldianern zogen nach Nordamerika, wo sie auch Gemeinden gründeten, die noch bestehen. Und seit Friedrich der Große allgemeine Religionsfreiheit in seinem Lande gewährte, sind sie in Schlesien auch wieder aufgetaucht, sind aber nicht sehr zahlreich.

§. 6. Noch einige andere Secten.

Je mehr in neuester Zeit durch den Unglauben der kirchliche Verband gelockert ist, desto weniger kann es Wunder nehmen, daß das Auftauchen von sectirerischen Bestrebungen im Zuwachs begriffen ist. Wir weisen nur noch kurz auf einige derselben hin, welche freilich sehr verschiedene Ausgangspunkte haben.

Im Jahre 1797 bildete sich in den Niederlanden eine kirchliche Gesellschaft, die sich Christo Sacrum nannte. Die Stifter derselben waren Jacob Heinr. Onder de Wyngaart-Canzius und Isaac van Haastert. Sie wollten die Glieder aller Confessionen in Eine Gemeinschaft bringen. Sie stellten gewisse Hauptlehren hin, die man annehmen müsse, um der Gemeinschaft anzugehören. Es waren die Grundlehren des Christenthums, und um diese sammelten sich wirklich nicht wenige Glieder aller Confessionen; selbst aus der katholischen Kirche traten etliche bei. 1802 erhielt die Gesellschaft auch Religionsfreiheit von der Re-

gierung. Da man aber, um niemandes Glauben zu nahe zu treten, je länger, je mehr, sich in ganz allgemeinen Betrachtungen hielt, so wich der christliche Geist auch immer mehr aus der Gesellschaft, und in Folge dessen geht sie ihrem Untergange immer mehr entgegen.

Mehr Fortschritte macht in der neuesten Zeit der sogenannte Irvingianismus. Er hat seinen Namen von dem schottischen Prediger Irving, der in London durch seine glühende Beredsamkeit großes Aufsehn erregte. Er wurde aber im Jahre 1832 von der schottischen Nationalkirche ausgeschlossen, weil er behauptete, die menschliche Natur Christi sei mit der Erbsünde behaftet gewesen, die er nur vermöge der göttlichen überwunden habe. Außerdem behauptete er die Fortdauer der außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes in der Kirche. Es traten Leute in der Gemeinde, welche sich um ihn sammelte, auf, die mit Zungen redeten. Sie stießen, wie sie vorgaben, vom Geiste Gottes ergriffen, allerhand unverständliche Töne aus, welche die Sprache der andern Welt sein sollten. Nach Irvings Tode wurde seine Lehre weiter ausgebildet. Man behauptete nicht allein die Fortdauer der außerordentlichen Gaben des Geistes, sondern auch der Ephes. 4, 11. genannten Gemeindeämter. Noch erwecke der Herr Apostel, welchen dieselben Gaben und Vollmachten ertheilt seien, wie den ursprünglichen Aposteln; Propheten, welche die Geheimnisse des Reiches Gottes verkünden, auch z. B. anzeigen, welche Leute der Herr zu Aposteln erwählt habe; Lehrer, welche das Wort Gottes auslegen; Hirten, welche die Seelen weiden und pflegen; und Evangelisten,

welche das Evangelium denen, welche noch außerhalb der Gemeinde stünden, zu predigen, und für Ausbreitung des Reiches Gottes zu wirken hätten. Von der Wiederherstellung dieser Aemter erwarten die Irvingianer die wahre Verbesserung der Kirche. Daneben legen sie einen besondern Nachdruck auf die Nothwendigkeit eines heiligen Lebens, und zwar in dem Maße, daß sie die Rechtfertigung allein durch den Glauben trüben. Sie halten sich für die Gemeinde, die vor dem Herrn allein bestehen könne und bestimmt sei, diejenigen zu sammeln, welche bei der Erscheinung des Herrn gerettet werden sollten; die Wiederkunft des Herrn aber verkünden sie als ganz nahe bevorstehend. Besonders diese letztere Lehre ist es, welche der Secte viele Jünger zugeführt hat. Nicht allein in England zählt sie jetzt mehre Gemeinden, sondern auch in Deutschland. Es sind in der Mitte derselben wirklich zwölf Apostel aufgestanden, welche nun in verschiedene Gegenden ausgehen, um hier in voller apostolischer Würde lehrend und ordnend aufzutreten; und die einzelnen Gemeinden haben ihre Propheten, Hirten und Evangelisten, welche in der eben bezeichneten Weise wirken. Es finden doppelte Versammlungen Statt: solche, wo nur die eigentlichen Gemeindeglieder gegenwärtig sind, und in denen nebst längern katholisirenden Liturgieen nur Vorträge der Lehrer oder Hirten gehört werden; und solche, welche auch Fremden offen stehen, denen nur die Evangelisten das Wort Gottes verkündigen, um sie herbeizuziehen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in den Gemeinden der Irvingianer ein erhöhtes Geistesleben sich offenbart, wie denn meist ausgezeich-

nete Leute zu denselben gehören, und Opfer bringen sie auch für ihre Sache, sie geben z. B. den Zehnten von all ihrem Einkommen; aber eines Theils stehen sie in Gefahr, den festen Boden des göttlichen Wortes zu verlassen und der Schwärmerei anheim zu fallen, indem sie dem Ansehn von neuen Aposteln und Propheten sich hingeben, die doch ihren göttlichen Beruf noch mit nichts bewiesen haben, als mit ihrer eigenen Versicherung; und auf außerordentliche Geistesgaben ihr Vertrauen setzen, die als solche noch eben so wenig bewahrheitet sind. Auch liegt in dem Vorgeben, daß ihr Häuflein das auserwählte, die allein wahre Kirche sei, eine große Versuchung zum geistlichen Hochmuth. Die Irvingianer haben auch neuerlich ein großes Mißtrauen darum gegen sich erweckt, weil ihre Anhänger sogar in den geistlichen Aemtern anderer Kirchen zu bleiben versucht haben, unter dem Vorgeben, daß sie ja nur für die wahre Kirche, die eine allgemeinere werden müsse, wirken, und man hat sie deshalb sogar des Jesuitismus verdächtigt, ein Verdacht, der bis jetzt wohl noch ohne Grund ist, weil ihnen nicht nachgewiesen werden kann, daß sie unter dem Deckmantel der Frömmigkeit irdische selbstsüchtige Zwecke verfolgen.

Ungleich bedenklicher, als die bisher genannten Secten, sind die, welche kaum noch irgend einen Zusammenhang mit der christlichen Wahrheit behaupten. Der immer offener und frecher hervortretende Unglaube der neuesten Zeit wird vielleicht deren noch manche hervorrufen. Am bekanntesten ist in den letzten Tagen die Secte der St. Simonisten geworden. Sie hat ihren Namen von dem französi-

schen Grafen St. Simon (geboren 1760, gestorben 1825.). Von ihm erzählt einer seiner Jünger: „Er hatte einen Augenblick zu hoffen aufgehört, er erfleht den Tod vom Himmel, will ihn, sucht ihn; seine Hand waffnet sich gegen ihn selbst — und der Blitz durchfurcht seine Stirn! — Aber noch war seine Stunde nicht gekommen, seine Sendung nicht vollbracht; eine religiöse Begeisterung durchdringt ihn; von nun an spricht nicht mehr der Gelehrte, der Industrielle; ein Gesang der Liebe durchströmt den Verstümmelten, der göttliche Mensch thut sich kund, das neue Christenthum ist der Welt gegeben!" Was aber ist das für ein Christenthum? Es ist aus dem ganzen Christenthum nichts als der Name der Liebe herausgenommen, diesem Namen ist aber ein Inhalt gegeben, der dem ganzen Christenthum wieder Hohn spricht. Menschenliebe und Menschenbeglückung soll es sein, und diese soll sich darin zeigen, daß alle Güter, alle Gaben, alle Arbeiten gleich unter den Menschen vertheilt werden. Der St. Simonismus ist die Zerstörung aller göttlichen Ordnung, der Umsturz aller bestehenden Verhältnisse; er kennt nur diese Welt, welche ihm auch der alleinige Gott ist; er setzt den reizenden Fürsten dieser Welt „wieder in seine Rechte ein," das irdische Wohl ist der letzte Zweck seines Strebens, das er nicht auf göttlichem Wege, sondern auf ganz willkührliche menschliche Weise zu erreichen sucht. Er giebt sich für die neue Weltreligion aus, welche weiter nichts als der gemeinste Communismus und Socialismus ist, welche immer aufs neue den Weg zur Revolution und zur Offenbarung des Menschen der Sünde öffnet. Er hat in dem An-

genblicke seines ersten Auftretens großes Aufsehn gemacht, und hat viele begeisterte Anhänger gefunden, aber er hat sich in den allgemeinen communistischen und socialistischen Bestrebungen verloren, so daß von ihm wenig mehr die Rede ist.

15,000 Auflage.

Druck von Friedrich Klöppel in Eisleben.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jedem Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Superint. Westermeier in Biere bei Magdeburg, unter der innerhalb der preußischen Staaten portofreien Rubrik: „Angelegenheiten des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland." Unter derselben Aufschrift sind bei dem genannten Geschäftsführer auch nachfolgende Schriften zu bestellen, welche in der Niederlage der Schriften des christlichen Vereins zu Eisleben, in Pappe gebunden, unter beistehenden Preisen vorräthig sind:

	Rℓ.	Sgr.	₰
Hauspostille. 5 Bde.	1	—	—
Epistelpredigten. 3 Bde.	—	20	—
Kirchengeschichte. 7 Bde.	2	—	—
Offenbarungen Gottes in Geschichten des A. T.	—	12	—
Leben Jesu	—	12	—
Die heilige Passion	—	6	—
Weckstimmen in bibl. Betrachtungen auf alle Tage. 3 Bde.	—	12	6
Andenken an den heiligen Tag der Confirmation	—	1	—
Lehrkatechismus	—	3	—
Lernkatechismus	—	2	—
Evangelisches Kirchengesangbuch	—	10	—
Krankenbuch	—	3	—
Die Pforte. 2 Bde.	—	10	—
Vesperglocke	—	5	—
Gebetbuch	—	6	—
Beicht- und Communionbüchlein	—	2	6
Biblische Andachten. 2 Bde.	—	6	—
Die Frage: Was fehlt mir noch?	—	3	—
Christliche Unterhaltungen	—	5	—
Bethanien	—	1	6
Der Prophet Jeremia	—	7	6
Geschichte der französischen Revolution	—	5	—
Des Glaubens Trost	—	5	—
Der Friedensbote	—	4	—
Neuer christlicher Kinderfreund	—	7	6
Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz	—	5	—
Trostbüchlein	—	3	—
Geschichte der deutschen Freiheitskriege	—	8	—
Weisungen zur Wahrheit in Gedichten	—	2	6
Missionsbüchlein. 2 Bde.	—	3	6
Geistlicher Rathgeber für Kranke und Sterbende	—	3	—
Deutscher Volksspiegel. 2 Bde.	—	10	—
Der evang. Glaube, dargestellt und vertheidigt in Briefen	—	5	—
Auslegung der Epistel Pauli an die Colosser	—	6	—
Kamerad Hechel	—	4	—
Beata Sturm	—	4	—
Das Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi	—	6	—
Kleiner Liederschatz	—	1	—
Das himmlische Jerusalem	—	5	—
Der Finger Gottes	—	4	—
Die Urgeschichte des Menschengeschlechts	—	4	6
Ein Wildling	—	3	6
Molleri Praxis evangelica. 3 Bde.	1	—	—
Fluch und Segen	—	3	6
Der heilige Advent	—	5	—
Das menschliche Leben. 1r Bd.	—	6	—
Confirmationsscheine, diverse, 100 Stück	—	15	—

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um $33\frac{1}{3}$ % erhöheter Ladenpreis ein. Ebenso erhöhen Portoauslagen, wo sie nöthig werden, in unbestimmter Weise den Preis.

Geschichte
der
christlichen Kirche.

Herausgegeben
von
dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Siebenter Band,
welcher die Geschichte der römisch-katholischen Kirche seit der Reformation und der Kirche des Morgenlandes enthält.



Zweite Auflage.

1858.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze zu Leipzig.

Die
römisch- und griechisch-katholische Kirche
seit der Reformation.

Herausgegeben
von
dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland.

Siebenter Band.



Zweite Auflage.

1858.

Verlegt durch den christlichen Verein und zu haben in der Niederlage seiner Schriften bei August Klöppel in Eisleben, wie auch bei G. E. Schulze zu Leipzig.

Vorwort
zur ersten Auflage.

Endlich können wir den verehrten Mitgliedern des christlichen Vereins den Schluß eines Werks übergeben, das schon vor einer ganzen Reihe von Jahren begonnen wurde. Vielleicht hätte es schon eher beendigt werden können, wenn es nicht rathsam gewesen wäre, für das Interesse der unmittelbaren Erbauung andere Schriften dazwischen erscheinen zu lassen. Wir sagen dem Herrn aber nun aus dem gerührtesten Herzen Lob und Dank, daß er Leben, Gnade und Kraft verliehen, die Arbeit zu Ende zu bringen. Ueber die Ausführung des Unternehmens mögen verschiedene Urtheile gefällt werden. Einige hätten lieber eine kürzere Kirchengeschichte gehabt, andere eine noch ausführlichere. Es war aber von Anfang an unser Plan, eine mehr ins Einzelne gehende Darstellung zu geben, weil wir nur sie für eigentlich instructiv halten, und überdieß wir an kürzern Werken dieser Art keinen Mangel haben. Wenn aber manche eine noch größere Ausführlichkeit, namentlich auch in dem vorliegenden Bande, wünschten, so geben wir zu bedenken, daß ein zu bändereiches Werk am Ende gar nicht gelesen und gebraucht werden möchte. Andere Ausstellungen an unserer Arbeit lassen wir uns gern gefallen, denn niemand fühlt die Unvollkommenheit derselben mehr, als wir selbst. Es gereicht uns aber zur Beruhigung, daß der Herr in sofern sich zu derselben in Gnaden bekannt hat, als unsere Kirchengeschichte je länger, je mehr doch ihre Leser gefunden. Seinen treuen Händen übergeben wir nun das

unter seinem Beistande vollendete Werk mit der Bitte, daß Er es zu seines Namens Ehre ferner gebrauchen möge. Namentlich wolle Er geben, daß in allen Lesern des Buchs die Ueberzeugung unerschütterlich befestigt werde, daß die Kirche Christi ein Bau ist, der auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden wird, daß zu allen Zeiten eine Gemeinde der Heiligen bestanden, welche das Heil Jesu Christi treu bewahrt, daß der lebendige Glaube an Jesum Christum unter den wechselnden Bildungen und Formen der Zeit stets den Sieg behalten hat, und daß darum nur Eines, ja nur Eines noth thut, eben dieser lebendige Glaube. Kommt diese Ueberzeugung zur allgemeinen Herrschaft, so werden wir einerseits Trost und Muth behalten bei dem Blick auf die furchtbare und mächtige Feindschaft, die in unserer Zeit sich gegen die Kirche Christi von allen Seiten erhebt, und anderseits das Ziel nicht aus dem Auge verlieren, wovon wir allein die Beilegung der unseligen Streitigkeiten erwarten, welche auch die lebendigen Glieder der Kirche zum Triumph der Feinde jetzt trennen. Ja, Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit! Ihm allein die Ehre! Amen.

Geschrieben am 26. Juni 1851.

Westermeier.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die römisch katholische Kirche des Abendlandes seit der Reformation.

Erster Abschnitt.

Die Päpste.

Zweiter Abschnitt.

Das Mönchsthum.

Dritter Abschnitt.

Streitigkeiten in der römisch katholischen Kirche.

Vierter Abschnitt.

Ausbreitung der katholischen Kirche.

Zweite Abtheilung.

Die Kirche des Morgenlandes.

Erste Abtheilung.

Die römisch katholische Kirche des Abendlandes seit der Reformation.

Erster Abschnitt.

Die Päpste.

Die eigentliche Kraft der römisch katholischen Kirche beruhet nicht sowohl in ihrer Lehre, als in der Festigkeit ihrer Verfassung, und diese wieder hat ihre vornehmste Stütze in dem Papstthum. Wenn das Papstthum einmal gänzlich fallen sollte, wird die römisch katholische Kirche auch ihrem Ende nahe sein. So furchtbare Stöße das Papstthum daher auch schon vor der Reformation, noch mehr aber nachher erlitten hat, so ist es doch von der katholischen Kirche immer erhalten worden und hat selbst stets neue Versuche gemacht, das, was es von seiner Macht verloren hatte, wieder zu erlangen. Wenn wir daher die Geschichte der römisch katholischen Kirche in dem angegebenen Zeitraume nun erzählen wollen, so müssen wir vor allem das Papstthum, diese Hauptstütze derselben, ins Auge fassen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Papst-

thum seit der Reformation ein ganz anderes Bild gewährt, als das frühere. Als das Oberhaupt der gesammten abendländischen Christenheit entschied der Papst meist auch die äußern Geschicke der Fürsten und Völker. Nachdem aber ein großer Theil derselben von seiner Herrschaft sich losgerissen hatte, greift er zwar in die Kämpfe, welche unter den Fürsten und Staaten sich um das europäische Gleichgewicht erheben, als Besitzer ein weltlichen Herrschaft auch ein; aber sein Ansehn ist nicht mehr entscheidend, und es werden jetzt ernstliche Versuche gemacht, ihn seiner weltlichen Herrschaft ganz zu entkleiden, ja selbst seine geistliche Oberhoheit erfährt Angriffe, denen er theilweise unterliegt.

Es ist nicht Beruf der Kirchengeschichte, die äußern Kriege und Kämpfe der Päpste zu beschreiben; es ist hier genug, im Allgemeinen nachzuweisen, welche Veränderungen allmählig die päpstliche Herrschaft erlitten, und einzelne Päpste hervorzuheben, deren Persönlichkeit und Schicksal von besonderm Einfluß auf die Kirche gewesen sind.

§. 1. Die Päpste des sechszehnten Jahrhunderts.

Die Päpste, welche Leo X., der die Reformation vergebens aufzuhalten suchte, folgten, sahen sich durch die Macht Carls V., der einen von ihnen (Clemens V.) auch einmal in der Engelsburg einschloß, und die Stimmung der damaligen Zeit zu manchen Zugeständnissen gezwungen, unter denen die Berufung der Kirchenversammlung zu Trident das vornehmste war. Die Päpste fürchteten diese Kirchenversammlungen, weil sie durch sie ihr oberherrliches Ansehn bedroht glaubten; und, nachdem

endlich 1551 das Concil zu Trident doch eröffnet war, gerieth es mehre Male durch Schuld der Päpste ins Stocken, so daß es erst 1563 zu Ende gebracht wurde. Die Beschlüsse des Concils waren aber am Ende dem päpstlichen Ansehn doch nicht so gefährlich. Nur in Betreff der Kirchenordnung und Kirchenzucht wurden etliche Verbesserungen gemacht; die bisherige Lehre aber der katholischen Kirche, wie die Stellung des Papstes blieb im Ganzen unverändert; in schwierigen Punkten drückte man sich unbestimmt aus, und besonders dadurch war nun die Macht des Papstes sicher gestellt, daß ihm das Recht der Auslegung der Beschlüsse des Concils zuerkannt wurde, denn er konnte sie ja nun immer zu seinen Gunsten erklären. Es versteht sich von selbst, daß die Protestanten in dieser Kirchenversammlung gänzlich verdammt wurden. Dennoch fühlte man, daß man sich ihnen gegenüber zusammen nehmen müsse. Viele Päpste ließen sich daher die Einführung einer strengen Kirchenzucht angelegen sein. So Paul IV. (1555—59.). Er hielt die Geistlichen zum fleißigen Predigen an, und that es selbst. Auch verbot er jenen, Geld für die Messen zu nehmen. Um aber auch der eindringenden Ketzerei zu wehren, brachte er die Inquisition wieder in Gang. Obwohl im Ketzerhaß König Philipp II. von Spanien sehr ähnlich, gerieth er doch mit diesem in Krieg, und sehr bezeichnend für den in der katholischen Kirche herrschenden Geist ist es, daß Herzog Alba, nachdem er den Papst überwunden, ihm den Pantoffel küßte und versicherte, er habe nie eines Menschen Angesicht mehr gefürchtet, als das des heiligen Vaters. Uebrigens sagte die

Strenge des Papstes dem römischen Volke gar nicht zu, denn nach seinem Tode zertrümmerte es seine Bildsäule und zündete das Gebäude der Inquisition an. Dadurch gewitzigt, zog sein Nachfolger, Pius IV., mildere Saiten auf, der zugleich der erste Papst war, welcher im Gefühl der veränderten Zeitumstände es förmlich aufgab, die Fürsten beherrschen zu wollen. Dessen Nachfolger, Pius V., trat indessen wieder in die Fußstapfen Pauls IV. Er war von ganz geringer Herkunft. Schon in seinem vierzehnten Jahre ging er in ein Dominikanerkloster und ergab sich da mit Leib und Seele der Armuth und Frömmigkeit, die sein Orden von ihm forderten. Von seinem Almosen behielt er nicht einmal so viel, um sich einen Mantel anzuschaffen, und als er schon höhere kirchliche Stellen einnahm, reisete er nie anders, als zu Fuß und seinen Sack auf dem Rücken. Diese Sittenstrenge behielt er auch als Papst bei. Er hielt die Fasten in ihrem vollen Umfange, erlaubte sich kein Kleid von feinerem Zeuge, hörte alle Tage die Messe, und das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Prozessionen sah, baarfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit, mit langem schneeweißen Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es niemals gegeben, sie erzählten, sein bloßer Anblick habe die Protestanten bekehrt. Dabei war er leutselig, aber von unerbittlicher Strenge gegen Verbrecher und Ketzer, die er auch blutig verfolgte, denn das liegt ja einmal in dem Wesen dieser äußerlichen Frömmigkeit, insbesondere der päpstlichen, daß sie hart, unduldsam, selbst grausam ist. Von denselben Gesinnungen war Gregor XIII. (1572

—85.) erfüllt, der beiläufig den Kalender verbesserte, dann aber auch, selbst streng in Sitten, ein solcher Feind der Protestanten war, daß er eine Bulle erließ, durch welche nicht allein alle Ketzer, sondern auch alle Beschützer derselben jeden Ranges und Standes, so wie alle, die sich den geistlichen und weltlichen Herrschaftsrechten des römischen Stuhles in irgend einer Weise zu entziehen gesonnen wären, feierlich verdammt wurden. Als er starb, sah er auf gen Himmel und rief: „Du wirst aufstehen, Herr, und dich Zions erbarmen!"

Sein Nachfolger, Sixtus V., (1585—1590) ist gleich ausgezeichnet durch die merkwürdigsten Lebensschicksale, wie durch eine umfassende und eingreifende Thätigkeit. Sein Vater war ein armer Pächter, und ihm träumte einst, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen werde. Es ließ sich freilich erst nicht so an; die Eltern sahen sich in ihrer Armuth genöthigt, den Sohn zu ihren ländlichen Geschäften zu gebrauchen, namentlich mußte er das Vieh hüten. Aber ein Verwandter, der dem Franziskanerorden angehörte, nahm sich dann doch seiner an; er bewirkte es, daß er die benachbarte Schule der geistlichen Väter besuchte; da bekam er denn sein Stück Brot mit auf den Weg, das er an einem Brunnen, der ihm den Trank zu seiner spärlichen Mittagskost bot, verzehrte. Mit dem zwölften Jahre trat er förmlich in den Orden; hier saß er oft, ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Scheine einer Laterne im Kreuzgange des Klosters, oder bei der Lampe, die vor dem Allerheiligsten in der Kirche brannte, mit seinem Buche. Bereichert mit Kenntnissen erlangte er dann bald

ein geistliches Amt. Im Jahre 1552 hielt er mit großem Beifall die Fastenpredigten in Rom. Da geschah es einst, daß er auf der Kanzel einen Zettel fand, auf welchem die Hauptsätze seiner bisherigen Predigten verzeichnet waren, und neben jedem stand mit großen Buchstaben: du lügst. Er hatte aber Geistesgegenwart genug, sich nichts davon merken zu lassen und seine Predigt ruhig fortzuhalten; nachher aber schickte er den Zettel in die Inquisition. Bald erschien der damalige Großinquisitor selbst bei ihm. Schon der bloße Anblick des allgemein gefürchteten Mannes mit den strengen Braunen, den tiefen Augen und scharfen Zügen erschreckte ihn; er mußte eine scharfe Prüfung aushalten; als der Großinquisitor aber bei derselben in ihm einen Gleichgesinnten erkannte, fiel er ihm um den Hals, und durch den Einfluß des mächtigen Mannes stieg er bald zur Würde eines Bischofs und dann eines Kardinals empor. Es wird erzählt, um die übrigen Kardinäle zu täuschen, sei er gebückt am Stabe einhergeschlichen; diese hätten dann den Kränklichen zum Papste gewählt, damit er bald einem von ihnen wieder Platz mache; nachdem er aber seinen Zweck erreicht, habe er sich in seiner vollen Manneskraft gezeigt; denn nur so lange habe er sich, nach seinem eignen Geständnisse, gebückt, als er die Schlüssel Petri gesucht, jetzt aber, nachdem er sie gefunden, habe er das Haupt wieder aufgerichtet. Doch ist die Erzählung nicht genug verbürgt; eine Thatsache aber ist es, daß er 1585 den päpstlichen Stuhl wirklich bestieg. Er hat darauf die päpstliche Regierung mit großer Kraft geführt; er hat das Land von Räubern gereinigt, gegen welche er eine uner=

bittliche Strenge anwandte, hat große Bauten aller Art unternommen, und die sogenannte Vatikanische Bibliothek in die höchste Aufnahme gebracht. Im weltlichen Regiment hat er sich größer gezeigt, als in der Regierung der Kirche. Er war freieren Geistes, als seine Vorgänger, ist doch aber, wie sie, ein entschiedener Feind der Reformation gewesen. Schon früher waren Verzeichnisse von den Büchern veranstaltet worden, welche kein Katholik lesen sollte; jetzt wurden auch aus sonst beifälligen Schriften die Stellen ausgemerzt, welche dem päpstlichen Aberglauben Gefahr drohend schienen; die Inquisition spürte den Ketzern fortwährend nach und Sixtus stellte Freudenfeste wegen der Pariser Bluthochzeit an.

In einer Zeit, wo es galt, die päpstliche Macht innerlich zu heben, erhielt diese eine vorzügliche Stütze durch einige ausgezeichnete Männer, welche durch eine in ihrer Art sehr anerkennenswerthe Thätigkeit die Kirche und ihren Regierer mit neuem Glanz umgaben. Es ist zuerst Carlo Borromeo. Er wurde 1538 auf dem Stammschlosse seiner erlauchten Ahnen zu Arona am Langensee (Lago maggiore) geboren und zeichnete sich schon im zarten Alter durch hohen Ernst aus. Er mied die Spiele seiner Genossen und übte sich in der Einsamkeit im Messelesen, wie er denn auch schon als Kind den Priesterrock trug. Sein mächtiger Oheim, Papst Pius IV., machte ihn schon im zwei und zwanzigsten Jahre seines Alters zum Kardinal und Erzbischof von Mayland. Als solcher entsagte er allem äußern Prunke, trug nur wollene Kleider und einmal in der Woche genoß er nur Wasser und Brot und ein paar Feigen; auch kasteiete und geißelte er sich. Drei Vier=

theile seiner Einkünfte gab er für fromme Zwecke weg, und es war in seiner weitläufigen Diöcese kein Ort, den er nicht zwei bis drei Male besucht hätte. Da in den angrenzenden Theilen der Schweiz die Reformation sich je länger, je mehr verbreitet hatte, wurde der glaubenseifrige Erzbischof vom Papste ersehen, diesem vermeinten Uebel kräftig entgegen zu wirken. Er unterzog sich dem Auftrage mit der größten Selbstverleugnung. „Ueberall," erzählt ein katholischer Schriftsteller, „ging der heilige Prälat hin, seine verlornen Schäflein in den Felsenklüften und den unzugänglichsten Orten aufzusuchen. Den größten Theil der Reise war er genöthigt zu Fuß zu machen, und durch den Schnee sich Bahn zu brechen; öfter mußte er sich der Steigeisen bedienen, um über die abschüssigen Felsen wegzukommen. Aber mit Vergnügen ertrug er Hunger und Frost, Durst und Anstrengung, und bei einem Stückchen schwarzen Brotes, einer Hand voll Schneewasser und einigen Kastanien dachte er auf das Heil der anvertrauten Seelen." Er unterrichtete die armen Hirtenkinder selbst, besetzte die geistlichen Stellen mit würdigen Priestern, gewann sich alle Herzen durch seine Leutseligkeit und stiftete unter den katholischen Ständen eine engere Verbindung, den sogenannten goldenen oder Borromeischen Bund, wodurch allerdings die Trennung zwischen Katholiken und Protestanten geschärft wurde. Wenn nach unserer Meinung der eifrige Erzbischof bei seiner Feindschaft gegen die sogenannte protestantische Ketzerei sich auch im Irrthum befand, so können wir doch nicht verkennen, daß er nach dem Maße seiner Erkenntniß redlich an der Verbesserung der Zustände seiner Kirche arbeitete. Das

war aber denen gar nicht recht, welche alles beim Alten lassen und in ihren Sünden fortfahren wollten. Von diesen hatte er daher auch viel Feindschaft zu erdulden, und diese ging so weit, daß einst, als er bei Nachtzeit in seiner Kapelle die Hausandacht verrichtete, von einem Mönche ein Flintenschuß auf ihn losgefeuert wurde. Merkwürdig genug stimmte gerade in demselben Augenblicke der Sängerchor die Worte an: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ Gleich verstummte die Musik, alles gerieth in Bewegung; der Erzbischof war durch den Schuß glücklicher Weise nur gestreift, befahl den Aufgestörten ihre Sitze wieder einzunehmen und setzte in der größten Seelenruhe seine Andacht fort. Von allen Seiten liefen Glückwünsche über diese augenscheinliche Lebensrettung von höherer Hand ein; das Ansehn des Bischofs stieg höher, als je. Bald darauf kam eine Pest ins Land; da war er immer unter den Ersten, die ihr Leben zu Hilfe der Kranken einsetzten. Sein Körper unterlag endlich den ungeheuren Anstrengungen, denen er sich aussetzte; schon im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters endete er 1584. Sein Leben war ein wunderbares Gemisch von hingebendem Liebeseifer und abstoßender Härte gegen die vermeintlichen Ketzer, von freiem Reformationsgeiste und blinder Unterwerfung unter die Satzungen seiner Kirche und deren sichtbares Oberhaupt. Nie empfing er ein päpstliches Schreiben anders, als mit entblößtem Haupte.

Aehnlich in hingebendem Eifer, aber innerlich tiefer bewegt war Franz von Sales. Er war 1567 im Savoyischen geboren. Auch er hatte schon

in frühester Kindheit viel mehr Gefallen am Gebet, als am Spielen. In einer entscheidenden Stunde legte er vor dem Angesichte der heiligen Jungfrau das Gelübde ewiger Keuschheit ab und in ihr glaubte er die Retterin aus der tiefen Schwermuth, welche sein Gemüth befallen, zu erblicken. Obwohl seine Eltern ihn zu einem weltlichen Stande bestimmt, ihm auch schon eine Braut ausersehen hatten, ward er doch, zum Leidwesen dieser, Priester und vom Papste zum Propste in Genf gemacht. Da hier durch Calvin die Reformation die größten Erfolge hatte, so erhielt er den Auftrag, dem Fortschritte derselben auf alle mögliche Weise entgegenzuwirken. Er that dieß mit demselben Eifer, wie Borromeo. Auch er unternahm die beschwerlichsten Reisen in die entlegensten Oerter, und in einer päpstlichen Bulle wird gerühmt, daß er nicht weniger als 72000 Ketzer bekehrt habe. Sein Eifer gegen diese verführte auch ihn zur Härte; jedoch war Liebe und Sanftmuth das vorzüglichste Mittel, wodurch er auf die Herzen einzuwirken suchte. Ein Kardinal sagte: durch Gründe getraue er sich jeden Ketzer in der Welt zu widerlegen; aber da, wo es auf wahre Bekehrung ankomme, müßte er die Sanftmuth eines Franz von Sales besitzen. Auch er wandte, wie Borromeo, seine Einkünfte zu frommen Zwecken an, so daß er selbst Mangel litt. Als ihn die Herzogin von Savoyen zu ihrem Almosenier ernannte, wollte er die hohe Stelle nur unter der Bedingung übernehmen, daß er bei seiner Heerde bleiben und keine Besoldung beziehen dürfe. Beides wurde ihm zugestanden; als aber die Herzogin ihm einen sehr kostbaren Diamant gab mit der Bedingung, daß er

ihn aus Achtung für sie behalte, erwiederte er: „So lange, bis ihn die Armen nöthig haben." „In diesem Falle," sagte die edle Frau; „mögt ihr ihn versetzen, und ich werde ihn für euch wieder lösen." „Ich fürchte," sprach Sales, „der Fall möchte sich oft ereignen, und ich am Ende eure Güte mißbrauchen." Franz von Sales starb 1622 und er ist besonders berühmt geworden durch seine Schriften, vornämlich durch seine „Einleitung zum andächtigen Leben," welches Buch, einer edlen Mystik voll, der berühmten Schrift des Thomas a Kempis: „Von der Nachfolge Christi" an die Seite gesetzt werden mag. Es sagt ein Schriftsteller davon: Sales Mystik ist die reine Herzensmystik, und wenn sie auch an Kraft und Tiefe der Gedanken der deutschen Mystik nachstehet, so übertrifft sie sie wieder an Zartheit und Innigkeit.

§. 2. Mancherlei Angriffe auf die päpstliche Macht.

In Italien hatte sich die päpstliche Macht immer noch am stärksten behauptet, da die Reformation hier keinen weit greifenden Eingang fand. Aber selbst hier erlitt sie jetzt doch manchen Stoß. Unter andern trat ein venetianischer Mönch Paolo Sarpi offen gegen den Papst auf. Er war ein tiefblickender Geist und besaß ungewöhnliche Kenntnisse, besonders in der Naturwissenschaft. Wenn jetzt mancher meint, eine genaue Kenntniß dieser mache den unbedingten Glauben an die Bibel unmöglich, so lieferte Sarpi wenigstens den Beweis vom Gegentheil. Er hatte angefangen, die Stellen der Schrift, die ihm besonders merkwürdig waren, zu unterstreichen, und siehe da! bald fand sich keine

Stelle mehr, die nicht unterstrichen war. Er lernte aber aus der Schrift, daß die Päpste sich viel zu viel Macht anmaßten. Als nun der Papst Paul V. 1606 das Interdict über die Republik Venedig verhängte, weil sie sich von ihm ihre alten Rechte nicht wollte entwinden lassen, trat er kühn als Vertheidiger derselben gegen den Papst auf. Dieser that ihn dafür in den Bann, überdieß wurde er von Banditen überfallen, die ihm funfzehn Dolchstiche beibrachten. Er erholte sich aber wieder; und der Papst erlangte nichts durch alle Gewaltstreiche, die er sich erlaubt hatte.

In Deutschland war es besonders der endliche Verlauf des dreißigjährigen Krieges und die Beschlüsse des Westphälischen Friedens, welche der päpstlichen Macht eine sehr empfindliche Beschränkung zufügten, und vergebens erklärte Papst Innocenz X. in einer Bulle alle dem katholischen Glauben nachtheiligen Bestimmungen dieses Friedens für nichtig.

Nicht minder erlitt in Frankreich die päpstliche Herrschaft etwas später eine gefährliche Erschütterung. Hier übten die Könige seit längerer Zeit das Recht aus, während der Erledigung eines Bisthums, bis der neugewählte Bischof den Huldigungseid geleistet hatte, die geringern geistlichen Stellen zu besetzen, und die Einkünfte des Bisthums in ihrem Namen verwalten zu lassen. König Ludwig XIV. übte dieß Recht aber ohne Weiteres auch in den Provinzen aus, die er neu erworben hatte. Dagegen thaten erst zwei ehrwürdige Bischöfe Einspruch; da diese aber von dem Könige eine üble Behandlung erfuhren, wandten sie sich klagend an den

Papst. Der König erwartete nun nichts Gutes, und um jedem Eingriff zuvorzukommen, berief er 1681 nach Paris eine Versammlung der französischen Geistlichkeit, welche 1682 folgende vier Sätze bekannt machte, welche eine so große Berühmtheit erlangt haben: 1) Die Gewalt des Papstes erstreckt sich nur auf geistliche, nicht auf weltliche Dinge; insonderheit kann ein König auf keine Weise durch den Papst entsetzt werden. 2) Auch die geistliche Gewalt des Papstes ist dem höchsten Ansehn der allgemeinen Kirchenversammlungen untergeordnet. 3) Die alten, namentlich auch die alten französischen Kirchengesetze, bestimmen die Ausübung der päpstlichen Gewalt in Rechtssachen. 4) Der Papst hat zwar die höchste kirchliche Entscheidung in Glaubenssachen; sein Urtheil aber ist nur dann als unfehlbar anzusehen, wenn die Uebereinstimmung der ganzen Kirche hinzukommt. Da diese Sätze, wie richtig sie an sich auch sein mochten, die bisherige Macht des Papstes aufs empfindlichste beeinträchtigten, so erklärte Papst Innocenz XI. (1676—1689) die Beschlüsse der Versammlung für nichtig, und als eine bewaffnete Macht vor Rom erschien, sprach er: „Sie kommen mit Roß und Wagen, wir aber wollen wandeln im Namen des Herrn," und wich keinen Finger breit. Seine Nachfolger blieben auf seinem Sinn. Sie weigerten sich, die erledigten Bisthümer zu besetzen; und da man doch nicht wagte, die Bischöfe ohne den Papst zu weihen, so wuchs am Ende die Zahl dieser Bisthümer so an, daß das ganze kirchliche Wesen in Unordnung gerieth, und in Folge dessen, ohne daß es der König hindern konnte, die französische Geist-

lichkeit 1693 den Papst in einem demüthigen Schreiben um Verzeihung bat. So hatte denn der Papst hier für den Augenblick gesiegt; doch war der Sieg im Ganzen sehr zweifelhaft; denn es fand sich in Frankreich noch immer eine sehr starke Parthei, welche fest bei jenen Sätzen beharrete, sie auf alle Weise vertheidigte, und als den Freiheitsbrief der französischen Kirche ansah. Dessenungeachtet gab dieser Erfolg sonderlich Papst Clemens XI. (1700—1721) Muth, die alte päpstliche Herrschaft im ganzen Umfange wieder herzustellen. Er gerieth darüber besonders mit Kaiser Joseph I. von Deutschland, dem Herzog von Parma und Savoyen in einen langen Streit, dessen Ausgang es doch klar machte, daß die Zeit eine andere geworden sei. Einer seiner Nachfolger konnte es auch nicht durchsetzen, daß die Heiligsprechung Gregors VII. anerkannt wurde; man hatte damit thatsächlichen Widerspruch gegen die Grundsätze eingelegt, welche dieser Papst bei seiner Regierung befolgt hatte. Dadurch geschreckt, mäßigte Benedict XIV. (1740—1758) eine Weile seine ehrgeizigen Ansprüche, söhnte sich mit den auswärtigen Regierungen aus, und wandte vielmehr allen Fleiß an, durch tüchtige Ausbildung der Geistlichen die innere Kraft der Kirche zu heben. Doch sein Nachfolger verließ diese Bahn gleich wieder, und nahm sich, um die päpstliche Macht zu stärken, der Jesuiten sehr eifrig gegen die portugiesische Regierung an, welche bittere Klage über diese schon lange geführt hatte und sie nicht mehr im Lande dulden wollte. Alles Widerstreben des Papstes half nichts; die Jesuiten wurden zu Tausenden aus dem Lande getrieben und dem Papste zuge-

sandt. Da dieser ihre Vertreibung nicht anerkannte, mußten sie sich lange unstät auf dem Meere umhertreiben. Zu gleicher Zeit stand wider den Papst ein deutscher Bischof unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius mit einer heftigen Schrift auf, welche das oberste Ansehn der Kirchenversammlungen gegen die päpstlichen Anmaßungen sehr kräftig vertheidigte. Die Schrift erregte ungemeines Aufsehn, und der Papst war nicht einmal im Stande, seinen Untergebenen zu bestrafen oder zu beschwichtigen. Sein Nachfolger, Clemens XIV., sah sich, da die Klagen über die Jesuiten von allen Seiten sich mehrten, sogar endlich gezwungen, im Jahre 1773 den Orden der Jesuiten ganz aufzuheben. Er starb dafür an Gift, welches ihm wahrscheinlich von den Jesuiten beigebracht war.

Noch viel mehr wurde das päpstliche Ansehn in Deutschland erschüttert durch einen Mann, der für die katholische Kirche dasselbe geworden ist, was Friedrich der Große für die protestantische Kirche war, Kaiser Joseph II. von Oestreich. Die zu seiner Zeit eben aufkeimende Aufklärung hatte auch ihn ergriffen, aber er war kein Freigeist, wie Friedrich, daß er die Religion dem Volke gänzlich Preis gegeben hätte. Er befahl unter andern, daß diejenigen, welche keinem bestimmten Glaubensbekenntniß angehören wollten, des Landes verwiesen und mit 24 Prügeln bestraft würden. Aber er war nicht unduldsam gegen die geschichtlich begründeten christlichen Bekenntnisse; die Bekenner des evangelischen Glaubens erhielten denselben Schutz, wie die Katholiken. Er selbst war Katholik, und hatte er auch für seine Person sehr freie Ansichten über

den katholischen Glauben, so erlaubte er sich doch nicht, diesen selbst anzugreifen; es war ihm aber Herzenssache, Mißbräuche und Einrichtungen der katholischen Kirche abzuthun, welche nach seiner Meinung der Erweckung einer wahren und lebendigen Frömmigkeit eher hinderlich als förderlich waren. Es stand ihm darin sein Minister Kaunitz treulich bei. Durchdrungen von dem Gedanken, daß das Papstthum am meisten den Fortschritt der Aufklärung gehindert habe, suchte er seinen Einfluß dadurch zu schwächen, daß er die Bekanntmachung aller päpstlichen Verordnungen ohne seine Einwilligung verbot; und weil die Mönchsorden die vorzüglichste Stütze des Papstthums waren, hob er theils ihre Verbindung mit auswärtigen Obern auf, theils verringerte er sie auch und verwendete die Einkünfte der aufgehobenen Klöster zu Pfarreien, Schulen und Seminarien, die nach seinem Sinne eingerichtet waren. Er sorgte für Bildung des geistlichen Standes, suchte den Gottesdienst zu vereinfachen, führte deutsche Gesänge bei demselben ein, und verbreitete deutsche Bibeln, suchte auch die Prozessionen und den Heiligen- und Reliquiendienst zu beschränken. Gegen diese allerdings sehr starken Eingriffe in das Wesen der katholischen Kirche that zuerst der Erzbischof von Wien Einspruch, aber vergebens. Als der Papst Pius VI. (1774—99) von den unerhörten Neuerungen des Kaisers hörte, fühlte er freilich wohl, daß mit Bannflüchen nichts mehr auszurichten sei; er wandte daher erst alle Mittel der gütlichen Ueberredung und ernsten Warnung an; als aber diese nicht fruchten wollten, dachte er durch seine Persönlichkeit das Herz des Kaisers zu bezwingen, und bei

den Völkern jenseits der Alpen durch seine Gegenwart die dahinsterbende Ehrfurcht gegen den Statthalter Christi wieder zu erwecken, denn er war ein Mann von hoher Schönheit und Beredsamkeit, und ehrgeizig genug, von diesen Eigenschaften Entscheidendes zu erwarten. Er unternahm daher im Jahre 1782 eine Reise nach Wien. Er trat hier mit dem größten Glanze auf. Er erschien unter dem Volke mit der von Edelsteinen strahlenden Krone auf dem Haupte, in langem weißen halbdurchwirkten Gewande, unaufhörlich den Segen sprechend über die Tausende, die ihm nahten, um ihm den Pantoffel zu küssen. Er veranstaltete die prachtvollsten Aufzüge, las die Messe, wobei alles aufgeboten wurde, was die Sinne bezaubern konnte. Auch weihete er viele tausend Rosenkränze und sicherte denen einen vollkommenen Ablaß zu, welche einen solchen noch auf dem Sterbebette beten würden. Gleicher Weise bot er alle Tage etliche Stunden den Pantoffel zum Küssen für Einheimische und Fremde dar, und alle Damen, welche des Volksgewühls halber nicht zu dieser Gnade gelangen konnten, ließen sich denselben ins Haus bringen. Der Papst fand also Verehrung genug bei dem Volke; der Kaiser nahm ihn auch mit vieler Zuvorkommenheit auf; aber das war auch alles, was er ihm gewährte. Nur ein Mal ließ sich der Kaiser mit dem Papste in eine Unterredung über die kirchlichen Verhältnisse ein; sonst verwies er ihn immer an seinen Minister Kaunitz. Zwar stattete der Kaiser dem Papste noch einen Gegenbesuch in Rom ab, ließ sich im Uebrigen aber nicht in der weitern Ausführung seiner kirchlichen Verbesserungspläne stören.

Da diese jedoch, wie der Empfang des Papstes bewiesen hatte, lange noch nicht Wurzel genug in der Gesinnung des Volkes fanden, so hatten sie am Ende doch keinen rechten Erfolg; sie gingen unter in mancherlei Volksempörungen, und es zeigte sich aufs neue, daß mit luftigen Aufklärungsideen ohne Berücksichtigung der wirklichen Zustände und Bedürfnisse des Volks nichts auszurichten sei.

Aehnlich ging es mit einem Unternehmen der Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg gegen die Oberherrlichkeit des Papstes. Diese wollten zwar den Papst noch als Oberhaupt der Kirche anerkennen, zugleich aber seine Uebergriffe in die bischöfliche Gewalt nicht mehr gestatten. Diese sollte in ihrer alten Unabhängigkeit dastehen, und vermittelst derselben sollte eine möglichst unabhängige deutsche Nationalkirche hergestellt werden. Weil die genannten Erzbischöfe im Bade Ems ihre dahin zielenden Verhandlungen führten, sind ihre 1786 gefaßten Beschlüsse unter dem Namen der Emser Punktation bekannt. Die Erzbischöfe behaupteten sie standhaft gegen den Papst; aber die Ausführung scheiterte an dem Widerstande der Bischöfe, die doch lieber vom Papste, als von den Erzbischöfen abhängig sein wollten.

Eben so wenig dauernden Erfolg hatten die Unternehmungen des Großherzogs Leopold von Toscana, der mit Hilfe des Bischofes Scipio von Ricci in seinem Lande ähnliche Verbesserungen durchführen wollte, wie Joseph; auch hier sollte der Gottesdienst in der Landessprache gehalten, überflüssige Ceremonieen abgeschafft und der Einfluß des Papstes beschränkt werden. Aber dieser verdammte

die neuen Einrichtungen; etliche Geistliche regten den Pöbel auf, und so ging auch hier die Sache wieder zu Grabe.

§. 3. Tiefste Erniedrigung der päpstlichen Macht.

Wenn die oben erzählten Angriffe auf die päpstliche Macht diese wohl geschwächt, aber doch keineswegs vernichtet hatten, so erhob sich doch nun ein Sturm wider dieselbe, welcher sie bis an den Rand des Verderbens führte. Er ging von der französischen Revolution aus. Es ist hier nicht der Ort, auf die Ursachen dieses unseligen Ereignisses, dessen Folgen noch in unsere unglücklichen Tage hineinreichen, näher einzugehen. Sie lagen theils in dem Mißbrauch, der allerdings mit der königlichen Gewalt zu schwerer Bedrückung des Volks in früherer Zeit getrieben war, theils und vornämlich in der ungeheuren Sittenverderbniß und dem Unglauben, der schon so tiefe Wurzeln, zunächst freilich nur erst in den höhern Ständen, gefaßt hatte. Nachdem die Grundsätze allgemeiner Freiheit und Gleichheit ausgesprochen waren, fing man damit an, daß man das religiöse Bekenntniß und den Gottesdienst ganz frei gab; dann wurden die Klöster und Mönchsgelübde aufgehoben als mit der allgemeinen Freiheit unvereinbar, obgleich die rechte Freiheit eben die gewesen wäre, daß man jedem gestattet hätte, ins Kloster zu gehen, oder nicht; ohne Weiteres wurde darauf das Kirchengut für Nationaleigenthum erklärt, denn was galt dem allmächtigen Volkswillen noch als Recht! Die Besoldung der Priester übernahm der Staat, dafür mußten diese den Eid auf die neue Verfassung leisten.

Dem Papste half alles Protestiren nichts; als er aber den Priestern die Leistung des geforderten Eides verbot, so verweigerte der größte Theil derselben diesen auch; in Folge dessen wurden die Widerspenstigen entsetzt und indem an ihre Stelle Menschen traten, welche dem herrschenden Zeitgeiste dienten, war die Kirche ihrer besten Stützen beraubt. Diese Menschen wetteiferten nun auch bald darin, den letzten Rest der Ehrfurcht vor dem Heiligen zu vernichten. Der Bischof von Paris, auch ein solcher beeidigter Priester, Gobet mit Namen, erklärte 1793 öffentlich, nur aus Gehorsam gegen den Willen des Volks sei er auf den bischöflichen Stuhl von Paris gestiegen; aber jetzt, wo die Revolution ihrem Ende nahe, wo keine andere Verehrung mehr Statt finden dürfe, als die der Freiheit und Gleichheit, entsage er seinen Amtsverrichtungen als Diener des katholischen Cultus und lege sein Priesteramt in die Hände des Volkes nieder. Mit prunkenden Worten wurde dieser Triumph der Philosophie und Aufklärung gepriesen und dem Bischof der Bruderkuß und die Jakobinermütze überreicht. Angefeuert durch dieß Beispiel überboten sich nun die übrigen Priester in Versicherungen, daß sie bisher nichts als Thorheiten und Märchen gelehrt und das Volk betrogen hätten. Sie rissen die Zeichen ihres heiligen Amtes, die sie absichtlich zu diesem Zwecke angelegt hatten, sich vom Leibe und traten sie mit Füßen. Auch ein protestantischer Geistlicher sagte, zwanzig Jahre habe er sein Amt bekleidet, er gebe es nun auf, fortan solle das Heiligthum der Gesetze sein Tempel, die Freiheit seine Gottheit, das Vaterland sein Dienst, und die Constitution sein

Evangelium sein. Die Geistlichen selbst veranlaßten die Plünderung der Kirchen; weder Altäre noch Gräber blieben verschont, ganze Frachtwagen, mit Kirchenschmuck, heiligen Geräthen und Glocken beladen, kamen in Paris an; man schmückte Esel mit Bischofsmützen und trug ihnen Patenen und Kelche vor; in der Kirche St. Roch bestieg ein Schauspieler die Kanzel, und forderte mit den größten Gotteslästerungen Gott heraus, sein Dasein zu beweisen, und, wenn er lebe, sich zu rächen. In dumpfer Betäubung sah das Landvolk der Schändung seiner Heiligthümer zu und in knechtischer Todesfurcht bot es sogar hilfreiche Hände. Das geringste Zeichen einer religiösen Handlung war ein Todesverbrechen; man war genöthigt, ein Gebetbuch, ein Heiligenbild, ein Crucifix eben so sorgfältig in die Erde zu verscharren, als Räuber ihren Raub vergraben. Zu Arras wurde eine sechzigjährige Person bloß darum hingerichtet, weil sie gebetet hatte. Einen neuen Gottesdienst beeilte man sich einzurichten. Eine Buhlerin ward halbnackt zur Hauptkirche von Paris auf einem Triumphwagen gefahren, auf den Altar gestellt, und dort mit Räucherungen und Lobgesängen verehrt. Dann ward sie verschleiert und in feierlichem Zuge auf einem mit Eichenlaub umflochtenen Lehnstuhle in die Versammlung der Volksvertreter getragen. Dort redete Chaumette diese so an: „Der Fanatismus ist entlaufen, der Vernunft, der Wahrheit, der Gerechtigkeit hat er seine Stelle überlassen. Bemächtigt haben wir uns der Tempel, die er verließ, und ihnen eine neue Bestimmung gegeben. Geopfert haben wir daselbst der Freiheit, der Gleichheit, der Natur. Nicht eitle

Bilder, sondern ein Meisterstück der Natur haben wir gewählt, um die Natur darzustellen, und dieß heilige Bild hat unser aller Herzen entflammt. Ein einziger Wunsch, ein einziges Gebet ertönte von allen Seiten: „Keine Priester mehr, keine andern Götter, als welche die Natur uns darbietet!“ Sterbliche, hört auf zu zittern vor den ohnmächtigen Blitzen eines Gottes, den eure Einbildung erschuf. Erkennt keine andere Gottheit mehr, als die Vernunft, deren edelstes und reinstes Bild ich euch vorhalte.“ Bei diesen Worten enthüllte er seine Gottheit, und sie erhielt von dem Präsidenten der Versammlung unter lautem Jubelgeschrei den Bruderkuß.

Fortan wurde nach dem Beschlusse der Versammlung die Hauptkirche von Paris dem Vernunftgottesdienste überlassen, und alle Kirchen wurden seitdem die Schauplätze der schamlosesten Auftritte; kein sittsames junges Mädchen war sicher, ergriffen zu werden, um die Göttin der Vernunft in der unzüchtigsten Tracht vorzustellen. Mit der Vernichtung der Religion und Sittlichkeit ging Hand in Hand die Verachtung aller von Gott geordneten Verhältnisse. Was an das Königthum erinnern konnte, ward zerstört, man öffnete die Gräber der Könige und mißhandelte ihre Leichname; es sollte kein Unterschied mehr sein zwischen den Regierenden und Regierten, als der des Alters und Geschlechts; alle Künste und Wissenschaften mögen verloren gehen, wenn nur die Gleichheit bleibt; kein besondres Eigenthum, kein Handel mehr, denn Handel erzeuge Wohlstand, Wohlstand Verderbniß der Sitten, diese Verfall der Republiken. Einer der

Hauptanführer sagte: „Alles ist denen erlaubt, die im Sinne der Revolution handeln. Jeder, der nicht bei dem bloßen Namen von Wohlstand und Ueberfluß sein Blut kochen fühlt, verleugnet die Natur. Handelt groß, nehmt alles, was ein Bürger Ueberflüssiges hat; helft uns große Maßregeln ausführen." Nicht sehr lange darauf (1794) ließ sich der berüchtigte Robespierre indeß wieder anders vernehmen: „Der Gedanke an ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele ist eine ewige Aufforderung zur Gerechtigkeit; er ist also nicht nur social, sondern auch republikanisch." Und in Folge dessen wurde folgendes Decret angenommen: „Das französische Volk erkenne das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele; es erkenne, daß die würdigste Verehrung des höchsten Wesens die Ausübung der Pflichten des Menschen sei; es rechne dazu den Abscheu vor Tyrannei und Bosheit, die Bestrafung der Tyrannen und Verräther, die Unterstützung der Unglücklichen." Es sollten nun 36 Feste veranstaltet werden, um den Menschen an die Gottheit und die Würde seines Wesens zu erinnern: außer dem Feste des höchsten Wesens Feste der Freiheit und Gleichheit, der Menschlichkeit, der Wahrheit, der Schamhaftigkeit, des Heldenmuthes u. s. w. Und dieselben Menschen, welche den früher geäußerten atheistischen Grundsätzen Beifall geklatscht hatten, beeilten sich, den neuen nun auch ihre Anerkennung zu geben, die freilich nicht viel besser waren, als die ersten, denn Gotteslästerung war es ja auch, das Dasein eines höchsten Wesens zu decretiren; und wenn sie so viel von Tugend redeten, so lehrte der Erfolg wohl, was es

damit auf sich habe. Als Robespierre den 8. Juni das beschlossene Fest des höchsten Wesens durch eine hochtönende Rede einleitete, sagte er erst: „Der heutige Tag sei ganz dem Frieden, ganz dem Glücke geweiht.“ Dann aber setzte er zum Schrecken des eben aufathmenden Volkes hinzu: „Morgen wollen wir unsere Arbeiten wieder beginnen und mit erneuter Kraft alle Verräther zu Boden werfen.“ Das war die viel gerühmte Tugend, das die viel gepriesene Verehrung des höchsten Wesens, daß die Blutmenschen unter dem Vorwande der Gerechtigkeit durch immer neue Opfer, die sie zu Tausenden schlachteten, ihre ehrgeizige Herrschaft zu befestigen suchten. Ein neuer Beweis aber, wie ohne den biblischen Glauben aller Eifer für Tugenden ein leeres Geschwätz ist und aller Eifer für Gott nur Trug und Schein. Robespierre redete die Franzosen bei jenem Feste auch noch so an: „Franzosen, ihr bekämpft die Könige, ihr seid also würdig, die Gottheit zu ehren. Wesen der Wesen, du kennst das Werk deiner Hände. Haß gegen die Bosheit und Tyrannei flammt in unsern Herzen neben der Liebe für die Gerechtigkeit und das Vaterland, unser Blut fließt für die Menschheit. Dieß ist unser Gebet, dieß unser Opfer, dieß die Verehrung, die wir dir zollen!“ Es war unmöglich, daß ein so heuchlerisches gotteslästerliches Wesen lange Bestand haben konnte. Robespierre bekam seinen Lohn, wie alle diese Blutmenschen und mußte auf derselben Guillotine sterben, wohin er so viele unschuldige Opfer gebracht hatte.

Im Jahre 1795 wurde die religiöse Meinung, und mit ihr die Religionsübung wieder frei gegeben. Da konnte man gewahr werden, daß der

Glaube in einer höhern Hand steht, und daß er durch keine menschliche Gewalt völlig aus den Herzen gerissen werden kann. Das Volk strömte, besonders im südlichen Frankreich, in großen Schaaren zu den wieder geöffneten Kirchen, so daß bei den Gewalthabern die Besorgniß entstand, es werde mit der Liebe zur alten Religion auch die Liebe zum Königthum wiederkehren. Man dachte daher auf eine Gegenwirkung. Eine neue Religion sollte helfen. Es trat erst eine kleinere Gesellschaft von sogenannten „Freunden Gottes und der Menschen" (Theophilanthropen) im Jahre 1796 zusammen, welche Gott als den „erhabnen Geometer der großen Fabrik des Universums" würdig verehren wollten. Ihre Zahl vermehrte sich, und der Gesellschaft wurden 10 Pfarrkirchen von Paris eingeräumt. Sie hatten einen einfachen Altar, auf dem sie Blumen und Früchte opferten; und an die Stelle der christlichen Feste traten Naturfeste, nach den Jahreszeiten geordnet; die heiligen Sacramente wurden durch empfindsame abentheuerliche Feierlichkeiten ersetzt; und von der Rednerbühne herab hielt man moralische Reden. Die Herrlichkeit dieser neuen Religion dauerte aber nicht länger, als fünf Jahre. Immer mehr regte sich das Verlangen nach der alten Religion; es traten Schriftsteller auf, vor allen Chateaubriand, welche mit dichterischem Geiste die Herrlichkeit des katholischen Glaubens schilderten; und wie ehemals die Religionsspötterei, so ward jetzt in Paris diese Liebhaberei an phantasiereicher Darstellung katholischer Lehren und Gebräuche Mode.

Zu dieser Zeit war nun auch Napoleon als erster Consul schon zur alleinigen Gewaltherrschaft

gelangt, und obwohl ihm selbst jeder Glaube gleich galt, so hielt er doch dafür, daß die Wiederherstellung der alten religiösen Verhältnisse seiner Macht die sichersten Stützen darbiete. Er beschloß daher, das Oberhaupt der katholischen Christenheit für seine Interessen zu gewinnen. Der Papst Pius VI. war den Stürmen der Revolution erlegen. Vergebens hatte er dieselbe mit Bann und Kirchenstrafen bedrohet; die französischen Waffen waren in Italien siegreich gewesen; ein Volksaufstand hatte das päpstliche Gebiet in einen Freistaat verwandelt; den Papst hatte man von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, bis der achtzigjährige Greis in dem französischen Städtchen Valence im Jahre 1799 sein Leben endete, bemitleidet von Feinden und Freunden. Als aber inzwischen Oberitalien beinahe ganz wieder den Franzosen entrissen war, traten die Kardinäle von Venedig zusammen, und erwählten (1800) einen neuen Papst, Pius VII., einen Mann, der den päpstlichen Stuhl mit wahrer Frömmigkeit, mit weiser Mäßigung und christlichem Muthe zierte, Eigenschaften, die freilich unentbehrlich waren in den Kämpfen, welche auch dieses Papstes warteten. Nachdem er mit Hilfe der Oestreicher wieder Besitz von Rom genommen hatte, richtete er sein Streben zuerst auf Milderung der äußern Noth, welche unter den Kriegsunruhen hoch gestiegen war, und dann auf Wiederherstellung der christlichen Ordnung und des päpstlichen Ansehens. Vor allem lag ihm Frankreich am Herzen und sehr erwünscht kamen ihm Napoleons Anerbietungen. Nachdem er standhaft einige ungebührliche Forderungen, die dieser machte, abgewiesen hatte, kam endlich zwischen beiden 1801

ein Concordat zu Stande, welches auch die Genehmigung der gesetzgebenden Versammlung erhielt und schon 1802 allgemein eingeführt wurde. Nach demselben wurde der katholischen Religion wieder die freie und öffentliche Uebung zugesichert; die Erzbischöfe und Bischöfe sollten dem ersten Consul, der sie ernannte, Treue schwören und vom Papste bestätigt werden; sie sollten die Pfarrer ernennen, und die Regierung sie bestätigen; die Kirchen wurden wieder zurückgegeben, der Sonntag und die Hauptfeste der Christenheit wieder hergestellt; jedoch forderte der Papst die Kirchengüter nicht wieder zurück; die Geistlichen, welche geheirathet hatten, wurden auch von seiner Liebe nicht ausgeschlossen, und er ließ es auch geschehen, daß den andern Religionsgenossen, selbst den Juden, gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken zugesichert wurden. Nachdem der Papst nun auch einen Ablaß für alle Sünden der letzt verflossenen Jahre verkündigt, wurde am 18. April 1802 ein allgemeines Dankfest in ganz Frankreich gefeiert, und in derselben Hauptkirche von Paris, wo wenige Jahre zuvor die gräulichsten Entweihungen der Religion unter dem Beifall des Volks Statt gefunden, wurde nun in Gegenwart des ersten Consuls ein feierliches Hochamt gehalten.

Als Napoleon im Jahre 1804 die Kaiserwürde angenommen hatte, glaubte er auch dieser durch die Weihe der Religion einen höhern Glanz geben zu müssen, und forderte daher den Papst nach Paris, um die Krönung zu vollziehen. Die Kardinäle wollten den Papst nicht dahin lassen, weil sie die Reise für eine Erniedrigung hielten; doch entschloß sich der Papst zu einem Dienst, der noch keinem

Fürsten je gewährt, aber auch von keinem je gefordert war. Unter Thränen begann er die Reise mitten im Winter über die Schneefelder der Alpen; aber es zeigte sich auch hier wieder, daß die Gewaltthaten der Revolution doch eigentlich wenig in den Herzen der Menschen verändert hatten, denn schon in Savoyen und noch mehr in Frankreich wurde der Papst mit einer Verehrung, mit einem Jubel empfangen, die alle Erwartungen übertrafen. Als er in Lyon ans Fenster trat, warf sich die auf dem Platze versammelte Menschenmenge zur Erde, um seinen Segen zu empfangen, und in Paris führten die vornehmsten Damen ihm ihre Kinder zu, daß er sie einsegne. Die Krönungsfeierlichkeit ging mit nie gesehenem Glanze vor sich; Napoleon setzte sich und seiner Gemahlin aber selbst die Krone auf, und der Papst durfte das kaiserliche Paar blos salben und einsegnen. Diese päpstliche Einsegnung wußte Napoleon wohl auszubeuten, denn er ließ einen eigenen Katechismus für die französische Jugend anfertigen, der zwar von den Grundlehren der katholischen Kirche nicht eben abwich, aber auch besonders einschärfte, daß jeder, der sich dem vom Papste gesalbten Kaiser widersetze, die ewige Verdammniß erleiden werde und daß der Kriegsdienst für den, welcher den Thron der Kirche wieder hergestellt habe, eine der ersten Pflichten des Christen sei. Indeß hatte der glänzende Empfang, welchen der Papst gefunden, Napoleons Eifersucht schon erregt; er fing an, den Letztern nachlässiger zu behandeln, beschränkte schon seine Freiheit in der Art, daß er nicht alle die Kirchen besuchen durfte, in denen er seine Andacht verrichten wollte, und hielt ihn endlich den ganzen Winter in Paris

zurück. Erst als Napoleon im Frühjahr 1805 nach Italien reisete, erlaubte er dem Papste, ihm zu folgen, verbot aber aufs strengste alle öffentlichen Ehrenbezeugungen, mußte jedoch zu seinem Verdruß gewahr werden, daß man dem Papste mehr Aufmerksamkeit bewies, als ihm selbst.

Durch dieß alles wurde Napoleon klar, daß er seine Macht noch zu theilen habe mit einem gefährlichen Nebenbuhler, und es kam in ihm immer mehr der Plan zur Reife, die päpstliche Macht sich entweder ganz dienstbar zu machen, oder sie zu vernichten. Seine Absicht ging dahin, daß der Papst in Paris seinen Wohnsitz aufschlagen sollte, damit er sein Ansehn und seinen Einfluß auf die katholischen Fürsten und Völker ganz zu seinen ehrgeizigen Zwecken benutzen könne. Da er aber gewahr wurde, daß der Papst hierauf nicht eingehen werde, suchte er denselben durch das Anerbieten eines Schutz- und Trutzbündnisses zu fangen, bei dem er als erste Bedingung die Entfernung aller ihm mißfälligen Gesandtschaftspersonen und die Ausschließung aller englischen Schiffe von den Häfen des Kirchenstaats stellte. Natürlich konnte der Papst darein nicht willigen, weil er sich sonst in einen endlosen Krieg, auch mit Mächten, die ihm nie etwas zu Leide gethan, begeben hätte. Das war Napoleon genug, um zu erklären, der Papst denke wohl, er fürchte die Blitze des römischen Stuhles, und sogleich ließ er, im Februar 1808, 6000 Mann Franzosen in den Kirchenstaat einrücken, welche unter den größten Gewaltthaten das päpstliche Heer auflöseten, und das Kardinalscollegium sprengten. Dann erschien ein kaiserliches Decret, wodurch die päpstlichen Provinzen dem Königreiche Italien ein-

verleibt wurden, und welches erklärte, daß der Kaiser die Schenkung, welche sein erhabener Vorfahr am Reich, Karl der Große, dem päpstlichen Stuhle gemacht habe, zurücknehme, weil sie zum Wohle der Christenheit, aber nicht zum Vortheil der Feinde des Glaubens verliehen sei. Vergebens erinnerte der Papst den Kaiser daran, daß er vor dem Altare den Stab der Gerechtigkeit in seine Hände gelegt, den er nun so schmählich entweihe, daß tausend Jahre rechtmäßigen, ungestörten Besitzes nicht durch einen Federstrich können vernichtet, daß die Besitznahme der päpstlichen Provinzen eine ungerechte Gewaltthat sei, daß er sich und seinen Nachfolgern sein gutes Recht vorbehalte, bis es dem treuen und wahrhaftigen Gott, der mit Gerechtigkeit richte und kämpfe, gefallen würde, ihn wieder einzusetzen. Das kümmerte den Kaiser aber nicht; der Gouverneur von Rom, der sich des Gehorsams gegen die aufgedrungene Gewalt weigerte, wurde in den Kerker geworfen, mehre päpstliche Unterthanen, welche den französischen Gesetzen nicht gehorchen wollten, hingerichtet, der päpstliche Palast mit Wachen besetzt. Da erklärte der Papst dem französischen Befehlshaber: „Es sei dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten gewesen, Schmach auf Schmach zu häufen, Wunden auf Wunden zu fügen, die Würden des sichtbaren Oberhauptes der Kirche mit Füßen zu treten und gegen Unschuldige und Unterdrückte zu wüthen." Doch dadurch wenig geschreckt, vernichtete Napoleon im Jahre 1809 auch noch den letzten Rest der weltlichen Herrschaft des Papstes; er erklärte Rom für eine kaiserliche und freie Stadt, und bewilligte dem Papste ein Jahrgehalt von 2 Millionen

Franken. Der Papst griff noch zum letzten Mittel der Gegenwehr; er sprach den Bann aus über alle Verüber von Gewaltthätigkeiten im Kirchenstaate, mit der Einschränkung jedoch, daß denen, welche er treffe, kein äußerer Schade zugefügt werden solle; auch war kein Name in der Bannbulle genannt. Doch verbot Napoleon die Bekanntmachung der Bulle, und gab Befehl zur Verhaftung des Papstes. Dieser hatte sich in das Innere seines Palastes zurückgezogen und hatte die Hauptzugänge zu demselben vermauern lassen. Doch drangen die französischen Soldaten unter Anführung des Generals Radet bald ein, zerschlugen die Thüren und fanden den Papst in seinen Amtskleidern, ein Crucifix und ein Brevier in der Hand haltend. Radet bestürmte ihn, den Bann aufzuheben und das ihm bewilligte Jahrgehalt anzunehmen, widrigenfalls er als Gefangener nach Frankreich geführt werden solle. Der Papst erwiederte, er rechne ihm, als dem Diener seines Gebieters, das Unrecht nicht zu, das er ihm zufügen müsse; übrigens sei er bereit, alles zu dulden, und ihm selbst zur Hinrichtung zu folgen. Sogleich ward er mitten durch eine Reihe von Bajonetten hinuntergeführt, wo Radet mit ihm einen Wagen bestieg. In rastloser Eile, bei glühender Sonnenhitze wurde der Greis nach Savona gebracht. Hier lebte er Anfangs mehr in stiller Zurückgezogenheit, als in einer Haft; den für ihn bereiteten Hofstaat und andere Bequemlichkeiten hatte er abgelehnt. Standhaft wies er auch die immer wiederholten Zumuthungen, seiner Herrschaft über Rom zu entsagen und unter Annahme des Jahrgehalts in Paris seinen Wohnsitz zu nehmen, zurück;

weigerte sich ebenfalls beharrlich, den von Napoleon ernannten Bischöfen die Bestätigung zu ertheilen. Da hierdurch große Verlegenheiten entstanden, übertrug der Kaiser dem Erzbischof Maury das Bestätigungsrecht. Doch mehre Bischöfe erkannten dieß nicht an, und der Papst erklärte Maury für einen ungehorsamen, an der Kirche frevelnden Eindringling, und auf der Synode, welche der Kaiser in Gemeinschaft mit Maury aus italienischen, französischen und deutschen Bischöfen 1811 nach Paris berufen hatte, gestand er nichts zu. Das brachte den Kaiser in den äußersten Zorn, und er befahl, den Papst wie einen Rebellen zu behandeln. Es wurde nun dem Papste seine Dienerschaft, jede Bequemlichkeit, ja der Gebrauch von Dinte und Feder entzogen und ihm jeder Verkehr mit irgend einem Unterthanen Frankreichs untersagt. Der Papst trug das alles mit einer Würde und einer Geduld, welche dem stolzen Gegner doch selbst das Geständniß abnöthigte, „daß er ein wahrhaft guter Mensch und ein Engel von Güte sei."

Als Napoleons Glücksstern zum ersten Male sich neigte, im Jahre 1813, suchte Napoleon noch einmal den Frieden mit dem Papste. Er beschied ihn nach Fontainebleau, begab sich hier selbst zu ihm, und nöthigte ihm (den 25. Jan. 1813) die Unterschrift zu einem Concordate ab, in welchem die Einsetzung der Bischöfe dem Papste entzogen, und seine weltliche Herrschaft mit Stillschweigen übergangen wurde. Es war jedoch die Bedingung gestellt, daß dasselbe erst nach einer Prüfung durch die Kardinäle Giltigkeit erlangen sollte. Napoleon machte jedoch solches ohne Weiteres und ohne Vor-

wissen des Papstes sogleich als Reichsgrundgesetz bekannt. Es war eine Anwandlung augenblicklicher Schwäche, welche dem Papste die obigen Zugeständnisse abgedrungen hatte; um so mehr freute er sich, jetzt einen gerechten Vorwand zu haben, um das ganze Concordat wieder zurück zu nehmen, was den Kaiser so in Wuth setzte, daß er ihn mit eigner Hand gezüchtigt haben soll. Indeß erlebte der tief gedemüthigte Papst doch noch den Triumph, den von allen Seiten nun aufs äußerste bedrängten Kaiser in die Wiederherstellung des Kirchenstaats einwilligen zu sehen, nachdem er von ihm selbst seiner Gefangenschaft entlassen worden war. Napoleon empfing endlich von Gott seinen verdienten Lohn; nachdem die siegreichen Waffen der Verbündeten ihm den Thron, den er mit roher Gewalt geraubt und mit so viel Lug und Trug, so viel Frevel und Blut behauptet hatte, entrissen und ihn dem rechtmäßigen Besitzer, Ludwig XVIII., wiedergegeben hatten, ward auch der Papst wieder in alle seine alten Rechte eingesetzt; am 24. Mai 1814 hielt er unter dem Jubelrufe des Volks seinen feierlichen Einzug in Rom, und erfuhr also, daß Gott am Ende Recht schaffet denen, die Unrecht leiden, und doch nicht weichen und aufhören im Glauben. Uebrigens versäumte er nun nichts, um der päpstlichen Herrschaft die alten Stützen wieder aufzurichten, er stellte die Inquisition und den Jesuitenorden wieder her, und segnete das Zeitliche am 28. August 1823.

§. 4. Die Päpste der neuesten Zeit.

Nachdem das Papstthum durch den Umschwung der allgemeinen Verhältnisse aus seiner tiefen Erniedrigung sich erhoben und seine vorige Stellung wie-

der eingenommen hatte, suchte es diese nun auch auf alle Weise zu behaupten. Die Zeit war freilich vorbei, wo die Päpste über die Thronen der Fürsten verfügen konnten; auch erhob sich gegen ihre kirchliche Herrschaft mancher Sturm, aber im Ganzen ließen sie von den Ansprüchen nicht nach, die sie von jeher erhoben hatten. Auf Pius VII. folgte Leo XII. (1823—29), der durch seine Strenge sich sogar den Kardinälen und dem Volke verhaßt machte. Er suchte seine päpstliche Machtvollkommenheit darin zu zeigen und das Ansehn des katholischen Glaubens dadurch zu stützen, daß er 1825 ein Jubeljahr ausschrieb, wo Ablaß verkündiget wurde denen, die zur allgemeinen Hauptstadt der Christenheit wallfahrten würden, um hier Gott zu preisen für den Sieg des Glaubens über die Verschwörung des Jahrhunderts wider alles göttliche und menschliche Recht und zu beten für die Ausrottung der Ketzer; er ließ auch die Inquisitionsgefängnisse wieder aufbauen, und verdammte die Bibelgesellschaften, und die Uebersetzungen der heiligen Schrift in die Landessprachen, als eine hinterlistige Erfindung zum Verderben des Glaubens und der Sitten, wodurch das Evangelium Christi in ein Evangelium der Menschen und des Teufels verwandelt werde. Nachdem Pius VIII. nur ein Jahr regiert hatte, bestieg Gregor XVI. (1831—47) den päpstlichen Stuhl. Er hat schwere Kämpfe zu bestehen gehabt mit dem Geiste der neuen Zeit, welcher überall auf Freiheit und Unabhängigkeit hinstrebte. In Italien gährte es fortwährend, und nur durch fremde Bajonette konnten die Aufstände unterdrückt werden, durch welche der Papst zur Entsagung aller weltlichen

Herrschaft gezwungen werden sollte. In Frankreich war durch die Revolution von 1830 aufs neue der katholische Glaube erschüttert worden, welchen Carl X. mit allen Mitteln seiner Macht zu Ehre und Ansehn zu bringen bemüht gewesen war; ein Abbé Châtel ging damit um, im Gegensatze gegen das Papstthum eine unabhängige französische katholische Kirche zu gründen und gewann im Anfang viele Anhänger. Auch in Deutschland gährte es. Professor Hermes in Bonn wollte die katholische Wissenschaft umgestalten, auf dem Wege der Vernunft die katholischen Lehren begründet wissen. Andererseits drang man ernstlich auf Abschaffung des Cölibats (Verheirathung der Geistlichen), auf Umgestaltung des Gottesdienstes, insonderheit Beseitigung der lateinischen Sprache dabei. Gregor XVI. hatte schon beim Antritte seiner Regierung in einem eignen Hirtenbriefe vor allen diesen Neuerungen gewarnt, indem er erklärte, daß die katholische Kirche keiner Wiedergeburt und Aenderung bedürfe; demgemäß setzte er, wo es sich nur irgend thun ließ, denselben einen unbeugsamen Widerstand entgegen; er verdammte die Theologie des Professor Hermes im Jahre 1835, gestand keine Veränderung im Gottesdienste zu, und um zu zeigen, daß er in nichts dem Zeitgeiste nachgebe, wurde mit seiner Bewilligung in Trier der heilige Rock Christi, der dort als die edelste Reliquie aufbewahrt wurde, den Gläubigen zur Verehrung und mit Verheißung vielen Ablasses ausgestellt. Tausende wallfahrteten dahin, Wunder geschahen an Kranken und Siechen. Mit stummer Verwunderung sah es ganz Europa; es war wie eine Gewitterschwüle; und auf einmal brach

der Sturm los. Ein katholischer Priester, Johannes Ronge, trat mit einem Briefe an den Bischof von Trier, Arnoldi, hervor, worin er ihn im Namen der Vernunft und des Zeitgeistes zur Rechenschaft über die Wiederaufrichtung des alten sinnlosen Aberglaubens forderte. Zu gleicher Zeit hatte ein anderer katholischer Priester, Czerský zu Mühlhausen in Preußen, sich vom Papste losgesagt, und den Gottesdienst auf eine den Forderungen der Zeit, wie er meinte, angemessene Weise umgestaltet. Beide Thatsachen erregten ein ungeheures Aufsehn. Es fiel diese Bewegung in der katholischen Kirche zusammen mit dem Aufruhr, welchen die Lichtfreunde in der evangelischen Kirche veranlaßt hatten. Wenn auch der Widerstand, der von Ronge und Czerský ausging, an sich berechtigt gewesen wäre, so war doch der innerste Grund, aus dem er kam, derselbe, auf dem die Lichtfreunde standen; es war eben der Geist der Zeit, der Geist des Unglaubens, der Anmaßung der endlichen Vernunft, der Auflehnung gegen alle menschliche und göttliche Ordnung. Darum traten diese sogenannten „Neukatholiken" auch sogleich in den engsten Bund mit den Lichtfreunden, und die Namen Ronge, Czerský, Uhlich, Wislicenus wurden immer zusammen genannt. Beider Bemühen ging darauf hinaus, auf der Grundlage der Vernunft und des Zeitbewußtseins einen neuen Glauben aufzurichten. Ronge durchreisete ganz Deutschland, und da er zugleich der beredteste Verkündiger der politischen Freiheit war, des Umsturzes alles Alten, so wurde er überall mit der größten Begeisterung gehört. Alsbald bildeten sich auch an vielen Orten sogenannte neu- oder christkatholische

Gemeinden, und die Führer traten zusammen, um die Grundlage eines neuen Bekenntnisses und eine neue Einrichtung des Gottesdienstes zu berathschlagen. Selbst das apostolische Glaubensbekenntniß fand vor diesen neuen Aposteln keine Gnade; es wurde mit roher Hand verstümmelt; von den alten katholischen Formen des Gottesdienstes blieb so gut, wie nichts; man machte neue Gesangbücher ganz rationalistischen Inhalts; die Predigten waren oft nichts, als politische Freiheitsreden; und die Gemeindeverfassung wurde eine presbyterianische, mit Unterordnung der Prediger unter den Laienvorstand. Zwischen Ronge und Czersky entstand später ein Zwiespalt, indem der Letztere doch noch mehr vom positiven Glauben beibehalten wissen wollte. Jetzt hört man von beiden nichts mehr. Ronge hat bei dem Ausbruch der deutschen Revolution sich ganz offen mit den Umsturzmännern verbunden und ist sittlich vernichtet. Und wenn in der ersten Zeit sogar evangelische Magistrate und Stadtverordnete, selbst Prediger wetteiferten, den Neukatholiken ihre Kirchen einzuräumen und sie mit Geldmitteln zu unterstützen, so ist jetzt die Begeisterung für sie schon ziemlich verflogen, und mit Mühe fristen diese vorübergehenden Schöpfungen des Zeitgeistes noch ihr Dasein. Der Papst hat zwar Ronge mit seinem Anhang in den Bann gethan, aber wohl voraussehend, daß er von dieser Bewegung auf die Dauer keine wesentliche Beeinträchtigung seiner Würde zu befürchten haben werde, hat er sonst keine ernsteren Schritte gegen sie gethan; wie denn der Neukatholicismus in den eigentlich katholischen Ländern auch nie rechten Boden hat gewinnen können.

Der Nachfolger Gregors, der jetzige Papst Pius IX., ein Mann voll Geist und Liebe, ist zwar fest entschlossen, seine geistliche Herrschaft und das Ansehn des katholischen Glaubens zu behaupten, und darin nichts nachzugeben, wie er denn z. B. gegen die Verbreitung der Bibel sich aufs neue erklärt hat: aber in dem edelsten Eifer, sein Volk zu beglücken, doch auch angeflogen von den neuen politischen Freiheitsgedanken, hat er in seinem weltlichen Regiment große Veränderungen gemacht. Er hat nicht nur viele tiefgewurzelte Mißbräuche abzuschaffen gesucht, sondern seinem Volke auch eine Constitution nach dem neuesten Zuschnitt verliehen. Diese Veränderungen wurden erst mit der höchsten Begeisterung begrüßt, nachher brach aber eine Revolution aus, welche nur durch fremde Bajonette unterdrückt werden konnte. Der Papst mußte für eine Weile fliehen und jetzt befindet er sich theils in der Gewalt seiner Befreier, theils in der Gewalt der Kardinäle, welche ihn sorgsam bewachen, daß er in die ihnen vortheilhaften Mißbräuche nicht wieder zu tief eingreife. Die päpstliche Regierung verfolgt seitdem ihren alten festen Gang. Ihre politische Macht ist zwar noch vielfach bedrohet, besonders durch den revolutionären Sinn, der Italien beherrscht, wie kein anderes Land Europas. Auch die geistliche Macht des Papstes erleidet gerade hier manche schwere Anfechtungen, namentlich von der sardinischen Regierung, welche viele willkührliche Eingriffe in die Güter und Rechte der Kirche sich neuerlich erlaubt hat; aber andere Staaten, vornämlich Oestreich, haben sich beeilt, neue Concordate mit dem päpstlichen Stuhle abzuschließen, welche der römischen Kirche große Unabhän-

gigkeit und großen Einfluß sichern; in dem Lande, wo diese Kirche die tiefsten Demüthigungen erlitten, in Frankreich, genießt sie Ehre und Ansehn, und mit Ausnahme Italiens befindet sich die päpstliche und bischöfliche Macht überall in stetem Wachsthum, und die römische Kirche hat seit langer Zeit so kräftig und einflußreich nicht dagestanden, wie jetzt. Leider ist dadurch das Verhältniß derselben zur evangelischen Kirche nicht freundlicher geworden; im Gegentheil hat der Papst neuerlichst eine unübersteigliche Kluft zwischen beiden Kirchen dadurch befestigt, daß er die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Mutter Gottes, welche in der römischen Kirche wohl aufgekommen und von vielen behauptet und vertheidigt, aber bisher noch niemals allgemein angenommen war, nunmehr für eine kirchliche feierlich erklärt hat. Denn mit dieser Lehre wird dem Worte Gottes, das nur von Einem weiß, der ohne Sünde war, so offen Hohn gesprochen, daß die evangelische Kirche mit einer Kirche, welche diese behauptet und so lange sie diese behauptet, nie wird in Gemeinschaft stehen können. Solche Ausschreitungen gegen die evangelische Kirche rühren vornämlich von der wieder so einflußreichen jesuitischen Parthei in der römischen Kirche her, welche nicht die Mehrung des Reiches Christi, sondern der päpstlichen Macht als alleiniges Ziel ihres Wirkens vor Augen hat. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß selbst im Schoße der römischen Kirche sie ihren Widerspruch findet, besonders von dem niedern Clerus, der zum Theil eine freiere Richtung verfolgt, wie solches die unter ihm wahrnehmbare mehrfache Hinneigung zum Irvingismus zeigt, auf eine abschreckende Weise aber selbst in gewaltsamen Angriffen auf die höchsten Wür-

denträger der Kirche, wie bei der Ermordung des Erzbischofs von Paris durch Priesterhand, zum Vorschein gekommen ist.

Zweiter Abschnitt.

Das Mönchsthum.

Eine der auffallendsten Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit ist der auf allen Lebensgebieten so stark hervortretende Vereinigungstrieb. Auch innerhalb der evangelischen Kirche sehen wir eine Menge von Vereinen zu den verschiedensten Zwecken sich bilden. Sie sind hervorgegangen aus dem Bedürfniß, die erstorbene Kirche zu beleben, und haben keinen andern Zweck, als die vorhandenen lebendigen Kräfte zu gemeinsamer Thätigkeit zu sammeln, um die Kirche zu stützen und zu stärken. Einer ähnlichen Erscheinung begegnen wir in der katholischen Kirche. Durch die Reformation war thatsächlich ihre Macht beschränkt worden und wir haben gesehen, wie vergeblich oft die Päpste alles aufboten, um Verlornes wieder zu gewinnen. Unter diesen Umständen können wir uns daher nicht wundern, daß gerade mit der Reformation auch in der katholischen Kirche sich eine Menge von Vereinen bilden, welche in der verschiedensten Weise dieselbe zu stärken suchen. Diese haben aber eine andere Stellung zu ihr, wie die Vereine in der evangelischen Kirche zu dieser. Von jeher hat die katholische Kirche den Vereinigungstrieb genährt und es sind daraus die mannigfaltigen Orden hervorgegangen. Diese waren

aber alle auf eine bestimmte Weise in die Kirche eingegliedert und ihrem Ansehn wie ihrer Leitung untergeordnet. So geschah es auch mit den neuen Vereinen. Sie sind wesentliche und gliedliche Bestandtheile der Kirche. Manche von ihnen erhalten dadurch freilich eine verderbliche Richtung, indem sie von der Kirche zu selbstsüchtigen Zwecken gemißbraucht werden; andere aber werden durch ihre edle Hingebung und Selbstverleugnung, durch die Einmüthigkeit und Entschlossenheit, womit sie wirken, ein wahres Salz der Kirche, und dienen um so mehr dazu, sie mit neuem Glanz zu bekleiden, als sie ihre Thätigkeit nicht zersplittern, sondern in fester Regelung ihr nur dienen. Sie geben in dieser Beziehung ein Vorbild ab, das unsere Kirche noch nicht erreicht hat. Wir heben die vorzüglichsten nun hervor.

§. 1. Die Kapuziner, Theatiner, Priester des Oratoriums u. a.

Schon vor der Reformation, als die Macht des Papstthums durch die Zerwürfnisse der Päpste unter einander und den Einfluß der Kirchenversammlungen zu wanken begann, wurden die sogenannten Bettelorden, die Dominikaner und Franziskaner wieder eine Hauptstütze desselben (Kirchengeschichte III, 1. p. 193). Aus einem dieser Orden, den Franziskanern, ging nun, gleich nach Luthers Auftreten, eine neue Gemeinschaft hervor, welche durch Matteo de Bassi, einem Franziskanermönche in dem Kloster Monte Falco im Kirchenstaate gestiftet wurde. Die Veranlassung war eine sehr sonderbare. Es war dem Mönche, als zeigte ihm der heilige Francıscus selbst eine spitz zulaufende Capuze und einen

Bart von einem ganz eigenthümlichen Schnitte, welche seine echten Anhänger als besondere Abzeichen tragen sollten. Darüber gerieth der Mann so in Entzücken, daß er sein Kloster heimlich verließ, und in der neuen Tracht vor den Papst Clemens VII. trat, mit der Bitte, dieselbe als die wahre Ordenstracht gut zu heißen. Auf Grund dieser Aeußerlichkeit genehmigte der Papst wirklich durch eine Bulle von 1528 die Stiftung eines eignen Ordens. Den Namen der Capuziner soll er zuerst von den Straßenjungen erhalten haben, welche den so sonderbar gekleideten Mönchen nachriefen: Capucini! So sonderbar der Ursprung des Ordens auch war, so sehr bewährte er sich doch in der Folge. Es brach eine Pest in Italien aus, und da waren es die Capuziner, welche, jeder Gefahr trotzend, in heldenmüthiger Liebe die Kranken pflegten, den Sterbenden den letzten Trost brachten, und die Todten begruben. Es verblieb den Capuzinern dieser Geist der höchsten Selbstverleugnung. Ihnen war kein ödes Thal zu entlegen, keine Reise zu beschwerlich, keine Stunde der Nacht zu spät, keine des Morgens zu früh, wo Hilfe zu leisten war; mit wenigem zufrieden, bettelten sie sich durch, ließen den Spott der Welt gern über sich ergehen, und waren immer fröhlich und getrost. Sie sind die rechten Männer des Volks geworden, und ohne sonderliche Wahl des Ausdrucks wissen sie in derber, oft komischer Rede die Gemüther desselben zu fassen. Die Capuzinerpredigten sind zum Sprüchwort geworden. Freilich dienten sie dabei auch dem Aberglauben des Volks; sie machten recht eigentlich die Teufels- und Hexenbanner; um so größer aber war ihr Einfluß,

und sie wurden auf diese Weise eine Hauptstütze der Kirche unter dem Volke.

Eine andere Richtung verfolgte der Orden der Theatiner. Der Stifter desselben war Gaetano von Thiene (im Venetianischen). Dieser war ein sehr frommer, sanftmüthiger und demüthiger Mann. Man sah ihn häufig Thränen vergießen bei dem Gebete für das Wohl der Kirche; er fühlte ihre Gebrechen, und wollte sie gern reformiren, aber, wie er sagte, ohne daß man auch nur wüßte, ob er in der Welt sei. Er hatte vornämlich sein Auge auf die Verbesserung des Lebens der Weltgeistlichen gerichtet und trat zu dem Ende mit mehren Gleichgesinnten zusammen, unter denen auch Peter von Caraffa, ein hochgestellter Geistlicher von ausgezeichneten Gaben, war, welcher hernach unter dem Namen Paul IV. Papst wurde. Beide gaben ihre einträglichen Stellen auf, zogen sich 1524 in die Einsamkeit zurück, und lebten auf dem nahe bei Rom gelegenen Monte Pincio in Armuth und in strenger Andacht. Sie verschmäheten den Bettel und erwarteten die Wohlthaten in ihrem Hause. Es hat sich der Orden später sehr verdient um das Predigt- und Missionswesen der katholischen Kirche gemacht.

Einen ähnlichen Zweck hatten die Priester des Oratoriums. Ihr Stifter war Philipp von Neri, geboren zu Florenz 1515. Freiwillig gab er eine reiche Erbschaft, die ihm von seinem Oheim zugefallen war, auf, und begab sich nach Rom, wo er die Spitäler besuchte, arme Kinder unterrichtete und einen Theil der Nacht betend bei den Gräbern der Märtyrer durchwachte. Er sammelte bald eine

Brüderschaft zu frommen Uebungen um sich und stiftete in der Folge ein Bethaus, unter dem Namen Oratorium, wornach sich die Mitglieder des Ordens benannten. Es dauerte nicht lange, so entstanden in vielen Städten Italiens solche Oratorien, welche den Vereinigungspunkt von frommen und gelehrten Männern bildeten, welche zwar durch kein Gelübde gebunden waren, aber durch Uebungen der Andacht und geistliche Studien sich selbst zu einer würdigen Amtsführung zu stärken, und so dem Verderben des geistlichen Standes entgegen zu arbeiten suchten. Die geistlichen Gesänge, welche unter dem Namen Oratorien bekannt sind, haben durch sie ihre Benennung erhalten, weil sie zuerst in den Betsälen dieser Väter aufgeführt wurden. Peter von Berulle bildete 1611 in Frankreich den Orden nach, wo er unter dem Namen der Väter des Oratoriums Jesu ebenfalls den geistlichen Stand zu heben suchte, und sich große Verdienste um den Religionsunterricht erwarb. Um die Jugendbildung insbesondere bekümmerte sich der Orden der Väter der frommen Schulen oder Pioristen, der durch den Spanier Joseph Calasanze († 1648) gestiftet war, wie auch die Congregatio S. Mauri, die durch viele nützliche litterarische Unternehmungen berühmt geworden ist.

§. 2. Somasker, Ursulinerinnen, Visitantinnen u. a.

Wenn die zuletzt genannten Orden vornämlich den Zweck hatten, durch Verbesserung des geistlichen Standes und des Volksunterrichts geistliche Bedürfnisse zu befriedigen, so widmeten sich andere Orden in hingebender christlicher Liebe vorzugsweise

und zunächst der Sorge für die leibliche Noth des Volkes. Dahin gehörte erst der Orden der Somasker. Seit dem Jahre 1521 war Oberitalien in Folge der fortwährenden Kriege durch Hungersnoth und Krankheiten hart heimgesucht worden. Da hatten sich eine Menge verwaiseter Kinder nach Venedig hingeflüchtet, und hier lagen sie verschmachtend auf den Straßen. Da erbarmte sich dieser Kleinen ein edler venetianischer Senator Girolamo Miani. Er hatte früher in der Fülle des Reichthums ein üppiges Leben geführt; nun vertauschte er den Purpur mit einem Kittel, den er bereits einem Bettler bestimmt hatte, verkaufte sein Silberzeug und seine kostbaren Teppiche, und ging aus, die armen verlassenen Kinder zusammen zu suchen. Er richtete dann ein Haus ein, wo seine Pfleglinge Nahrung, Kleidung und Unterricht empfingen. Damit nicht zufrieden, wußte er in ganz Oberitalien den armen verlassenen Kindern Zufluchtsstätten zu eröffnen. Und um den Erfolg noch weiter zu sichern, verband er sich mit gleichgesinnten Freunden zu einem eigenen Orden, der seinen Namen von der Stadt Somaska empfing.

Die Frauen blieben hinter den Männern nicht zurück. Einer auszeichnenden Erwähnung verdient Angela von Brescia. Es sagt ein Schriftsteller von ihr: „Sie gehörte zu den Seelen, welche als tröstende Engel durch diese Welt gehen.“ Geboren in einem Dorfe Oberitaliens hatte sie sich schon in frühen Jahren einem frommen strengen Leben geweihet. Da sie frühzeitig ihre Eltern verlor, lebte sie mit einer ältern Schwester unter Aufsicht eines Onkels. Beide Schwestern wetteiferten nun in frommen geistlichen Uebungen. Sie schlie-

fen auf bloßer Erde, weckten einander des Nachts zum Gebete, und flohen einst sogar in die Einsamkeit, um dort als Eremiten zu leben, und nur mit Mühe wurden sie bewogen, in das pflegelterliche Haus zurückzukehren. Der Tod ihrer ältern Schwester steigerte nur die Andacht der Angela. Von Liebe zum Erlöser entzündet, unternahm sie eine Wallfahrt zu den heiligen Orten, wo sein Fuß gewandelt und sein Blut geflossen, und 26 Jahr alt, trat sie mit einigen Freundinnen in einen Liebesbund, der den Zweck hatte, dem Erlöser in seinen armen Gliedern mit völliger Aufopferung zu dienen; sie wollten die Betrübten und Leidenden in ihren Kummerhöhlen aufsuchen und ihnen leiblichen und geistlichen Trost bringen. Der heiligen Ursula und ihnen 1100 Jungfrauen sollte der Orden geweiht sein, der 1544 von dem Papste auch die Bestätigung erhielt. Ein solch Vertrauen gewannen nach und nach die Ursulinerinnen, daß in Frankreich fast die ganze weibliche Erziehung in ihre Hände gelegt wurde.

Während der oben bereits erwähnte Bischof von Mailand, Carl Borromeo, den Ursulinerinnen eine besondere Theilnahme schenkte, so rief der ihm sinnesverwandte Franz vou Sales den Orden der Visitantinnen ins Leben. Sie haben den Namen von dem lateinischen Worte visitatio, Heimsuchung. Wie nämlich die heilige Jungfrau, das Christkind unter dem Herzen, über das Gebirge hinwandelte, um die Elisabeth heimzusuchen, so wollten sie auch, den Heiland im Herzen, nicht Berg und Thal, noch irgend ein Hinderniß scheuen, um die Klüfte des Elends mit leiblicher und geistlicher Erquickung heimzusuchen. Franz von

Sales regte die fromme Baronesse von Chantal an, mit mehren frommen Frauen zu diesem Zwecke sich zu verbinden, und sie ist die eigentliche Stifterin des Ordens, welcher ein Segen für die Armen und Leidenden geworden ist. Es ist ein eigenthümlicher Zug der katholischen Kirche, daß sie so oft die Pflegerin der zartesten Regungen himmlischer Liebe und Barmherzigkeit geworden ist, eine Frucht des andächtig beschaulichen Lebens, welches sie in den einsamen Klostermauern hegt.

§. 3. Vincentius von Paula.

In der gegenwärtigen Zeit erwartet man den Fortschritt, nach dem alle schreien, von dem Gesammtwillen des Volkes. Die Geschichte zeigt aber, daß alle großen Entwickelungen, durch welche das Menschengeschlecht wirklich vorwärts gekommen ist, immer nur von einzelnen Persönlichkeiten ausgegangen sind, in welche Gott eine Fülle von Weisheit und Kraft gelegt hat, die im Stande war, aller Gedanken und Kräfte zu Einem Ziele zu vereinigen und ein neues Leben hervorzurufen. Eine solche Persönlichkeit ist Vincentius von Paula. Er steht in der Ordensgeschichte der katholischen Kirche ganz einzig da. Er hat durch die Macht seines Geistes, durch den Reichthum seiner Liebe eine Schöpfung hervorgerufen, wie sie in der Art die katholische Kirche noch nicht gehabt hat. Es waltet darin ein so freier evangelischer Geist, der die in der katholischen Kirche bestehenden Formen nur angenommen und seinen hohen Zwecken sich dienstbar zu machen gewußt hat.

Vincentius von Paula wurde am 24.

April 1576 im Dörfchen Pouy unweit der Pyrenäen geboren. Seine Eltern waren brave Landleute, die sich mit ihren sechs Kindern nicht ohne manche Kümmerniß von ihrer Hände Arbeit ernähren mußten. Vincentius mußte daher in frühester Kindheit Hirtendienste thun. Der Knabe zeigte aber bald einen so geweckten Geist, daß der Vater ihn in seinem zwölften Jahre auf die Schule des benachbarten Franziskanerklosters brachte. Ein Freund war ihm behilflich, auch später noch seine Studien fortzusetzen. Er hatte sich für den geistlichen Stand bestimmt, und empfing im Jahre 1600 die Priesterweihe. Auf einer Seereise, die er machte, wurde das Schiff, in dem er sich befand, von Seeräubern überfallen, und ein Theil der Mannschaft niedergemacht, ein anderer in Ketten gelegt. Vincentius hatte in dem Kampfe auch eine Wunde empfangen, und ward dann in Tunis als Sclave verkauft. Nachdem er mehre Herrn gewechselt, kam er endlich in die Hände eines Mannes, der den christlichen Glauben abgeschworen hatte. Vincentius wußte auf die eine seiner Frauen so einzuwirken, daß diese den Stachel der Reue in dem Abtrünnigen erweckte. Dieser entschloß sich, mit dem Retter seiner Seele zu fliehen, und so kamen beide nach Avignon, wo jener in den Schooß der Kirche wieder zurückkehrte. Bald darauf begab sich Vincentius nach Paris, wo er mit dem schon obengenannten Berulle, Stifter der Väter des Oratoriums, einen engen Freundschaftsbund schloß, der nicht ohne Folgen blieb. Auf Andringen Berulles nahm er die Stelle eines Erziehers in dem Hause des Grafen von Gondy an. Besonders die Gräfin war

eine sehr fromme Frau; sie vertraute sich gänz seiner geistlichen Führung an, und im Vereine mit ihr war er unermüdlich, der leiblichen und geistlichen Noth der Armen in den ausgebreiteten Besitzungen der Familie abzuhelfen. Hier war es, wo er zuerst einen tiefen Einblick in das Verderben des Volks empfing, der seine christliche Liebe zu wichtigern Unternehmungen aufregte. Er ward zu einem sechzigjährigen Kranken gerufen, der bisher in dem Rufe eines tadellosen christlichen Wandels gestanden hatte. Und siehe, auf die dringende Ermahnung des Vincentius zur Buße, entströmte dem Kranken ein Bekenntniß, welches die größten Vergehungen entdeckte, deren er sich schuldig gemacht hatte, obgleich er die Gnadenmittel der Kirche aufs treuste gebraucht. Mit Recht schloß Vincentius und seine geistliche Freundin von dem Zustande dieses Einen auf den vieler Tausende und beiden leuchtete die Unzulänglichkeit der bisherigen Seelsorge ein. Auf Grund des Erlebten hielt Vincentius nun eine ernste Bußpredigt, in welcher er seine Zuhörer zu einer allgemeinen aufrichtigen Beichte aufforderte. Der Erfolg war ein außerordentlicher; und der Segen, der hier sichtbar wurde, bewog die fromme Gräfin zu einer Stiftung von 16000 Livres, die sie verschiedenen Ordensgesellschaften anbot, daß sie alle fünf Jahre eine Mission auf ihren Gütern unternehmen sollten. Aber leider ging keine auf das Anerbieten ein.

Indeßen waren die Zöglinge unsers Vincentius herangewachsen; das grenzenlose Vertrauen, welches die Gräfin in ihn setzte, wurde ihm je länger, je mehr drückend; er fürchtete für sich selbst. Er entdeckte seinem Freunde B e r u l l e seine brennende

Sehnsucht, fern von Paris den Armen in Niedrigkeit dienen zu können. Berulle wies ihn nach Chatillon les Dombes, einer in jeder Hinsicht verwahrloseten Gemeinde, welche, da sie nur ein spärliches Einkommen darbot, immer nur untüchtige Pfarrer gehabt hatte. Er ging dahin, ohne vorher dem gräflichen Hause seine Absicht mitgetheilt zu haben. Als er einst hier eben die Kanzel besteigen wollte, trat ihm eine edle Dame mit der Bitte entgegen, eine arme Familie der Wohlthätigkeit seiner Gemeinde zu empfehlen. Vincentius that es, und wollte nun Nachmittags jene Familie selbst besuchen. Wie erstaunte er, als er den ganzen Weg mit Menschen bedeckt fand, welche den Unglücklichen alle nur möglichen Lebensmittel zuführten. Ihn rührte der Anblick; aber er mußte sich doch sagen, daß der Ueberfluß der Gaben den Nothleidenden nicht die wahrhafte Hilfe bringen werde; und nach längerer Ueberlegung entwarf er den Plan zu einem „Vereine wohlthätiger Frauen", der die Armen zweckmäßig unterstützen und vor allem der verwahrloseten Kinder sich christlich annehmen sollte. Der Plan wurde von der geistlichen Obrigkeit bestätigt, und die Ausführung ging leicht und gedeihlich von Statten.

Gern hätte Vincentius in diesem unter dem reichen Segen des Herrn begonnenen Werke fortgearbeitet; aber die stürmischen Bitten der verlassenen gräflichen Familie, welche durch seinen Freund Berulle unterstützt wurden, bestimmten ihn doch, wieder zu dieser zurück zu kehren. Beim Abschiede vertheilte er alle seine Habe wieder unter die Armen, und weinend folgte ihm die betrübte Gemeinde, bis er sie bat, ihn um seinetwillen zu verlassen. 1617

langte er wieder in Paris an, und er mußte der Gräfin versprechen, bis zur Todesstunde bei ihr bleiben zu wollen. Hier schuf sich sein unbegrenzter Liebeseifer den ausgedehntesten Wirkungskreis. Er unternahm Reisen in die nahe gelegenen Bisthümer, um nach dem Muster des Vereins in Chatillon überall Schwesterschaften zu stiften; es gab bald in der Nähe und Ferne keine Stätte menschlichen Elends mehr, welche ihm unbekannt gewesen wäre; besonders wurden die unglücklichen Galeerensclaven sein Augenmerk. Der Graf Gondy war General der Galeeren, und mit seiner Bewilligung miethete er ein Haus in einer Pariser Vorstadt, wo er die zu den Galeeren Verurtheilten aufnahm, und in Verbindung mit einigen Geistlichen an der Rettung ihrer Seele arbeitete. Die Sache machte Aufsehn; selbst die königliche Familie nahm Theil, und es ward dem Grafen von Gondy nicht schwer, die Ernennung des Vincentius zum Generalalmosenier der französischen Galeeren zu bewirken, wodurch alle bei den Galeeren angestellten Geistlichen seiner Aufsicht untergeben wurden. Diese flammte er durch sein Beispiel zu neuem Eifer an; und den Sträflingen, wie roh und verhärtet sie auch waren, wußte er das Herz so zu rühren, daß wahre Wunder unter ihnen geschahen. Freilich opferte er sich auch so für sie auf, daß er sich z. B. für einen der Unglücklichen eine Zeit lang anschmieden ließ, bis der verstockte Sünder durch solchen Liebesbeweis überwunden war. Seinen rastlosen Bemühungen gelang es später, auch die äußere Lage dieser Elenden in durchgreifender Weise zu verbessern. Diese war wirklich über alle Beschreibung schrecklich. An-

geschmiedet an die Ruderbänke, allem Wechsel der Witterung ausgesetzt, wurden sie die Beute der furchtbarsten Krankheiten, so daß sie oft bei lebendigem Leibe von Würmern angefressen waren; und doch mußten sie ihre Arbeiten so lange fortsetzen, bis ein plötzlicher Tod ihren Qualen ein Ende machte. Vincentius wußte durch seine Vorstellungen dem Kardinal Richelieu und seiner Nichte so das Herz zu bewegen, daß sie die bedeutendsten Summen zur Einrichtung eines sehr geräumigen Hospitals hergaben, wo die liebreichste Pflege den Unglücklichen angedieh. Diese glaubten aus der Hölle in das Paradies versetzt zu sein, wenn sie die Schwelle des Hospitals betraten; viele wurden gesund schon durch den bloßen Aufenthalt und den Hauch der Liebe, der sie hier, oft zum ersten Mal in ihrem Leben, anwehete.

Neben den armen Galeerensclaven widmete Vincentius gleich im Anfange seiner Wirksamkeit auch den Bettlern seine Fürsorge. Als er einst durch die Stadt Macon kam, sah er die Straßen von Bettlern wimmeln, Grund genug für ihn, dort einige Zeit zu verweilen. Der Hohn und Spott, der ihm von allen Seiten entgegen kam, als er anfing, jenem Gesindel nachzugehen, es zu unterrichten, zu ermahnen, und so weit er es konnte, leiblich zu unterstützen, machte bald einer allgemeinen Verehrung Platz. Um diesen Unglücklichen eine dauernde Pflege zu verschaffen, stiftete Vincentius im Einverständniß mit dem Bischof eine eigene Genossenschaft, die sich nach dem heiligen Borromeo benannte, und nach bestimmten Grundsätzen sich in die Fürsorge für die Bettler theilte. Und in kurzer Zeit sah man deren keinen mehr in den

Straßen. Später geschah es, daß durch Mitwirkung des Vincentius auch in Paris ein großes allgemeines Hospital eingerichtet wurde, in welches alle diejenigen gebracht wurden, welche man bettelnd auf den Straßen fand, so daß auch hier allmählig die Bettler verschwanden.

Im Jahre 1625 gesegnete die fromme Gräfin von Gondy die Zeitlichkeit und ihr Gemahl entsagte bald darauf allem, was er an Ehren und Würden besessen, und bezog das Oratorium seines Freundes Berulle. Kurz vorher hatte das gottselige Ehepaar ein Vermächtniß von 40000 Livres gemacht, womit eine eigene Priestermissions-Vereinigung gestiftet wurde. Der Anfang war unscheinbar. Nur Vincentius und sein Freund Portail waren die Genossen der Vereinigung. Bald traten jedoch sechs neue Mitglieder hinzu, meistens Doctoren der Theologie. Man wollte, daß Vincentius für die neue Ordensgesellschaft ein Statut entwerfe. Er weigerte sich dessen, weil es noch nicht an der Zeit sei. Er wollte abwarten, bis Gott selbst die Verhältnisse so gestaltet, daß eine lebendige Regel daraus hervorwüchse, und war nur besorgt, daß der Geist wahrer Demuth und wahrer Liebe die Genossenschaft beseele. Als einst ein Mitglied den Verein einen heiligen nannte, sagte er: „Nennen wir unsere Gesellschaft doch ja nicht die heilige Gesellschaft, nennen wir sie die kleine. Gott wolle dieser kleinen armseligen Gesellschaft die Gnade geben, daß sie auf Demuth gegründet sei. Ohne Demuth nichts! Ich meine nicht allein demüthiges Betragen, sondern vielmehr die wahre Demuth des Herzens, die uns zeigt, daß wir so gar

nichts sind." Gleicher Weise sprach er zu den Seinen: „Es ist nicht genug, dem Nächsten beistehen, fasten, beten, Missionsgeschäfte verrichten, das alles ist nur gut, wenn es auf die rechte Weise geschieht, nämlich im Geiste Jesu Christi, auf die Weise, wie unser Heiland es gethan hat, der da sagte: „Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat und vollende sein Werk," und: „Ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen deß, der mich gesandt hat." Von einem solchen Geiste beseelt, leistete die Gesellschaft in der That Außerordentliches. Ihre Glieder verbreiteten sich auf das Land, gingen in die Krankenhäuser und Zuchthäuser, in alle Höhlen menschlichen Elends, in die Keller- und Dachwohnungen der Paläste; als 1636 unter den Unruhen des Krieges die Pest im Heere ausbrach, begaben sie sich zu den Soldaten, und als darauf der Friede wieder hergestellt war, erschienen sie auf den Wunsch des Königs bei Hofe, und der Erfolg war, daß eine Menge leichtfertiger Frauen sittsam und züchtig wurden, und viele Vornehme sich in die Schwesterschaften aufnehmen ließen und nun die Armen und Kranken bedienten.

Von dem allergrößten Einfluß war darnach die Einrichtung des Hauses Saint Lazare des prés. Es hatte damit folgende Bewandniß. Eine Erfahrung, welche dem Vincentius und seinen Genossen bei ihrem ausgebreiteten Wirken immer aufs neue entgegentrat, war der traurige Verfall der Priesterschaft. Vincentius berieth sich darüber einst mit dem Bischof von Beauvais; und dieser versprach, einen Versuch zur Beseitigung dieses großen Uebels darin zu machen, daß er die jungen Priester vor

Empfang der priesterlichen Weihen zehn Tage lang in sein Haus aufnehme, theils um sich von ihrer Tüchtigkeit näher zu überzeugen, theils durch Worte freundlichen Ernstes und mahnender Liebe auf ihre Herzen noch einzuwirken. Dieser Versuch hatte einen so schönen Erfolg, daß der Bischof den Segen dieser Vorbereitungen laut gegen den Erzbischof rühmte. Dieser gab sogleich Befehl, daß alle zur Priesterweihe sich Meldenden zehn Tage vorher in der Wohnung der Missionspriester auf ihren heiligen Beruf sich vorbereiten sollten. Bald genügten die Räumlichkeiten der genannten Wohnung nicht mehr. Auch dafür ward Rath. In der Nähe von Paris lag ein großes schönes Gebäude, welches sich im Besitz von einer andern religiösen Gesellschaft befand, die es nun willig mit der Genossenschaft des Vincentius theilte. Dieser hatte nur ein Bedenken: das Gebäude wäre zu schön für sie, die nur arme einfältige Priester wären, die zu Hause wie Karthäuser und draußen wie Apostel leben müßten. Indeß nahm man doch Besitz von dem Hause, das man nach dem Lazarus benannte, und welches nun einer Menge von Priestern ein so gesegneter Aufenthaltsort wurde, daß, wenn sie ihre zehntägige Uebung vollendet hatten, sie in der Regel dem Vincentius sich zur Verfügung stellten, der sie dann auch bis zu ihrer festen Anstellung zu Missionen in Stadt und Land verwendete. Um den Segen der zehntägigen Uebung nachhaltiger zu machen, richtete Vincentius auch noch eine alle acht Tage sich regelmäßig wiederholende Versammlung ein, wo er sich mit den Anwesenden über die Pflichten des heiligen Berufs unterredete. Bald war in der gan-

zen Hauptstadt kein treuer Priester mehr, der nicht daran Theil nahm, und diese sogenannte Dienstagsgesellschaft wurde einer der fruchtbarsten Zweige der Missionsanstalt, und es sind daraus die würdigsten Geistlichen Frankreichs, allein drei und zwanzig Erzbischöfe und Bischöfe, hervorgegangen. Mit der Zeit nahm Vincentius in die Anstalt auch Laien auf, und da geschah es denn, daß alles, was sich nur verlassen und elend in der Welt fühlte, junge Verirrte und alte graue Sünder, Große des Reichs und arme Bauern, Prälaten und Kriegsleute, Hofleute und Tagelöhner sich hieher flüchteten, um für sich Trost und Hilfe zu erlangen. Und wie mancher ging nun als ein neuer Mensch wieder von dannen!

Die Liebe kennt keine Grenzen; darum ließ Vincentius seinen Liebeseifer auch nicht durch die Grenzen seines Vaterlandes beschränken. Seit seiner Gefangenschaft in Tunis hatte er immer mit der innigsten Theilnahme der dortigen armen Christensclaven gedacht, deren geistlicher Zustand noch elender war, als der leibliche. Denn fern von aller christlichen Gemeinschaft, ohne Gottes Wort, ließen sie sich nur gar zu häufig verführen, ihren Glauben abzuschwören. Endlich kam die Zeit der Hilfe. König Ludwig XIII. ließ dem Vincentius eine Summe von 10000 Livres zur Verwendung für das leibliche und geistige Wohl jener Unglücklichen auszahlen. Sogleich wurde ein Priester dahin abgeschickt, und dieser arbeitete zwei Jahre lang hier unter den schwierigsten Verhältnissen mit solcher Umsicht, daß der Dei von Tunis die Berufung eines zweiten Priesters bewilligte. Diesen folgten dann noch vier Priester nach Algier, wo 20000 Christen-

sclaven in noch weit härterer Gefangenschaft schmachteten. Auch nach Irland und Madagascar, nach den Hebriden und Corsika sandte Vincentius später seine zu jeder Mission stets fertigen Priester.

Wir haben bereits gesehen, wie Vincentius schon beim Anfang seiner großartigen Wirksamkeit besonders die Frauen in den Dienst des Reiches Gottes zu ziehen wußte. In der Folge gewannen diese Bestrebungen eine erstaunenswerthe Ausdehnung. Der zu Chatillon gestiftete Frauenverein gedieh zusehends und bewährte sich in der Zeit der schwersten Prüfung. Die Stadt und Umgegend wurden bald nach dem Abgange des Vincentius von einer schweren Hungersnoth und grausen Pest heimgesucht. Wer nur konnte, floh; nur jene Frauen nicht. Sie ließen sich auf freiem Felde Hütten bauen, wo sie Speise und Arzenei bereiteten, um von da aus in die niedern verpesteten Wohnungen zu gehen als Pflegerinnen des Leibes, und noch vielmehr als Botinnen des Evangeliums. Vincentius gewann auch um diese Zeit einen besondern Einfluß auf den schon oben erwähnten, von Franz von Sales gestifteten Orden der Visitantinnen; ihm wurde die Leitung des jungen Ordens übertragen, der sich unter seinem Schutze nun auch über mehre Städte Frankreichs ausbreitete, und seine Fürsorge ebenfalls auf gefallene Mädchen ausbreitete. Durch ihn wurde ein früher gestiftetes Magdalenum, das nimmer hatte recht gedeihen wollen, zu hoher Blüthe gebracht. Von noch größerm Einfluß war ein anderer Frauenorden, den Vincentius selbst ins Leben rief. In Paris lebte eine edle vornehme Dame, Frau von le Gras. Diese hatte sich, wie

viele andere, ganz der geistlichen Führung des Vincentius hingegeben, und er hatte sich ihres Eifers bedient, um die verschiedenen Schwesterschaften, welche in der Nähe von Paris bestanden, zu ermuntern und zu stärken. Da unterrichtete sie denn selbst die Genossinnen in der Arzeneikunde, worin sie einige Erfahrungen hatte, und half bald durch Fürsprache, bald durch baare Unterstützung, wie es die Umstände eben erforderten. Ihre Bemühungen waren von dem besten Erfolge gekrönt, und ein neuer Eifer ergriff die frommen Schwestern. Nicht so glückte es der edlen Frau in Paris selbst, wo sie während des Winters thätig war. Auch hier bestanden durch Vincentius schon fromme Frauenvereine; aber Frau von le Gras mußte bald die betrübende Bemerkung machen, daß die vornehmen Damen sich begnügten, durch ihre Dienstboten den Armen ihre Unterstützungen zukommen zu lassen, ohne selbst den Unglücklichen den lebendigen Trost darzureichen. Sie klagte Vincentius ihre Noth und erbot sich, eine Anzahl geeigneter Mädchen in ihr Haus zu nehmen, um sie selbst in der rechten Armen- und Krankenpflege zu unterrichten, damit das heilige Werk auf eine bessere Weise ausgerichtet würde. Der besonnene Mann übersah gleich die hohe Wichtigkeit des Unternehmens und wollte doch erst den Eifer seiner Freundin noch etliche Zeit prüfen. Als dieser sich nach zwei Jahren der Geduld noch eben so feurig erwies, wählte er unter den vielen Mädchen, welche sich freudig zum Dienste der Kranken erboten, im Jahre 1633 vier aus und übergab sie der theuern Frau. Bald begannen diese ihre so unendlich segensreiche Thätigkeit. Sie sollten keine Nonnen sein, wie Vincentius ausdrücklich hervorhob, sondern Frauen, welche kommen und gehen, wie Welt-

liche. Ihr Kloster sollte sein das Haus der Kranken; ihre Zelle ein dürftiges Zimmer; ihre Kapelle die Pfarrkirche; ihr Kreuzgang die Straßen der Stadt; ihre Klausur der Gehorsam; ihr Gitter die Furcht Gottes und ihr Schleier die heilige Bescheidenheit. Sie sollten nur ein einfaches Gelübde ablegen, und zwar erst, nachdem sie fünf Jahre in der Anstalt gewesen; das Gelübde sollten sie von Jahr zu Jahr erneuern, so daß es ihnen immer freistand, wieder auszutreten. Denn Vincentius war der Meinung, daß sie nur so lange für den heiligen Dienst paßten, als sie anhielten im Gebet und in der Liebe. Als die ersten Schwestern zu den verwundeten Soldaten gingen, entließ sie Vincentius mit den Worten: Ihr sollt dem Herrn folgen, meine Töchter! die Männer gehen dahin, um zu tödten, ihr sollt dahin gehen, um zu heilen. Diese barmherzigen Schwestern waren es nun, welche Vincentius überall, wo einer dringenden Noth abzuhelfen war, gebrauchte. Sie legten meisten Theils den Grund zu den wohlthätigen Anstalten, welche dann später ihre eignen besondern Zwecke verfolgten. So war dem Vincentius das unbeschreibliche Elend der armen Findelkinder in Paris zu Herzen gegangen. Hier wurden damals jährlich an 3—400 Kinder von unkeuschen Müttern ausgesetzt. Diese wurden von Polizeidienern von der Straße aufgelesen und dann in ein eignes Haus, la couche genannt, gebracht. Die Besitzerin nahm die Kinder gegen billige Bezahlung auf, und zwei Dienstmägde, bisweilen auch einige unzüchtige Ammen, hatten die Sorge für die unglücklichen Geschöpfe. Da diese sie unmöglich ordentlich verpflegen konnten, so gab man ihnen allerlei betäubende Mittel, um ihrem lästigen Geschrei vorzubeugen,

zu geschweigen all der andern Grausamkeiten, die man gegen die Kleinen verübte. Bei weitem die meisten starben kurze Zeit nach ihrer Aufnahme. Vincentius kannte diese Mördergrube, aber vergebens hatte er bisher auf Hilfe gesonnen. Da beauftragte er die barmherzigen Schwestern, sich jenes Hauses anzunehmen. Aber wie hätte es selbst den aufopferndsten Bemühungen gelingen können, diesen Pfuhl der Sünde und des Lasters zu reinigen! Hier konnte nur durch eine ganz neue Stiftung geholfen werden. Im Jahre 1638 wurde demnach ein Haus gemiethet, und 12 Kinder in dasselbe gethan. Bald aber wuchs die Anzahl derselben so und die Kosten mehrten sich in dem Maße, daß Vincentius in die größte Verlegenheit gerieth. Da rief er eine Versammlung barmherziger Frauen zusammen. Die Blüthe der Stadt und des Hofes war zugegen. Die begeisterte Anrede des frommen Mannes schloß so: „Wohlan, meine Damen, Menschenliebe und Mitleid ließen Sie diese Kinder als die Ihrigen annehmen. Sie waren ihre Mütter nach der Gnade, seitdem ihre Mütter nach der Natur sie verlassen hatten. Sehen Sie nun zu, ob Sie sie verlassen wollen. Hören Sie auf, ihre Mütter zu sein, um ihre Richter zu werden — ihr Leben und ihr Tod liegt in Ihren Händen!" Unbeschreiblich war der Eindruck dieser Worte. Alle erhoben sich und erklärten, die Anstalt solle bestehen, es koste, was es wolle. Sogleich schritt man zur Erwerbung eines großen Gebäudes, wo nun die barmherzigen Schwestern das angefangene heilsame Werk in neuer Kraft unter dem Segen des Herrn fortsetzten.

Um diese Zeit ward durch Vincentius auch ein eigner Frauenverein zur Pflege der Kranken in dem

großen Krankenhause von Paris, Hôtel Dieu, ins Leben gerufen. Dasselbe nahm damals jährlich etwa 25000 Kranke auf (jetzt sind's 80000). Eines Tages kam die Präsidentin von Goussault, eine durch Schönheit und Frömmigkeit gleich ausgezeichnete junge Wittwe, zu Vincentius mit gepreßtem Herzen und thränenvollem Auge. Sie war eben in dem genannten Hospital gewesen, und ihr Mund konnte nicht Worte finden, das Elend zu beschreiben, dessen Zeuge sie so eben gewesen war. Obwohl Vincentius alles längst bekannt war, was sie ihm sagen konnte, so erschütterte ihn doch die tiefe Bewegung der frommen Frau; da aber das Hospital einmal dem Dienste bestimmter Nonnen übergeben war, so trug er Bedenken, hier eigenmächtig einzugreifen und verwies die Bittende an den Erzbischof von Paris; und erst, als dieser Vincentius aufforderte, Hand ans Werk zu legen, berief er eine Versammlung von christlichen Frauen, die er ebenfalls bald für das heilige Werk zu entflammen wußte. In Folge dessen trat die „Gesellschaft der Matronen“ zusammen, welche mit der größten Aufopferung und Selbstverleugnung sich dem Dienste des großen Krankenhauses gewidmet hat. Es waren dieß die vorzüglichsten weiblichen Stiftungen, welche Vincentius begründete; aber außer diesen rief er noch viele andere ins Leben, unter denen wir nur nennen die Gemeinschaft der Schwestern des Kreuzes, die ein weibliches Erziehungsinstitut leiteten, der Schwestern der Vorsehung, welche jungen unbescholtenen, aber bedrängten jungen Mädchen eine Zufluchtsstätte eröffneten u. s. w.

Wenn wir alle diese Vereine und Anstalten überschauen, welche Vincentius ins Leben rief, so müssen

wir erstaunen. Es war der unbegreifliche Einfluß einer großen von dem Geiste Gottes erfüllten Persönlichkeit, der alle edlen Kräfte mit unbesiegbarer Gewalt an sich zu ziehen und zu verbinden wußte. Daß aber so viele edle Kräfte sich vorfanden, daß sie mit solcher Selbstverleugnung den edelsten Werken der Barmherzigkeit sich widmeten, das ist ein eigenthümliches Verdienst der Kirche, welche allerdings dem Vorwurf der Werkheiligkeit nicht entgehen kann, aber dafür sich durch eine entschiedene und aufopfernde Thatkraft auszeichnet. Wir wollen zum Schluß noch einige Beispiele anführen, wie Vincentius diese Thatkraft in besondern Nothfällen anzuregen wußte.

Unter den Provinzen Frankreichs war keine, welche die Folgen des dreißigjährigen Krieges so schrecklich empfunden hätte, als Lothringen. Krieg, Pest, Hungersnoth hatten Tausende hingerafft; Raub, Brand, Mord hatten das Land verödet; ganze Dörfer und Städte mußten in dem Bettel ihr Heil suchen. Da erhob Vincentius seine Stimme; mit dem Beispiel der Entsagung vorangehend, forderte er ganz Paris zu Beisteuern für das unglückliche Land auf; und diese flossen so reichlich zu, daß zwölf Missionspriester dahin abgehen konnten, welche in zehn Jahren die Summe von 1,600000 Livres vertheilten. Kaum war diese Noth in etwas gestillt, so erscholl ein neuer Hilferuf aus der Picardie und Champagne, wo in Folge der Hungersnoth fürchterliche Seuchen ausgebrochen waren. Sechzehn Missionare und mehre barmherzige Schwestern waren schon mit Lebensmitteln und Geld dahin abgesendet worden, allein es reichte noch nicht zu. Da ließ Vincentius abermals eine Bitte an das wohlthätige Paris ergehen, und dieselbe war so wenig

vergebens, daß auch dahin eine Zeit lang funfzehn bis dreißigtausend Livres geschickt werden konnten. Während Vincentius wohlthätige Hand so weit in die Ferne ging, vergaß sie auch des Elends in der Nähe nicht. Auch nach Paris waren die Gräuel des Krieges gedrungen, und der Hunger wüthete hier furchtbar. Da ließ Vincentius in der Nähe der Hauptstadt sechs große Küchen für die Armen und Kranken anlegen, und die Missionspriester und barmherzigen Schwestern arbeiteten mit solcher Treue und Anstrengung, daß viele in Folge derselben starben. „Die Glücklichen," sprach der Greis, „sterben mit den Waffen in der Hand." Er selbst ging von Haus zu Haus; und als die Drangsale die unmittelbare Nähe von St. Lazare erreichten, ließ er drei Mal wöchentlich 800 Arme aus seiner Küche speisen und richtete eigne Betstunden für sie ein; die armen Kinder aber unterrichtete er selbst und speisete auch sie Mittags und Abends.

Die eben erwähnte Thätigkeit des Vincentius fiel schon in sein Greisenalter. Wir sehen daraus, daß er bis zuletzt nicht ermüdete. Und er war keinesweges dabei ohne mannigfaltige Leibesbeschwerde. Schon seit seinem Aufenthalte in dem Gondyschen Hause hatte er in Folge einer heftigen Krankheit an einer Beingeschwulst gelitten. 1644 war er schon einmal dem Tode nahe, bis er 1649 abermals schwer erkrankte. Von da an hat er sich eigentlich nie wieder erholt; die letzten elf Jahre seines Lebens waren ein fortwährendes Siechthum, und zuletzt konnte er sein Haus nicht mehr verlassen. Doch klagte er nie; seine innere Heiterkeit und Freudigkeit blieb ungetrübt und seine geistige Thätigkeit ungeschwächt. Wenige Tage vor seinem Heimgange befiel ihn öfter ein plötzlicher Schlaf,

den er bald als den Vorboten des nahen Todes bezeichnete; „der Bruder werde bald folgen!“ sagte er lächelnd. Am 25. September 1660 dauerte der Schlaf länger, als sonst; dennoch konnte er am folgenden Tage wie gewöhnlich, die Messe hören und das heilige Abendmahl empfangen. Am Abend gab man ihm die letzte Oelung. Die Nacht brachte er anhaltend in seligem Gebete zu; nur dann und wann schlummerte er auf kurze Zeit ein. Wiederholt mußte man ihm den 69. Psalm vorlesen, dessen Worte: „Eile mir beizustehen, Herr!“ er jedes Mal, wenn er konnte, mitsprach. Schon Tags zuvor hatte er einen Missionspriester, nur durch Blick und Handbewegung — denn reden konnte er nur mit großer Anstrengung — den Segen ertheilt; am 27. September trat ein anderer, ihm sehr theurer Priester, mit gleicher Bitte zu ihm. Der sterbende Greis konnte nur die ersten Worte des Spruches Phil. 1, 6 aussprechen, der Tod trat plötzlich zu ihm und er schied, wie ein verlöschendes Licht.

Vincentius wurde nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt. Wenn einer es verdiente, so war er es, obwohl sein bescheidener demüthiger Sinn diese Ehre wohl am wenigsten gesucht hat. Man hat ihn den Francke der katholischen Kirche genannt, und mit Recht. Die aus dem Glauben geborne Liebe war das Leben beider; beide haben zum Wohl der leidenden Menschen Außerordentliches gewirkt; doch trägt jeder das Gepräge seiner Kirche. Franckes ganzes Wirken hat mehr den Charakter der Innerlichkeit; das des Vincentius zeichnet sich mehr durch die äußere, die weitesten Kreise umfassende, alles gleich gestaltende und organisirende Thätigkeit aus; dort mehr Glauben im Werk, hier mehr Werk im Glauben. Beider Bei-

spiel aber hat vor allem unsere Zeit anzuschauen, denn wie das Verderben, welches jetzt durch die Welt geht, seinen Ursprung vornämlich auch hat in der Verwahrlosung des armen Volkes, so kann uns nur gründlich geholfen werden, wenn wieder Männer auftreten, welche in so kräftiger umfassender Weise für die leiblichen und geistlichen Bedürfnisse desselben sorgen, wie diese Männer es gethan haben.

§. 4. Die Jesuiten.

Wir kommen jetzt zu einem Orden, der freilich sehr verschieden ist von den bisher betrachteten. Wir werden hier aufs neue sehen, daß alles Ding zwei Seiten hat. Der Trieb einer festen thatkräftigen Vereinigung und Gestaltung, welcher der katholischen Kirche einwohnt, konnte, wie es bei den bisher beschriebenen Orden der Fall war, zum Guten ausschlagen, wenn er von dem Geiste der Liebe und Barmherzigkeit beseelt war, aber er konnte auch um so viel mehr Böses wirken, wenn er ein Werkzeug der Eigensucht und Herrschsucht wurde. Dieß letztere bemerken wir aber an dem Orden der Jesuiten. Und wenn nun der jetzigen Zeit kein Name so geläufig ist, um Gutes und Böses zu verdächtigen, als der Name Jesuit, so wird es um so nothwendiger sein, ordentlich zu berichten, was für eine Bewandniß es mit diesen Jesuiten habe.

1. Der Stifter des Ordens.

Der Stifter dieses Ordens war Don Inigo Lopez de Recalde aus dem Hause Loyola, gewöhnlich Ignaz Loyola genannt. Er wurde 1491 auf dem Schlosse Loyola in Spanien geboren. Das Haus Loyola gehörte zu den edelsten Geschlechtern des Landes. Ignaz selbst war an dem Hofe Ferdi-

nands des Katholischen in den Sitten des Ritterthums erzogen worden. Er war ein Weltmensch, wie andere seines Standes, aber doch empfänglich für höhere Eindrücke. Und der Herr suchte sein Herz noch mehr zu öffnen durch schwere Trübsal, die er ihm sandte. Im Jahre 1521 half er Pampelona gegen die Franzosen vertheidigen, und dabei ward ihm durch eine einstürzende Mauer das rechte Bein zerschmettert. Um sich heilen zu lassen, begab er sich in die Heimath, und hier unterwarf er sich vielen schmerzlichen Operationen. Auf dem langen Krankenlager las er allerlei Ritterromane, aber auch viele Geschichten der Heiligen, wie sie die katholische Kirche in Menge darbietet. Einen besonders tiefen Eindruck machte auf ihn das Leben des heiligen Franziscus und Dominicus. Es wäre besser für ihn gewesen, wenn er das reine Wort Gottes hätte lesen können, dann würde die Bekehrung, zu welcher er sichtbar eine Anregung empfangen hatte, auch reiner, gründlicher und segensreicher sich gestaltet haben; aber dieses gab ihm seine Kirche nicht, und so geschah es, daß die Ideen des Ritterthums und Mönchthums, mit welchen seine Seele durch das Lesen jener Schriften angefüllt war, eine schwärmerische Begeisterung in ihm erzeugten, in der er nicht sowohl seinen Heiland in sehnsüchtiger Liebe umfassen, als vielmehr durch geistliche Ritterthaten die Sünden seines vergangenen Lebens wieder gut machen wollte. Und diesem Ziele strebte er mit einem Willen nach, der vor keinen Schwierigkeiten zurückbebte und alles zu vollbringen entschlossen war, was nur zum Zweck führte. So riß er sich nun auch jetzt los von allem, was ihm lieb war, wallfahrtete im Jahre 1522 zu dem angeblich wunderthätigen

Marienbilde in dem wild abgelegenen Kloster Montserrat, schenkte unterwegs seine Kleider einem Bettler, und kaufte sich einen Rock von grobem Segeltuche, Holzschuhe, einen Strick und eine Pilgrimsflasche. Darauf geißelte er sich Tag und Nacht, verlobte sich in schwärmerischer Liebe mit der heiligen Jungfrau und versprach ihr ewige Keuschheit. Nach Rittersitte hielt er dann eine Nacht hindurch Wache vor dem Marienbilde, betete theils knieend, theils stehend vor demselben, worauf er seine Waffen am Altare aufhing. Durch fortgesetzte Bußübungen und Selbstpeinigungen, unter denen er himmlische und höllische Gesichte zu haben glaubte, bereitete er sich inzwischen zu einer Wallfahrt nach Jerusalem vor, in der Absicht, seine Sünden dadurch abzubüßen und die Ungläubigen zu bekehren. Er begiebt sich dann nach Rom, leistet dem Papste den Fußkuß und bettelt sich mühsam und unter den mannigfaltigsten Gefahren nach der heiligen Stadt. Hier machte er den Vorsteher der Franziskaner mit seinem Vorhaben bekannt; dieser aber fand den schwärmerischen Ritter wegen seiner Unwissenheit in der Religion und den Sprachen so wenig zu dem Geschäft der Bekehrung der Ungläubigen tauglich, daß er ihm die Weisung ertheilte, wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Im Jahre 1524 langte er hier an, erregte aber durch seine Schwärmerei den Verdacht der Kirchenobern, die meinten, er stehe mit einer verbotenen Secte, den sogenannten Illuminaten, in Verbindung; denn es ist der katholischen Kirche, der es allein um Erhaltung des Bestehenden zu thun ist, eigen, daß sie von vorn herein Argwohn gegen jede außerordentliche Erscheinung auf ihrem Gebiete hegt, um sie, wenn sie dieselbe sich nicht dienstbar machen

kann, zeitig zu unterdrücken. Man fand aber bald, daß man von Ignaz nichts zu befürchten habe, denn er unterzog sich mit der größten Bereitwilligkeit allen Demüthigungen, welche die Obern der Kirche zur Prüfung seines Gehorsams ihm auferlegten. Man forderte von ihm, ehe er zum Lehramte zugelassen werden könne, daß er noch vier Jahre Theologie studire; da es ihm aber auch hiezu an den nöthigen Vorkenntnissen fehlte, so ließ er es sich gefallen, obgleich schon vier und dreißig Jahre alt, in Barcelona unter den Schulknaben zu sitzen, um die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen. Er begriff schwer und bat den Lehrer fußfällig, ihn wie die andern Schulknaben zu züchtigen. In Paris setzte er später mit gleicher Selbstverleugnung und eiserner Willensfestigkeit seine Studien fort und erlangte endlich 1534 die Magisterwürde.

Mitten unter diesen trocknen Beschäftigungen waren die Pläne, welche Ignaz für die Zukunft gefaßt hatte, nun gereift; er hatte mit glühendem Eifer dabei fromme Schriften gelesen, und auch, wo er Gelegenheit fand, unter dem Volke gepredigt. Nun schloß er zunächst mit seinen beiden Stubengenossen Peter le Fèvre aus Savoyen und Franz Xaver, einem Edelmanne aus Navarra, dann noch mit vier andern Freunden einen förmlichen Bund, entweder nach Jerusalem zu reisen, um dort ihr Leben der Pflege frommer Pilger oder der Bekehrung der Saracenen zu widmen, oder, wenn dieß nicht gelänge, dem heiligen Vater ihre Bemühungen anzubieten und ohne Lohn und Bedingung an jeden Ort sich zu verfügen, wohin er sie zu senden für gut finden würde. Sie legten dies Gelübde in einer unterirdischen Kapelle

des Klosters zu Montmartre bei Paris ab und besiegelten es durch den Genuß des heiligen Abendmahls. Im Jahre 1537 fanden sich die Verbündeten in Venedig zusammen, um die Wallfahrt anzutreten und nahmen hier die priesterlichen Weihen. Sie erregten schon hier durch ihre Predigten und ihre aufopfernden Dienstleistungen in den Krankenhäusern großes Aufsehen; ihren Plan aber, nach Jerusalem zu gehen, mußten sie aufgeben, da inzwischen der Türkenkrieg ausgebrochen war. So zog nun Ignaz nach Rom und stellte sich mit seinen Genossen dem Papste zur Verfügung. Was konnte diesem willkommener sein, als eine solche gänzliche Hingabe, zu einer Zeit, wo alles sich von den Banden des Gehorsams losriß, in welchen Rom die Völker so viele Jahrhunderte hindurch gefangen gehalten hatte. Dennoch wurde die Sache auch jetzt erst wieder lange geprüft, und erst 1540 erhielt der neue Orden seine Bestätigung.

2. Die Verfassung des Ordens.

Ignaz wollte nicht, daß der Orden nach seinem Namen genannt würde; er sollte dem Herrn der Kirche in ganz besonderer Weise angehören, und wurde deßhalb Gesellschaft Jesu geheißen. Freilich war nicht sowohl die Ehre Jesu der letzte Zweck seiner Thätigkeit, als vielmehr die Ehre des Papstes. Unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen, Ausbreitung seiner Macht um jeden Preis war das Grundgesetz des Ordens, welches er mit eben der eisernen Consequenz durchführte, die wir schon an seinem Stifter bemerkt haben, wobei aber nicht unerwähnt gelassen werden darf, daß er darin eben so

sehr seine Zwecke verfolgte. Mit bewunderungswürdiger Klugheit war durch die ganze Verfassung des Ordens Vorkehrung getroffen, daß kein Glied sich dem Zusammenhange des Ganzen entziehen konnte, und jedes auch seine rechte Stelle erhielt. Ganz genau sind die innern Verhältnisse des Ordens nicht bekannt geworden; aber so viel wissen wir, daß er aus vier Hauptabtheilungen bestand: Novizen, Scholastiker, Coadjutoren und Professen.

Wünschte jemand in den Orden aufgenommen zu werden, so mußte er sich zuvor einer strengen Prüfung unterwerfen, wobei man seine Geistesfähigkeiten, wie auch seine Familienverhältnisse aufs genaueste erforschte; von den Einrichtungen und Geschäften des Ordens theilte man ihm nur so viel mit, als man für gut fand. Erst später befragte man ihn, ob er fest entschlossen sei, bei dem Bunde zu verharren bis in den Tod, den Obern blinden und unbedingten Gehorsam zu leisten, und bei allen Meinungsverschiedenheiten und Gewissenszweifeln sich ohne weiteres ihren Aussprüchen zu unterwerfen. Antwortete der Befragte: Ja! so wurde er als Novize oder Prüfling aufgenommen. Das Noviziat dauerte in der Regel zwei Jahre, doch konnte es nach Gutdünken des Generals abgekürzt oder verlängert werden. Die Prüfungen bestanden in mancherlei geistlichen Uebungen und erniedrigenden Diensten; die Novizen mußten in der Küche Handreichung thun, auf den Bettel gehen, dann auch Kranke pflegen und Unterricht geben, je nach ihrer Fähigkeit. Bestanden sie die Probe, so mußten sie in aller Form die eigentlichen Ordensgelübde ablegen, außer dem des unbedingten Gehorsams auch noch das der

Armuth und Keuschheit. Der also Aufgenommene war nun für immer gebunden, aber der Orden behielt sich das Recht vor, jedes Mitglied nach seinem Gefallen wieder auszustoßen; und geschah dieß, so eignete sich der Orden ohne weiteres alle Besitzthümer des Entlassenen zu, welche dieser bei dem Gelübde der Armuth ihm schon hatte übergeben müssen. Durch das erneuerte Ordensgelübde trat der Novize in die Abtheilung der Scholastiker, und mußte als solcher, nach der Beschaffenheit seiner Kenntnisse, fernern Unterricht geben oder nehmen. Zeigte einer hier besondere Fähigkeit, so wurde er, nach Gutdünken des Generals, in die Abtheilung der Coadjutoren befördert, welche die Vorsteher der einzelnen Collegien und die eigentliche Pflanzschule des Ordens für Volkslehrer und Prediger, Gewissensräthe und Missionare waren. Auf der höchsten Stufe standen die Professen, welche außer den gewöhnlichen Gelübden auch noch das ablegen mußten, in jedes gläubige oder ungläubige Land auch ohne Lohn sich zu begeben, wohin der Papst sie schicken würde. Zu ihnen wurden nur in jeder Hinsicht ausgezeichnete und bewährte Leute genommen. Sie waren die eigentlich Eingeweiheten; sie wurden zu den geheimsten Geschäften des Ordens verwendet; und aus ihrer Zahl wurden die bedeutendsten Stellen besetzt. Sie allein wählten auch den General des Ordens. Dieser hatte seinen Sitz in Rom und leitete von hier aus das Ganze, welches in verschiedene Provinzen getheilt war, deren Vorsteher Provinzial hieß. Dem General blieb nichts verborgen; jedes Mitglied des Ordens stand unter ihm unbekannten Aufsehern, und diese berichteten über Großes und

Kleines an den General; auch war der Briefwechsel des Ordens so eingerichtet, daß ein Geheimniß vor jenem nicht bestehen konnte. Zeigte es sich, daß ein Mitglied dem Orden schädlich werden konnte, so wurde es ausgeschlossen, und wehe dem, der es gewagt hätte, die Geheimnisse des Ordens zu verrathen! Schweigen und Dulden war da das Beste, denn überall hatte der Orden Spione, mit welchen von Rom aus eine stete Verbindung unterhalten wurde. Durch diese Spione, die eben so gut in das Innerste der Fürstenhäuser drangen, wie sie die Geheimnisse jeder schlichten Bürgerfamilie erforschten, ohne daß es jemand ahndete, umzog der Orden die ganze Welt wie mit einem Netze, dessen Fäden alle in der Hand des Generals ruheten. Und wie der Papst früher kraft seines damals noch ungeschwächten Ansehns die ganze christliche Welt beherrschte, so suchten nun die Jesuiten mit List diese Herrschaft aufrecht zu erhalten und alle Fürsten und Völker Einem Willen unterthänig zu machen.

3. Grundsätze des Ordens.

Die Grundsätze des Ordens waren ein natürliches Ergebniß der Zwecke, welche er allein verfolgte. Sie bildeten ein System, an dem man die höchste menschliche Klugheit und Zweckmäßigkeit eben so bewundern, als die sittliche Verwerflichkeit verabscheuen muß. Da der Orden der Macht der Kirche alles dienstbar machen wollte, so mußten die Satzungen der Kirche, ihre Gottesdienste, ihre Bußübungen, ihre Glaubens- und Sittenvorschriften allerdings aufrecht erhalten werden; weil aber die Jesuiten nicht hoffen konnten, durch wirklichen Ernst die Mas-

sen für sich zu gewinnen, so bewahrten sie nur den Schein des Ernstes, in der That aber machten sie dem weltlichen und fleischlichen Sinne jedes Zugeständniß. Sie statteten den Gottesdienst mit aller sinnlichen Pracht aus, um zu demselben zu locken, und überzogen die harten Betschemel mit weichem Sammt, daß auch Fürsten und Könige gern darauf knieeten; sie verwandelten die traurigen Bußpsalmen der alten Kirche in süße schmelzende Melodieen, und erleichterten den Büßenden die schwere Buße durch jeden möglichen Erlaß, der das Ansehn der Kirche bewahrte und doch den verwundenden Stachel der Reue abstumpfte. Sie schreckten keinen mit einer düstern Mönchsmoral ab; sie warnten vor Uebertreibung des Wachens, Fastens und der Kasteiungen; sie wollten nicht, daß man übermäßig arbeite; in ihren Erziehungsanstalten herrschte die größte Freiheit, es wechselte hier Lust und Arbeit, und man konnte hier die feinste Weltbildung erlangen. Sie versüßten auf jegliche Weise den Ernst der Pflicht; und wenn nur der äußerliche Gehorsam gegen die Kirche bewahrt wurde, fand Unglaube, Weltlust und fleischlicher Sinn keine nachsichtigern Beurtheiler, als die Jesuiten. Durch Verweltlichung des Geistlichen suchten sie das Weltliche wieder in die geistliche Herrschaft zurückzuführen.

Aber dabei blieb es nicht; um die Gewissen zu beschwichtigen, wenn Gehorsam gegen offenbar sündliche Forderungen verlangt wurde, stellte die jesuitische Moral unter trüglichem Schein die gefährlichsten Grundsätze auf. Allerdings ist bei jeder Handlung die Gesinnung die Hauptsache, aber nur im Zusammenhange mit der Handlung. Die Je-

suiten trennten beides willkührlich, und indem sie sagten, auf die Gesinnung kommts allein an, lehrten sie, die äußere That sei an und für sich ganz gleichgiltig; wenn man bei einer solchen nicht an Gott denke, so liege sie außer dem Bereich der sittlichen Zurechnung. Es fällt in die Augen, daß mit diesem Grundsatze jeder Eidbruch entschuldigt werden konnte und daß mit demselben alle Treue und Glauben aufhörten. Aehnlich verhielt es sich mit dem sogenannten Probabilismus, den die Jesuiten auch vertheidigten. Darnach war alles erlaubt, was nur den Schein der Wahrheit für sich habe. Man könne alles thun, wofür man nur die Meinung eines angesehenen Gottesgelehrten anzuführen vermöge; widerspreche dieser die eines andern Gottesgelehrten, so könne man zwischen beiden wählen. Es ist leicht zu begreifen, daß man solche widerstreitende Aussprüche bald auffinden und durch künstliche Schlußfolgen jedes Verbrechen rechtfertigen konnte. Die Jesuiten lehrten ferner, der Zweck heilige das Mittel. Dieß hat zwar auch in sofern Wahrheit, als ein wahrhaft heiliger Zweck auch auf die Mittel, die man zu seiner Erreichung anwendet, seinen segnenden und heiligenden Einfluß üben wird, aber so meinten es die Jesuiten nicht, sie sagten, wenn man nur einen guten Zweck vor Augen habe, so werde jedes Mittel, auch das schlechteste, das man zur Erreichung desselben anwende, dadurch gerechtfertiget und geheiliget. Darnach durfte einer getrost stehlen, wenn er die Absicht hatte, mit dem gestohlenen Gute den Armen zu helfen; er durfte einem Könige den Mordstahl ins Herz drücken, einem Vater den Giftbecher reichen, wenn er es zur Ehre Gottes und der

Kirche that. Es ist klar, daß durch solche Grundsätze das Gewissen gänzlich getödtet ward; das wollte man aber auch; die Befehle des Ordens sollten bei dem Einzelnen an die Stelle seines Gewissens treten, damit seiner Herrschaft auch gar kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Damit aber dem Einzelnen das Joch dieser Herrschaft weniger drückend werde, suchte man durch allerlei Vergünstigungen ihm seine Lage wieder angenehm zu machen; man wies ihm seine Stelle nach seinen Fähigkeiten und Neigungen an, und schmeichelte ihm dadurch, daß man ihm mehr oder minder wichtige Angelegenheiten zu selbstständiger Ausführung übertrug. Da dünkete er sich nun wohl frei; aber diese Freiheit war nur Schein, denn man überwachte ihn genau, und wenn er sich Uebergriffe erlaubte, so konnte er gewiß sein, daß man seine Wirksamkeit auf einmal abschnitt.

Die bisher beschriebenen Grundsätze der Jesuiten waren der Art, daß sie unmöglich gute Früchte bringen konnten. Es ist erwiesen, daß die Jesuiten zum Fürstenmorde ihre Hände boten, die Könige von Frankreich, Heinrich III. und IV. und andere sind vornämlich durch sie gefallen; sie hatten ihren Antheil an der schrecklichen Pulververschwörung unter Jakob I. von England, wie an der Pariser Bluthochzeit; sie sind des Meineids, des Verraths, unzähliger Fälschungen und Betrügereien überwiesen. Der katholischen Kirche gereicht es nicht zur Ehre, daß sie einen Orden, wie diesen, duldete und so sehr begünstigte; aber, wenn man es recht betrachtet, waren im Wesentlichen seine Grundsätze auch immer die ihrigen; sie hat stets nur Ein Ziel gehabt, ihre Macht und Herrschaft zu be-

haupten und zu vergrößern, und die Geschichte des Papstthums liefert Beweise genug dafür, daß sie kein Mittel scheute, um dieses Ziel zu erreichen. Daß sie jetzt noch unbedenklicher in der Wahl dieser Mittel wurde, ist daraus erklärlich, daß sie von ihrer Macht viel eingebüßt hatte, und alles aufbieten mußte, das Verlorne wieder zu gewinnen.

4. Ausbreitung und Beschränkung des Ordens.

Da der Orden der Kirche so wichtige Dienste zu leisten versprach, so nahm der Papst keinen Anstand, demselben die wichtigsten Vorrechte einzuräumen. Die Jesuiten wurden von jeder andern kirchlichen Aufsicht befreit und waren nur dem Papste unterworfen; sie brauchten keinen Pfarrer zu fragen, wenn sie in seiner Gemeinde predigen wollten; sie durften überall die Sacramente austheilen, auch auf allen Universitäten Vorlesungen halten; sie konnten so viele Mitglieder aufnehmen, wie sie wollten, und, obgleich sie ein Bettelorden waren, so viel Besitz erwerben, wie es nur möglich war. Auch durften sie nach ihrem Gefallen Bücher verbieten, verändern, verbrennen lassen.

Diese Begünstigungen verschafften dem Orden eine ungemein schnelle und weite Ausbreitung. Im Todesjahre des Stifters, 1556, zählte die Gesellschaft schon 100 öffentliche Anstalten und 1000 Mitglieder. Sie richtete ihre Schulen auf in Spanien, Portugal, Italien, in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland, und besonders suchte sie in den andern Welttheilen Boden zu gewinnen. Von Portugal aus ging schon 1542 der Jesuit Franz Xaver nach Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Ostindiens. Hier erhob

sich bald ein jesuitisches Collegium, in welchem Missionszöglinge herangebildet wurden. Xaver selbst reisete auf dem Festlande und den Inseln umher. Mit einer Klingel in der Hand sammelte er die Schaaren um sich und der nächste beste Baum ward ihm zur Kanzel. Die geistlichen Lieder, die er die Knaben lehrte, lebten bald als Volkslieder im Munde der Fischer. An Wundern fehlte es auch nicht, und so viele drängten sich zur heiligen Taufe, daß er ganze Tage bis zur Erschöpfung dem Geschäfte des Taufens oblag. Im Jahre 1547 zog er nach Japan, das die Portugiesen erst seit Kurzem entdeckt hatten. Bald eignete er sich die Sprache und die Sitten des Landes an. Er fand hier viele Gebräuche vor, welche mit den christlichen einige Aehnlichkeit hatten, und sogar darauf hindeuteten, daß das Christenthum hier früher schon bekannt war. An diese Gebräuche schloß er sich an, bequemte sich zu den Vorstellungen und Gewohnheiten der Eingebornen, suchte mit den Priestern des Landes im besten Einvernehmen zu bleiben, obwohl ihm von diesen manche Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, und konnte sich am Ende der besten Erfolge rühmen. Es wird erzählt, daß er an eine Million Menschen mit eigner Hand getauft und die Grenzen des Christenthums bis an die äußersten Enden des östlichen und südlichen Asiens erweitert habe. Sein Werk setzte in Ostindien später der Jesuit Robert Nobili fort. Er trieb es noch weiter mit der Anbequemung. Er trat als indischer Weiser auf und gab seine Lehre für eine Brahmanenlehre aus. Auf ihn folgte Hieronymus Xaver, ein Neffe des Franz Xaver. Er wußte den Kaiser Akbar günstig für das Christenthum zu stimmen, und im Jahre 1610 empfingen drei Prin=

zen aus königlichem Geblüt die Taufe. Sie ritten auf weißen Elephanten zur Kirche, wo Pater Hieronymus sie mit Pauken und Trompetenschall empfing. Das Weihnachtsfest wurde hier mit großem Gepränge gefeiert. Die Krippe mit dem Jesuskinde wurde 20 Tage ausgestellt; zahlreiche Katechumenen zogen mit Palmen in den Händen in die Kirche und empfingen die Taufe. In China, wohin zu reisen Franz Xaver nur durch den Tod verhindert war, brach der Jesuit Ricci dem Christenthume zuerst die Bahn. Auch er bequemte sich der Religion und der Sitten der Chinesen auf eine geschickte Weise an, und wußte sich besonders durch seine Kenntniß der Mathematik, welche bei jenen in hohem Ansehn stand, Eingang zu verschaffen. „Mit der Mathematik fing er an und mit der Religion hörte er auf," so wird von ihm gesagt. Im Jahre 1611 ward die erste christliche Kirche in Nanking eingeweiht und einige Jahre darauf sah man dergleichen schon in fünf Provinzen des Reichs. Nach seinem Tode führten andere jesuitische Missionare, vornämlich ein Deutscher, Adam Schall aus Cöln, das Werk fort; das ganze Land war mit Kirchen besäet, eine Menge Große bekannten sich zur Lehre Christi und die Zahl der Christen stieg bis über eine halbe Million. Das Werk der Jesuiten in allen diesen asiatischen Ländern ward hauptsächlich durch die Dazwischenkunft anderer katholischer Mönchsorden später gehindert. Diese, ohnehin schon mißgünstig gegen die Jesuiten wegen der ihnen verliehenen Vorrechte gestimmt, klagten sie der Religionsmengerei an, wußten päpstliche Edicte gegen sie zu erwirken, widersprachen ihnen öffentlich vor den Heiden, wozu denn nun auch heftige Verfolgungen von Seiten dieser

kamen. Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts war in Japan keine Spur mehr vom Christenthum. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren in China von 800000 Christen nur noch 10000 geblieben; im Jahre 1824 zählte die katholische Mission hier nur noch 47000 eingeborne Christen. Aehnlich war es in Ostindien.

Am merkwürdigsten war die Missionsthätigkeit der Jesuiten in dem südamerikanischen Staate Paraguay. Die Jesuiten hatten dem Könige von Spanien, dem diese Besitzung gehörte, vorgestellt, daß die Grausamkeit der Spanier gegen die Eingebornen und ihr böses Beispiel vornämlich die Ausbreitung des Christenthums hier hinderte. Da wurde 1610 vom Könige bestimmt, es solle niemand diese Landschaft betreten, dem die Jesuiten nicht den Zutritt gestatteten. Nun nahmen sich diese der gemißhandelten Eingebornen aufs liebreichste an, sorgten für alle ihre leiblichen und geistlichen Bedürfnisse, ordneten aufs besonnenste und angemessenste alle ihre Verhältnisse, und so gelang es ihnen, einen eignen Staat hier zu gründen, der eine ganz kirchliche Verfassung hatte, und in dem die Eingebornen sich sehr glücklich fühlten. Da die Jesuiten indeß den König von Spanien in Unwissenheit über die wahre Lage der Sachen zu erhalten suchten, so erregte dieß Verdacht, und als die Eingebornen seit 1753 bewaffneten Widerstand leisteten, da gewisse Districte ihres Staates an Portugal abgetreten werden sollten, so wurde die Schöpfung der Jesuiten gänzlich aufgehoben.

Das bisher Erzählte zeigt, welche Riesenschritte die Ausbreitung des Jesuitenordens machte. Sie

umspannen die ganze Erde mit ihren Netzen. Bei ihrer Wirksamkeit unter den Heiden verleugneten sie ihren eigenthümlichen Charakter auch nicht. Auch hier machten sie bei ihrem Anbequemungssysteme dem Fleische große Zugeständnisse, auch hier mußte der Zweck die Mittel heiligen; daneben suchten sie durch Anknüpfung weitläufiger Handelsverbindungen sich auf alle Weise zu bereichern. Indeß erfordert es die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß sie gerade hier auch viel Gutes gestiftet haben, oft von den besten Absichten beseelt waren, wie solches von einem Franz Xaver auch allgemein anerkannt ist, und die größten Mühen, Beschwerden und Aufopferungen nicht scheuten.

Aber im Allgemeinen war doch das Wirken der Jesuiten der Art, daß es keinen dauernden Bestand haben konnte. Immer deutlicher trat ihre Absicht hervor, alle Staaten beherrschen zu wollen, und indem sie sich in alle Welthändel mischten, zogen sie den Haß der Regierungen auf sich. Vom Jahre 1759 an waren die Jesuiten daher nach und nach aus Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel und Parma verwiesen worden, und 1773 konnte der Papst Clemens XIV. dem allgemeinen Andringen der katholischen Höfe nicht mehr widerstehen und hob den Orden durch die Bulle Dominus ac redemtor noster auf. Dennoch gaben die Freunde des Ordens ihre Hoffnung nicht auf. Der dritte Ordensgeneral, Franz Borgia, hatte gesagt: „Als Lämmer sind wir eingedrungen, als Wölfe herrschen wir, als Hunde wird man uns vertreiben, wie Adler werden wir uns verjüngen." Das Wort schien in Erfüllung zu gehen. Preußen

und Rußland hatte in die Aufhebung der Jesuiten schon nicht gewilligt und im Jahre 1814 stellte Pius VII. durch die Bulle Sollicitudo omnium den Orden wieder her. Mit Freuden wurden die Jesuiten namentlich in Italien, der Schweiz, Belgien und Irland wieder aufgenommen, in den übrigen europäischen Staaten wechselte ihr Geschick, nur aus Rußland wurden sie 1817 schon wieder vertrieben. Mit der äußern Revolution ist ein neuer Sturm gegen sie losgebrochen, aber sie haben ihren Vortheil wohl zu benutzen gewußt; je mehr man nach den Stürmen der Revolution sich dem Glauben wieder zugewandt, desto mehr haben sie daran gearbeitet, die päpstliche Macht zu befestigen und zu erhöhen, und hauptsächlich ihr Werk sind die günstigen Concordate, welche zwischen dem päpstlichen Stuhle und mehren Regierungen neuerlich abgeschlossen sind. Mit dem Ansehn des Papstes ist auch ihr Ansehn gestiegen und sie suchen es auch durch die Missionen, die sie sehr eifrig betreiben, innerlich zu stärken.

§. 5. Der Orden von la Trappe.

Die nach der Reformation entstandenen Mönchsorden hatten alle den Zweck, der von allen Seiten bedrängten Kirche wieder aufzuhelfen. Die Jesuiten versuchten dieß meist auf ganz äußerliche und sehr verwerfliche Weise, die früher genannten Orden in edlerer Art dadurch, daß sie in einer großartigen Liebesthätigkeit den Glanz der Kirche aufs neue strahlen ließen, andere wieder dadurch, daß sie die alte mönchische Zucht und Strenge wieder aufrichteten. Zu diesen letztern gehört der Orden von la

Trappe. Der Stifter war ein Franzose von Geburt, Dom Armand Jean le Bouthillier de Rance. Als der Sohn reicher und vornehmer Eltern lernte er frühe die Freuden und Zerstreuungen der Welt kennen, und leerte den Becher der Lust bis auf den Grund. Dann regte sich in ihm die Reue, und mit ihr der Wunsch, durch ein heiliges Leben die alten Sünden wieder gut zu machen. Er war schon frühe zum geistlichen Stande bestimmt gewesen, und besaß als Domherr auch ansehnliche Pfründen, unter diesen die Abtei la Trappe. Dieselbe war von Cistertiensern bewohnt und lag in einem kalten, feuchten und ungesunden Thale. Er selbst hatte sich schon in vielen Selbstpeinigungen geübt, unter andern die Hand in eine brennende Kerze gehalten, bis die Haut versengt war. Aehnliche Zumuthungen machte er nun seinen Mönchen. Er verbot ihnen den Genuß des Weins, gestattete ihnen sonst auch nur die nothdürftigste Nahrung; sie mußten ihr Fleisch auf alle Weise kreuzigen, sich häufig geißeln, und zuletzt wurden ihnen auch alle geistigen Genüsse entzogen, die dem Menschen durch den Gebrauch der Sprache und den Verkehr mit den Wissenschaften zu Theil werden. Die Trappisten durften sich bloß mit Andachtsübungen und Handarbeiten beschäftigen, und keiner durfte sein Leben lang ein Wort sprechen. Anfangs fand diese neue Ordensregel wenig Eingang, später aber verbreitete sie sich allgemeiner. Es ist aber begreiflich, daß eine so unnatürliche Strenge nicht geeignet war, der Kirche wesentliche Dienste zu leisten, weßhalb auch die Päpste den Orden nicht sonderlich begünstigten.

Dritter Abschnitt.

Streitigkeiten in der römisch katholischen Kirche.

Von der katholischen Kirche ist der protestantischen vielfach der Vorwurf gemacht worden, sie sei kaum eine Kirche zu nennen, weil sie keine geschlossene Einheit bilde, indem sie nirgends im Glauben übereinstimme und in so viele Religionspartheien und Secten zerfallen sei. Dieser Vorwurf hat allerdings eine gewisse Wahrheit. Weil die protestantische Kirche sich allein auf das Wort Gottes gründet und kein menschliches Ansehn bei Auslegung desselben anerkennt, so waltet in ihr eine größere Freiheit, und eine Folge davon ist allerdings auch eine größere Zersplitterung; aber eine Kirche ist sie doch, so wahr sie Christum, sein Wort und Sacrament hat, und zwar rühmt sie sich, eben wegen ihrer Freiheit, eine lebendigere zu sein, als die katholische Kirche. Und, wenn auch nicht zu leugnen, daß diese äußerlich ihre Einheit fester zu bewahren gewußt hat, als die protestantische Kirche, so hat sie mit all ihrer Gewalt doch nicht vermocht, allen Zwiespalt in ihrer Mitte niederzuhalten. Das beweisen die mancherlei Streitigkeiten, welche sie eben sowohl bewegt haben, wie die evangelische Kirche. Die frühere Zeit hat sie gehabt, und wenn wir nach der Reformation solchen auch begegnen, so waren sie zum Theil eine Wirkung des freiern Geistes, der durch jene auch in der katholischen Kirche ange-

regt war. Es liegt dieß besonders zu Tage in den jansenistischen Streitigkeiten, über die wir zuerst Bericht zu erstatten haben.

§. 1. Jasenistische Streitigkeiten.

1. Veranlassung.

Augustinus war von der katholischen Kirche als Heiliger anerkannt worden, somit konnte sie auch seine Lehre nicht geradezu verleugnen. Dennoch widersprach ihr thatsächlich das ganze kirchliche Leben, denn, wenn Augustinus der Gnade Gottes allein die Ehre gab, so suchte man überall nur in den Werken sein Heil. So geschah es denn schon im neunten Jahrhundert, daß ein Mann, der mit Ernst die Augustinische Lehre geltend machte, freilich unter allerlei scheinbaren Vorwänden, verdammt wurde (Kirch. III, 1. p. 244.). Es entstanden dann zwei Partheien in der Kirche, die sogenannten Thomisten und Scotisten (Kirch. III, 1. p. 229.), von denen jene für des Augustinus Lehre entschieden Parthei nahmen, während diese sie offen bekämpften. Nun hatten sich die Reformatoren bei Bekämpfung der in der römischen Kirche herrschenden Werkgerechtigkeit auch ganz auf den Grund der augustinischen Lehre gestellt und dadurch war die Lage dieser Kirche in Betreff dieser Angelegenheit noch schwieriger geworden. Man konnte Augustins Lehre nicht bestätigen, ohne das Schwert gegen sich selbst zu kehren, und doch mußte die Ehre Augustins aufrecht erhalten werden. Wie half man sich nun? Man gab auf dem Concil zu Trient der Lehre eine so zweideutige Fassung, daß jeder seine Meinung darin finden konnte, und wirklich gelang das so gut, daß

zwei angesehene Scotisten und Thomisten ein Buch von ganz entgegengesetztem Inhalt schrieben, worin doch jeder sich auf die Entscheidungen des Concils berief. Zweideutigkeiten können auf die Länge aber nie helfen. Sie wurden jetzt der Same langwieriger Streitigkeiten, in welchen eine ernste kirchliche Parthei mit einer schlaffen und laxen sich maß, viel Gutes und Böses zum Vorschein kam, im Ganzen aber, besonders bei den Entscheidungen des Papstes, dieselbe Zweideutigkeit fortspielte, welche den Streit angeregt, ein neuer Belag zu der Unlauterkeit der römischen Kirche, welche auch um den Preis der Wahrheit ihr einheitliches Ansehen zu bewahren suchte.

Das Vorspiel des Streites eröffnete sich in den Niederlanden. Hier, auf der Universität zu Löwen, lehrten zwei fromme Gottesgelehrte, Michael Bajus (geb. 1513) und Johann von Löwen oder Hessels. Sie vertheidigten die Lehre Augustins von dem gänzlichen Verderben des Menschen gegen die herrschende oberflächliche und schlaffe Ansicht von der Güte und Tüchtigkeit der menschlichen Natur, und drangen auf eine rechtschaffene Buße und einen lebendigen Glauben im Gegensatz gegen die damals allgemein verbreitete äußere Werkgerechtigkeit. Da zogen die Franziskaner, die auf der Seite der Scotisten standen, 76 Sätze aus Bajus Vorlesungen und verlangten, daß sie vom Papste verdammt würden. Hier fing nun gleich das trügerische Spiel an. Der Papst erklärte, allenfalls könnten diese Sätze wohl behauptet werden, nach dem in den Worten liegenden Sinne aber seien sie zu verdammen. Welcher dieser Sinn sei, hatte

er wohlweislich nicht gesagt, um den Augustin und die Thomisten nicht zu verletzen. Keine noch so wohl begründete Gegenrede half Bajus; er und seine Parthei wurde mit Gewalt unterdrückt. Das kam vorzüglich daher, weil die Jesuiten die Hände mit im Spiel hatten, von denen man es sich schon denken kann, daß sie nicht auf der Seite der strengen Parthei standen. Einer aus ihrer Mitte, Ludwig Molina, Lehrer auf der portugiesischen Universität zu Evora, gab bald ein Werk heraus, in welchem er zwar behauptete, der Mensch könne nur durch die Gnade selig werden, aber von dem Gebrauch seiner eignen Kraft hänge es ab, die Gnade anzunehmen oder nicht. Molina wurde darüber von den Anhängern Augustins angegriffen; die Jesuiten brachten die Sache vor den Papst, aber dieser zog die Entscheidung wieder in die Länge, und verbot am Ende den Streit über diesen Gegenstand. Damit aber war wieder nichts gewonnen, und der Kampf entbrannte nun um so heftiger, aber auf einem andern Schauplatze.

2. Port-Royal.

Auf der Universität Löwen, dem eigentlichen Sitze des bisherigen Streites, lehrte auch Cornelius Jansen (geb. 1585), erst Professor der Theologie dort, dann Bischof von Ypern. Dieser ernste Mann hatte sein ganzes Leben dem Studium des heiligen Augustinus gewidmet. Er hatte alle seine Werke nicht weniger als zehn Mal, seine Schriften gegen Pelagius aber dreißig Mal durchgelesen, und dabei den Heiligen selbst unter vielen Thränen um seinen Beistand angerufen. Er war

in Folge dessen zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Lehre des Augustinus von der Gnade und dem freien Willen unter den Händen der Theologen vielfältig entstellt sei und fühlte sich nun berufen, dieselbe in ihrer ganzen Strenge vorzutragen. Die Schrift, worin er dieß that, wurde erst nach seinem Tode, 1640, bekannt gemacht und erregte das höchste Aufsehn. Dieß war besonders in Frankreich der Fall. Hier lebte um diese Zeit Johann du Verger de Hauranne, als Abt des Benedictinerklosters von St. Cyran. Er war ein Freund Jansens, eben so geistvoll und kenntnißreich, als freimüthig und unerschrocken. Er theilte ganz die Ansichten seines Freundes. Er erwartete alles Heil von den Gnadenwirkungen Gottes im Innern der Seele. „Wenn Gott eine Seele retten will," sagte er, „fängt er inwendig an. Ist das Herz nur einmal verändert, wird nur erst wahre Reue empfunden, so folgt das andere alles nach. Wie ein Arzt nur den Bewegungen und innern Wirkungen der Natur nachzugehen hat, so müssen auch die Aerzte der Seele den Wirkungen der Gnade nachfolgen." Sein ernster Sinn hatte sich mit Nachdruck gegen das Treiben der Jesuiten und jede öffentliche Unsittlichkeit erklärt. Darüber war er vom Kardinal Richilieu in das Gefängniß geworfen worden; aber selbst vom Kerker aus setzte er seine belehrende und bekehrende Thätigkeit fort. Er erlangte nach dem Tode Richilieus seine Freiheit wieder, ward nun wie ein Heiliger verehrt, indem man ihn mit Johannes dem Täufer verglich, und als er wenige Monate darauf starb, gingen, wie gesagt wird, seine Schüler wie junge Adler unter

seinen Flügeln hervor, Erben seiner Tugend und Frömmigkeit, welche das, was sie von ihm empfangen, andern wieder überlieferten. In der That hatte sich um ihn schon bei seinem Leben ein Kreis von Männern gesammelt, welche durch den Ernst ihrer Frömmigkeit, die Strenge ihrer Tugend und die Gründlichkeit ihrer wissenschaftlichen Bildung berufen schienen, ein neues Leben in der katholischen Kirche hervorzurufen. Nachdem sie zum Theil wichtige Staatsämter bekleidet, oder sich auf andere Weise großen Ruhm in der Welt erworben, hatten sie sich nun in die Stille des klösterlichen Lebens zurückgezogen, um den Rest ihrer Tage Gott zu widmen. Ihr Sammelplatz war das Cirstentienser-Kloster Port-Royal des Champs unweit Versailles und dann das neue Port-Royal in Paris, wohin das Kloster verlegt wurde. Zu ihnen gehörte vor allen Anton Arnauld (geb. 1612), Dr. der Theologie in der Sorbonne zu Paris, ein Mann voll Geist und Kraft, von ausgebreiteten Kenntnissen, von strengen Sitten, dabei heitern Gemüthes, bescheiden und anspruchslos. Er ist fast ein halbes Jahrhundert das Haupt seiner Parthei gewesen, denn er erreichte ein hohes Alter, und noch in seinem achtzigsten Jahre lernte er die Psalmen auswendig, um einen würdigen Gegenstand des Nachdenkens zu haben, wenn die Beschwerden des Alters ihn am Arbeiten verhindern würden. Bis an sein Ende, das er in einem Dorfe bei Lüttich 1694 erreichte, behielt er eine ungeschwächte Kraft, und nach seinem Wunsche wurde sein Herz nach Port-Royal gebracht, wo es als eine heilige Reliquie aufbewahrt wurde. Anton Arnauld hatte

eine Schwester, Marie Angelica Arnauld. Diese war die Aebtissin von Port=Royal, ihrem Bruder gleich an Gaben des Geistes und Herzens. welche nun auch wieder einen Kreis von edlen Frauen um sich sammelte, so daß das Kloster in der That die Blüthe des christlichen Lebens unter Männern und Frauen in Frankreich vereinigte. Wir müssen hier aber noch besonders eines Mannes gedenken, der von einem gleichzeitigen Schriftsteller das Genie von Port=Royal genannt wird, theils weil er der ausgezeichnetste Geist und zugleich der Genius, der Schutzengel der Anstalt war. Es ist Pascal.

3. Pascal.

Blaise Pascal ist geboren 1623 zu Clermont in Frankreich, wo sein Vater Präsident des dortigen Steuercollegiums war. Er verlor schon früh seine Mutter, und sein Vater, ein sehr gebildeter Mann, widmete seine ganze Sorge der Erziehung seines Sohnes, und ward sein einziger Lehrer. Der Knabe zeigte ganz ungewöhnliche Geistesgaben. Als der Vater mit ihm den Unterricht in der Mathematik begonnen hatte, so entwickelte der zwölfjährige Knabe aus eignem Denktrieb die zwei und dreißig ersten Lehrsätze des Euklid (eines alten griechischen Mathematikers), ohne je ihn oder ein ähnliches Buch gelesen zu haben. Der Vater erkannte darin einen Wink, den Sohn tiefer in das Studium der Mathematik einzuführen, und in seinem sechszehnten Jahre trat dieser schon mit einer mathematischen Arbeit hervor, welche der berühmte Descartes als ein Meisterstück belobte. Nun hatte er keine Ruhe mehr, bis er auch das Höchste geleistet.

Er sann stets über neue Erfindungen nach und in seinem neunzehnten Jahre hatte er eine Rechenmaschine zu Stande gebracht, welche die allgemeine Bewunderung auf sich zog. Doch hatten die anstrengenden Arbeiten seine Gesundheit schon so geschwächt, daß er von seinem achtzehnten Jahre an sich nie von körperlichen Leiden frei fühlte. Dennoch arbeitete er unermüdlich fort und gesellte zu dem Studium der Mathematik auch das der Naturwissenschaften, bis eine wunderbare göttliche Fügung ihn in eine ganz andere Bahn warf. Er war in seinem ein und dreißigsten Lebensjahre, als er eines Tages über die Brücke von Neuilly fuhr. Da wurden die Pferde scheu, und er glaubte sich schon eine Beute des Abgrundes, über den die Brücke führte. Nur durch ein Wunder meinte er sich gerettet, aber die tosende Kluft öffnete sich fortwährend vor den Augen seines Geistes, und immer war der Tod vor ihm. Da ergriff ihn das Gefühl von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge so gewaltig, daß er sich ausschließlich der Betrachtung der Ewigkeit zuwandte. Er entsagte daher fortan nicht allein allen weltlichen Studien, sondern übte sich auch in jeder Art von Selbstverleugnung. Er gestattete sich nicht mehr die geringsten Bequemlichkeiten des Lebens; er besorgte selbst seine dürftige Küche, sein Bett, seinen Anzug und wollte keine Bedienung annehmen. Er hielt es für Sünde, um einigen Nutzens willen sich nach den geschicktesten Arbeitern umzusehen, und meinte, nach den ärmsten müsse man fragen, um diesen etwas zu verdienen zu geben; die Armen vom Ueberflusse unterstützen, sei noch nicht die rechte Liebe, sondern den Armen durch Armuth

dienen, wie Christus gethan. Um sein Fleisch noch weiter zu kreuzigen, legte er sich die härtesten Büßungen auf; er trug einen eisernen Gürtel mit Stacheln auf dem Leib, den er sich von Zeit zu Zeit ins Fleisch drückte, um die eiteln Gedanken zu entfernen. Er beobachtete eine scheinbare Kälte gegen seine nächsten Angehörigen, denn er fürchtete das Geschöpf mehr zu lieben, als den Schöpfer. Er versäumte keinen Gottesdienst und zeichnete sich in seinem Taschenkalender alle die Orte an, wo an dem einen oder andern Tage besondere Andachten gefeiert wurden, um auch an ihnen Theil zu nehmen. Bis auf die kleinsten Einzelheiten beobachtete er alle Gebräuche seiner Kirche, und das veranlaßte eine fromme Person zu der Bemerkung: „Gottes Gnade zeige sich bei großen Geistern in kleinen Dingen, während sie bei gewöhnlichen Geistern durch Großes und Außerordentliches sich kund gebe." Pascals Beichtvater war selbst verwundert über die Fügsamkeit, mit welcher ein so großer Geist sich allen Vorschriften der Kirche unterwarf. Diese hatte zum Theil aber ihren Grund in den frühesten Jugendeindrücken des seltenen Mannes; sein Vater hatte ihm die katholische Religion so sehr immer als die von Gott geoffenbarte und über allen Zweifel erhabene dargestellt, daß er nie in Versuchung gerieth, die Schärfe seines Geistes an ihr zu erproben. Sein Ende war, wie sein Leben. Er verzehrte sich im Dienste der Armen. Er hatte aus Barmherzigkeit einen armen Menschen mit seiner ganzen Familie in sein Haus aufgenommen. Eines der Kinder bekam die Blattern. Die Schwester Pascals verließ aus Furcht vor Ansteckung das Haus. Pascal konnte

es aber nicht über das Herz bringen, den armen Mann mit dem kranken Kinde aus dem Hause zu weisen; und er ward nun auch von der Krankheit ergriffen. Dieselbe nahm so schnell zu, daß der Kranke die Sterbesacramente begehrte. In Hoffnung baldiger Besserung suchten die Aerzte ihn aber zu bewegen, das heilige Werk noch hinauszuschieben. Doch trat bald ein besinnungsloser Zustand ein, und alle waren schon betrübt, daß der Kranke ohne die Tröstungen der Religion sterben sollte. Aber siehe, noch einmal kehrt die Besinnung wieder; der Sterbende richtet sich auf, der Priester tritt mit dem Sacrament an sein Lager; jener empfängt den Leib des Herrn und die letzte Oehlung, spricht das Glaubensbekenntniß der Kirche, bezeugt, daß ihn Gott nie verlassen werde, sinkt in sein Kissen zurück und nachdem er noch einen vier und zwanzigstündigen Todeskampf ausgehalten, giebt er endlich seinen Geist auf. Er war nur neun und dreißig Jahre alt geworden, und starb den 19. August 1669. Seinen ganzen Sinn hat er nirgends schöner ausgesprochen, als in dem Gebete, das er einem seiner Werke angehängt hat: „Ich verlange von Dir, o Gott, weder Gesundheit, noch Krankheit, weder Leben, noch Tod, sondern nur, daß Du verfügest über meine Gesundheit, über meine Krankheit, über mein Leben wie über meinen Tod, zu Deiner Ehre und zu meinem Heil. Gieb mir, nimm mir, aber mache meinen Willen dem Deinen gleich, daß ich in vollkommener Unterwürfigkeit und in heiligem Vertrauen mich anschicke, die Fügung Deiner ewigen Vorsehung zu erwarten und alles zu verehren, was von Dir herkommt."

Es ist begreiflich, wie ein Mann von solchen Gaben, von solchen Gesinnungen und solchem Wandel als ein helles Licht in der frommen Gemeinschaft von Port-Royal leuchtete. Lange hatte er in stiller Verborgenheit seinen Segen hier ausgestreut, bis er sich endlich auch berufen fühlte, an die Oeffentlichkeit hervorzutreten. Er that dieß mit den Lettres Provinciales, welche er unter dem Namen Louis de Montalte herausgab. Mit dem schärfsten Ernste und dem feinsten Witze deckte er hier die verderblichen Grundsätze der Jesuiten auf. Die Wirkung dieser Schrift war mächtig. In den Augen aller Urtheilsfähigen war der Sache der Jesuiten dadurch der Todesstoß versetzt worden. Doch um so mehr nun boten diese alles auf, um wenigstens äußerlich den Sieg davon zu tragen.

4. Die Verfolgung.

Der Jansenistische Streit war eigentlich ein Kampf des christlichen Ernstes mit der heuchlerischen weltförmigen Frömmigkeit, welche die Jesuiten sammt dem Papste und dem leichtfertigen französischen Hofe vertraten. Jener Ernst hat sich immer mehr angezogen gefühlt von der christlichen Lehransicht, welche das Unvermögen des Menschen aufs stärkste hervorhebt und der göttlichen Gnade allein den Preis reicht. Menschen, welche sich keine hohe sittliche Forderungen stellen, meinen auch, daß sie mit eignen Kräften alles auszurichten vermögen, und daß sie der göttlichen Gnade nicht so sehr bedürfen. Solche waren die Jesuiten und ihr Anhang. Es ist daher eben so begreiflich, daß sie Feinde der augustinischen Lehre waren, wie, daß die ernsten wahrhaft frommen

Jansenisten dieselbe mit ganzem Herzen umfaßten. Weil die augustinische Lehre aber wesentlich die Grundlage der Reformation war, so standen die Jansenisten eigentlich auf ihrem Boden; da sie aber doch in der katholischen Kirche bleiben wollten, so geriethen sie oft in Widerspruch mit sich selbst. Der Papst Urban VIII. hatte sich bereits gegen den Jansenius erklärt, noch bestimmter hatte dieß Innocenz X. gethan, indem er fünf Sätze aus der Lehre Jansens heraushob, welche er als ärgerliche, gotteslästerliche und ketzerische Sätze bezeichnete. Da nun die Jansenisten als Katholiken die Untrüglichkeit des Papstes nicht fallen lassen wollten, so erklärten sie, allerdings habe der Papst wohl das Recht, die genannten Sätze zu verdammen, zugleich aber behaupteten sie, daß die Sätze nicht die eigentlichen Sätze des Jansenius seien, oder daß dieser sie nicht in dem Sinne geschrieben habe, in welchem der Papst sie verdammet. Dagegen aber erklärte der Papst bald, allerdings habe er die Lehre Jansens richtig verstanden, und sie in eben dem Sinne verdammt, in welchem sie geschrieben seien. Zugleich befahl Alexander VII., daß alle Geistliche Frankreichs diese päpstliche Constitution (Beschluß) annehmen sollten bei Verlust ihrer Aemter. Dagegen aber protestirten die Jansenisten; sie unterschieden zwischen einer Rechtsfrage (question de droit) und Frage der That (question de fait). Eine Rechtsfrage, nämlich die Frage, ob ein Lehrsatz richtig oder kirchlich sei, oder nicht, vermöge der Papst wohl zu entscheiden, aber über eine Frage der That, nämlich, ob eine bestimmte Person oder ein bestimmtes Buch diese oder jene Lehre ausspreche, stehe dem Papste keine Entscheidung zu.

So wollten die Jansenisten auf der einen Seite als gute Katholiken die Untrüglichkeit des Papstes retten, und auf der andern Seite vernichteten sie dieselbe; und wir müssen gestehen, daß die frommen Leute in diesem Punkte so jesuitisch verfuhren, wie die Jesuiten es nur thun konnten. Und der Papst zahlte ihnen nun mit gleicher Münze. Clemens IX. forderte aufs neue, daß sie die Constitution seines Vorgängers unterschreiben sollten, aber er ließ ihnen einen Vorbehalt zu: sie sollten zwar aufrichtig, aber nicht einfach und unbedingt unterschreiben. Das war eine Falle. Den Jansenisten blieb nun zwar die Deutung frei, aber auch dem Papste; wie sie das „nicht einfach und unbedingt" geltend machen konnten, so konnte der Papst sie auch wieder nach Gelegenheit bei dem „aufrichtig" fassen. Wirklich that dieß der Papst Clemens XI., nachdem die Jansenisten eine Weile Ruhe gehabt hatten. Er erklärte in einer Bulle von 1705, es sei nicht genug, daß man über die Frage, ob die fünf Sätze wirklich in Jansens Buche ständen, ein gehorsames Stillschweigen beobachte, sondern man müsse schlechterdings von Herzen glauben, daß er sie wirklich in einem ketzerischen Sinne gelehrt habe. Es war dieß eine neue Herausforderung gegen die Jansenisten, welche Ludwig XIV., der diese eben so sehr haßte, als die Hugenotten, mit allen Mitteln seiner Macht unterstützte. Das Kloster Port-Royal leistete Widerstand, aber vergeblich, denn es wurde 1710 auf Antrieb der Jesuiten dem Boden gleich gemacht, wobei selbst der Leichname in den Gräbern nicht geschont wurde. Man sieht hieraus aufs neue, daß Zweideutigkeiten eine dauernde

Hilfe nie gewähren können, und eine halbe Stellung auf die Länge nicht Stich hält. Der Jansenismus, weil er halb protestantisch, halb katholisch war, vermochte sich nicht zu behaupten. Zwar war er durch die Zerstörung des Klosters Port=Royal noch nicht gänzlich vernichtet; wir sehen ihn in einem letzten Kampfe noch einmal alle seine Kräfte aufbieten, um dann von der römischen Kirche gänzlich erdrückt zu werden.

§. 2. Constitutionsstreitigkeiten.

Schon früher hatten mehre fromme und gelehrte Jansenisten, denen es um die Verbreitung einer lebendigen christlichen Erkenntniß zu thun war, an einer französischen Bibelübersetzung gearbeitet, welche im Jahre 1667 zu Mons herauskam. Da sie sich etliche Verbesserungen der in der katholischen Kirche gebräuchlichen lateinischen Bibelübersetzung (Vulgata) erlaubt hatte, wurde sie von Clemens IX. verdammt. Bald darauf bearbeitete der fromme Priester Paschasius Quesnel (geb. 1634, gest. 1710), der dem römischen Hofe schon anderweit verhaßt geworden war, eine Auslegung des neuen Testaments, welche 1693 vollendet war. Das Buch fand einen allgemeinen Beifall, weil es in tief sittlichem Ernste und in einer schönen salbungsvollen Sprache geschrieben war. Viele kirchliche Behörden empfahlen es auch, besonders der Erzbischof von Paris Noailles; ja selbst der Papst Clemens XI. las es mit Vergnügen und erklärte, in Rom gebe es keinen Gelehrten, welcher also zu schreiben verstände. Aber die Jesuiten, deren Lehren freilich nicht mit den in dem genannten Buche

ausgesprochenen Grundsätzen stimmten, und die überdieß dem frommen Erzbischof Noailles feind waren, boten alles auf, um das Buch zu unterdrücken. Wirklich brachten sie es durch allerhand Ränke dahin, daß der Papst 1711 die berüchtigte Constitution Unigenitus erließ, in welcher er über 100 aus dem Buche entnommene Sätze das Verdammungsurtheil aussprach. Es wurden hier meist Sätze verdammt, die rein biblisch waren, indem sie nur das gänzliche Unvermögen des Menschen und die unbedingte Nothwendigkeit der göttlichen Gnade zur Erlangung des Heils aussprachen. Nicht allein die ganze jansenistische Parthei, sondern auch alle wahrhaft frommen Geistlichen waren empört über diesen Gewaltstreich und es erwuchsen nun daraus die sogenannten Constitutionsstreitigkeiten.

Noailles erklärte auf der Kanzel, um des Friedens willen verzichte er gern auf das Quesnelsche Buch, bat auch, daß die Gemeinde ihm hierin nachfolge; nur die Constitution Unigenitus könne er nicht annehmen. Einige Geistliche brauchten wieder die Ausflucht, sie wollten die päpstliche Entscheidung der Form nach zwar annehmen, müßten ihr aber einen andern Sinn unterlegen; Noailles aber verschmähte diese Zweideutigkeiten; er forderte von dem Papste selbst eine Erklärung, die ihm aber mit dem Bemerken verweigert wurde, erst müsse er sich unterwerfen, dann möge man über den Sinn streiten. Es zeigt sich hierin wieder die tiefe Lügenhaftigkeit des päpstlichen Regiments, dem es nur darauf ankam, zu herrschen, ohne sich um die Zustimmung der Herzen zu kümmern. Der Papst fuhr in seiner Gewaltthätigkeit fort; er drohte

Noailles und der immer wachsenden Zahl der widerstrebenden Geistlichen mit dem Banne. Da appellirten diese gegen die Gewaltstreiche des Papstes an ein allgemeines Concil, und wurden dann Appellanten (Widersprechende) genannt, während die andern, welche die päpstliche Constitution annahmen, Acceptanten (Annehmende) geheißen wurden. Ueber jene sprach der Papst denn nun wirklich den Bann aus, und da sich bald darauf der französische Hof für den Papst erklärte, und die Constitution als Reichsgesetz bekannt machte, auch die härtesten Verfolgungen über die Widerspenstigen verhängte, wurden diese immer zaghafter, und selbst Noailles unterschrieb als ein achtzigjähriger Greis im Jahre 1728 die Bulle und starb bald darauf.

Es zeigte sich nun aber bald, daß rohe Gewalt doch auf die Dauer die Wahrheit nicht unterdrücken kann. Die Wahrheit war ohne Zweifel auf der Seite der Appellanten und Jansenisten, allerdings aber, wie schon bemerkt, nicht ungetrübt; deßhalb erhielten die Bewegungen, die zu ihren Gunsten jetzt entstanden, auch manche unreine Beimischung. Die Sache war folgende. In Paris lebte ein junger Jansenist, der unter dem Namen Franz von Paris bekannt ist. Er stammte von vornehmen Eltern ab, war wider den Willen derselben in den geistlichen Stand getreten, und stand seit 1720 als Diakonus an einer Pariser Kirche. Als strenger Jansenist gehörte er zu den Appellanten, suchte dabei aber sein Heil in den Werken einer grausamen Fleischestödtung. Bei vollem Ueberflusse litt er schmählichen Hunger, und seinen Leib peinigte er so, daß er in der Blüthe seines Alters starb.

Bei seinem Tode hielt er die Appellationsurkunde in der Hand. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so schlug sich das Volk um seinen kümmerlichen Nachlaß und machte Heiligthümer aus der Beute. Er ward auf dem Kirchhof des heiligen Medardus in einer Pariser Vorstadt begraben, und sein Bruder setzte ihm ein marmornes Denkmal mit der Inschrift: „Mehr durch das Feuer der Liebe verzehrt, als durch Fieberhitze." Tausende von Kranken strömten hin zu der Ruhestätte des Heiligen, küßten die Erde, welche seinen Leichnam deckte, und fanden Genesung durch eine wunderthätige Kraft, die angeblich der Gruft entströmte. Auch wunderbare Bekehrungen ereigneten sich hier. Der Pariser Parlamentsrath de Montgeron, ein Mann ohne Religion und Glauben, hatte bisher immer über die Jansenisten und ihre Wunder gespottet; doch geht er einmal der Neugierde und des Scherzes halber mit zum Grabe des heiligen Franz. Da findet er eine betende, in tiefe Andacht versunkene Menschenmenge; er wird ergriffen von dem Gefühl, daß es noch etwas Höheres giebt, als er bisher gehabt hat; er wirft sich mit den andern nieder auf sein Angesicht und bittet Gott um Erleuchtung in seiner Finsterniß. Er verläßt vier Stunden darauf das Grab als ein neuer Mensch, überzeugt von der Wahrheit des Christenthums, das er bisher verhöhnt hatte, von der Wahrheit der Wunder auf dem Kirchhofe des heiligen Medardus, die er verspottet, und dem Rechte der Appellanten, um die er sich bisher wenig gekümmert, und so fest ist er in seiner Ueberzeugung, daß er ein großes Werk zur Vertheidigung derselben schreibt und sogar sein Leben für dieselben hingiebt.

Durch solche und ähnliche Vorfälle steigert sich nur die Begeisterung der aufgeregten Menge; und zu den Wunderheilungen gesellten sich schwärmerische Entzückungen. Einige verfielen in einen wunderbaren Schlaf, bei welchem ihr Geist entrückt wurde, in dem sie sangen, predigten und weissagten, ohne nachher zu wissen, was sie geredet und gethan hatten. Andere fielen zu Boden, gaben mit ausgestreckten Armen ihrem Körper die Gestalt eines Kreuzes, machten auch Luftsprünge und brachen dann in heftige Reden oder in ein rührendes Weinen aus, vermahnten, trösteten, und droheten, widerlegten die Bulle Unigenitus, oder führten Kraftsprüche aus Quesnel oder einem andern erbaulichen Schriftsteller an, oder sprachen sonst, oft ohne nur lesen gelernt zu haben, über gelehrte Aufgaben so gründlich, wie ein Buch, oder entdeckten tiefe Geheimnisse, und verkündigten kleine Zufälligkeiten, welche pünktlich eintrafen. Manche redeten auch in fremden Zungen, stießen Töne aus, welche man für griechische oder hebräische Worte halten mußte. Wenn nun anfangs diese Auftritte auch nur eine Art von andächtiger Verwunderung hervorbrachten, so führte die wachsende Aufregung doch bald auch viel Unfug herbei; es wurde daher der Kirchhof auf königlichen Befehl geschlossen und der Eingang dazu bewacht. Aber diese Gewaltmaßregeln steigerten nur die Schwärmerei, und bald traten in allen Theilen der Hauptstadt solche Entzückte auf, welche unter schrecklichen Krämpfen und Zuckungen in begeisterter Rede ihren Glauben priesen. Man nannte sie theils Securisten, theils Antisecuristen. Diese geriethen ohne Weiteres in den Zustand der Entzückung;

jene bedienten sich dazu einer gewissen Hilfe (secours), und dieselbe bestand in Stockschlägen, Fußtritten, Nadelstichen, Verwundungen und Zerfleischungen aller Art; man ließ sich mit gehörnten eisernen Stangen auf die entblößte Brust schlagen, oder ein Feuer anzünden, an welchem man sich, oft an einen Spieß gebunden, umherwälzte; oder man ließ sich an ein Kreuz heften, Hände und Füße durchbohren, und fühlte sich selig und erquickt durch solche Martern. Andere, Naturalisten und Figuristen genannt, liebten in ihren geheimen Zusammenkünften unanständige Entblößungen, um entweder die Hilflosigkeit des natürlichen Menschen oder die Reinheit der Kirche oder die Heiligkeit der Kinder Gottes darzustellen, welche durch keinen Reiz der Lust verführt werden könnten. Neue Gewaltmaßregeln fruchteten nichts; der Erzbischof Beaumont befahl 1752, daß keinem Sterbenden das Sacrament gereicht werden solle, der nicht von seinem Beichtvater eine Bescheinigung beibrächte, daß er die Bulle Unigenitus annähme. Selbst dem Herzog von Orleans wurden auf diesen Grund hin die Sacramente verweigert. Der Erzbischof wurde deßhalb vor das Parlament gefordert, welches sich jetzt des Volkes gegen den König annahm und den Sieg davon trug. Papst Benedict XIV. suchte durch einen versöhnlichen Hirtenbrief 1756 den Frieden wieder herzustellen, aber immer noch traten Entzückte auf, welche den nahen Sturz der Kirche und des Thrones weissagten.

Auf eine schauerliche Art wurden diese Weissagungen in der bald folgenden französischen Revolution erfüllt. Die jansenistischen Streitigkeiten hatten

dazu beigetragen, das Verderben zu offenbaren, aus welchem diese hervorgehen mußte. Es hatte sich auf der einen Seite ein starres Festhalten an den hergebrachten Irrthümern und Gebräuchen der römischen Kirche gezeigt, welches kein Mittel der Gewalt und List scheute, um die Wahrheit zu unterdrücken; und auf der andern Seite hatte die reinere und freiere Erkenntniß so wenig Kraft offenbart, daß sie zuletzt doch nur in schwärmerischen Ausschweifungen endete. Der Jansenismus hätte Frankreich vielleicht gerettet, wenn er sich ganz von der katholischen Kirche losgesagt hätte. Seine Halbheit vereitelte dieß und bereitete ihm selbst den Untergang. Er verlor sich in Frankreich fast ganz; nur in den Niederlanden, von wo er ausgegangen war, hatte er sich bis heute noch erhalten. Es gelang den Jansenisten, ein Erzbisthum zu Utrecht und zwei Bisthümer zu Harlem und Deventer sich zu bewahren, und 1763 hielten sie eine Synode, auf welcher sie zwar ihre Uebereinstimmung mit allen Glaubensartikeln der römischen Kirche, zugleich aber ihre Anhänglichkeit an den Augustinischen Lehrbegriff, ihren Abscheu gegen die jesuitische Moral, ihre Verwerfung der Bulle Unigenitus aussprachen. Vergeblich suchten sie die Anerkennung der Päpste zu erlangen; die Mitglieder dieser katholisch jansenistischen Kirche wohnen in 27 holländischen Gemeinden, ihrer sind etwa 5000.

§. 3. Quietistische Streitigkeiten.

Der Jansenismus hatte die Kirche vornämlich wegen Verfälschung der Lehre angegriffen; jetzt brach auch ein Kampf aus, der gegen das ganze äußerliche

Wesen der Kirche gerichtet war. Eine Richtung dieser Art war in der Kirche immer vorhanden gewesen und hatte früher ein heilsames Gegengewicht gegen die Scholastik und den todten Ceremoniendienst gebildet. Wir meinen den Mysticismus. Er nahm jetzt eine eigenthümliche Gestalt an, und griff besonders dadurch in die kirchlichen Verhältnisse ein, daß sehr ausgezeichnete Männer seine Vertreter wurden. Jene eigenthümliche Gestalt des Mysticismus erhielt den Namen des Quietismus, woher die durch ihn veranlaßten Streitigkeiten die quietistischen genannt sind. Wir reihen den Bericht darüber an die Persönlichkeiten an, die darin hervortreten.

1. Molinos.

Bald nach der Reformation, als ihre Grundsätze sich auch in Spanien zu verbreiten anfingen, entstand hier eine mystische Secte, welche sich die Alombrados (Erleuchtete) nannte. Sie ward zwar durch die Inquisition unterdrückt, aber wahrscheinlich ging aus ihr hervor der Spanier Michael Molinos. Er war 1640 zu Saragossa geboren, studirte auf einigen spanischen Universitäten, ward Doctor der Theologie und lebte seit 1669 in Rom, wo er, ohne ein priesterliches Amt zu bekleiden, in Verbindung mit mehren ernsten Christen sich in der Gottseligkeit übte. Zunächst zum Nutzen für die ihm verbundenen Freunde gab er 1675 ein Andachtsbuch heraus unter dem Titel: „Geistlicher Wegweiser", welches bald großes Aufsehn machte und in mehre Sprachen übersetzt wurde, auch ins Lateinische durch August Hermann Francke. Er

ging, wie alle Mystiker, davon aus, daß Gott nur durch eine unmittelbare Verbindung mit ihm recht erkannt werde. In der Meinung, daß der Mensch selbst gar nichts thun könne, um diese selige Gemeinschaft mit Gott zu erlangen, lehrte er nun aber auch, daß jede Thätigkeit des Menschen ruhen, daß man sich ganz still Gott überlassen müsse; man müsse alles von ihm erwarten, nichts von ihm verlangen, nichts von ihm erbitten, denn das beste Gebet sei, Gott sich ganz willenlos hinzugeben. Ja er ging so weit, daß er sagte, man solle auch der Sünden wegen sich nicht beunruhigen, weil darin auch schon ein gewisses Widerstreben gegen Gott liege, denn Gott wisse nach seiner unaussprechlichen Weisheit die Fehler eben sowohl wie die Tugenden zu Himmelsleitern zu machen. Weil hiernach nun die vollkommenste Ruhe als das eigentliche Ziel der Gottseligkeit vorgestellt wurde, so erhielt diese Denkweise den Namen des Quietismus (von dem lateinischen Wort Quies Ruhe).

Es läßt sich denken, daß dieser Quietismus der römischen Kirche verdächtig sein mußte, weil dadurch der Werth ihrer Heilsanstalten, ihrer Gottesdienste, ihrer Buß- und Andachtsübungen in Frage gestellt wurde. Und weil gegen diese äußerliche Werkgerechtigkeit der Protestantismus eben sowohl, wie der Jansenismus ankämpfte, witterte man hier auch einen Bundesgenossen beider. Der damalige Papst zwar, Innocenz XI., fand gerade keine Veranlassung, als der erste gegen Molinos einzuschreiten, denn er hatte noch als Kardinal das Buch desselben sehr erbaulich gefunden. Er wurde aber bald von andern Seiten, namentlich durch die

Jesuiten, dazu gedrängt. Er mußte es geschehen lassen, daß eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, deren Ende das Urtheil war, daß der Verfasser des ketzerischen Buches in der Kleidung eines Büßenden, mit einer brennenden Wachskerze in der Hand, in eine Kirche zu Rom geführt werden sollte, um hier seine Irrthümer abzuschwören. Er that dieß mit heiterm Angesichte und empfing die Absolution. Aber damit war er noch nicht frei. Er wurde in einem Kerker des Dominikanerklosters verwahrt, wo er täglich zwei Mal den Rosenkranz beten, einmal das apostolische Glaubensbekenntniß hersagen, dreimal in jeder Woche fasten, viermal im Jahre zur Beichte gehen, und so oft das heilige Abendmahl empfangen sollte, als es sein Beichtvater von ihm verlangen werde. Er mußte also gerade das Gegentheil von dem thun, was er gelehrt hatte. Je innerlicher seine Andacht erst gewesen war, desto äußerlicher sollte sie nun sein. Molinos starb 1696 im Kerker. Aber seine Lehre war damit nicht erstickt; sie fand eine neue Vertreterin in einer Frau, welche noch mehr Aufsehn machte, als er selbst, und deren merkwürdiges Leben wir nun beschreiben müssen.

2. Frau von Guyon.

Jeanne Marie Bouvières de la Mothe Guyon, geboren im Jahre 1648 zu Montargis in der Provinz Orleans, stammte von adligen Eltern her. Obwohl sie ein hübsches Kind war, so war sie schon frühe vielen Leiden unterworfen. Oft war sie in Lebensgefahr, wurde aber immer wunderbar errettet. Sie erhielt ihre Erziehung in dem Kloster der Ursulinerinnen, und sie gefiel sich

außerordentlich in ihrer Klostertracht. Bei ihren geistlichen Beschäftigungen kamen ihr mancherlei Zweifel. Sie meinte, man habe ihr von der Hölle nur erzählt, um ihr Furcht einzujagen. Da erschien ihr jedoch ein fürchterliches Traumbild, in welchem sie die Hölle mit allen ihren Schrecken sah. Sie klagte sich nun vor ihrem Beichtvater ihres Unglaubens in einer Weise an, daß dieser darob erstaunte. Mit dem größten Eifer fing sie jetzt an die heilige Schrift zu lesen, und weil sie ein glückliches Gedächtniß hatte, behielt sie die meisten Geschichten auswendig. Noch mehr zogen sie die Schriften des heiligen Franz von Sales an. Als sie einmal von der Freundin dieses Mannes, der Madame Chantal, gelesen, wie dieselbe mit einem glühenden Eisen den Namen Jesus auf ihr Herz gedrückt hatte, nahm sie einen Bogen Papier, schrieb darauf mit großen Lettern diesen heiligen Namen, und nähete dann mit blutigen Stichen den Bogen sich auf die Brust. Ihr sehnlichster Wunsch war, in den von Franz von Sales gestifteten Orden der Visitantinnen aufgenommen zu werden. Sie versuchte zu diesem Zwecke einen frommen Betrug; sie ahmte die Handschrift ihrer Mutter nach, um die Vorsteherin des Klosters glauben zu machen, sie habe die elterliche Einwilligung zum Eintritt in dasselbe. Doch wurde der Betrug entdeckt, und Jeanne Marie von ihren Eltern gezwungen, in ihrem sechszehnten Jahre den Mann zu heirathen, von dem sie den Namen Guyon trägt. Mit diesem lebte sie in einer zwölfjährigen, höchst unglücklichen Ehe. Ihr Mann war kränklich, ihre Schwiegermutter zanksüchtig, ihr Gesinde störrisch, selbst einer ihrer Söhne

empörte sich wider sie in frechem Trotze. Gott hatte sie ohne Zweifel in diese Umstände versetzt, um ihren Eigenwillen zu tödten, und sie so zur wahrhaftigen Heiligung zu führen. Es wäre ihre Aufgabe gewesen, trotz allem Widerstreben ihres Herzens ihre häuslichen Pflichten zu erfüllen, und durch demüthige Liebe die Gereiztheit ihrer Hausgenossen zu überwinden. Statt dessen klagt sie, daß sie überall verkannt, zurückgesetzt und verfolgt sei, und sucht sich den häuslichen Sorgen zu entziehen, um in frommen Betrachtungen zu schwelgen. Ihr Eigenwille erwählt sich ein eignes Kreuz, das zwar schwerer scheint als das, welches der Herr ihr auferlegt hatte, in der That aber ihr leicht war, weil es ihren Neigungen entsprach. Sie wollte sich mit einem Messer die Zunge abschneiden, um mit ihren Umgebungen nicht mehr reden zu können, weil ihr ihre Gespräche zu weltlich waren. Sie geißelte sich mit eisernen Haken bis aufs Blut, zerfleischte sich mit Dornen, legte sich Nesseln auf den Leib, füllte sich die Schuhe mit Steinen; ließ sich ihre guten Zähne ausziehen, während sie die schadhaften stehen ließ, um so durch doppelten Schmerz gequält zu werden, goß sich auch heißes Siegellack und Blei auf den Leib und ärgerte sich, wenn der Schmerz nicht größer war, als sie sich vorgestellt hatte. Ihr größtes Leiden war, wie sie selbst sagte, kein Leiden zu haben, ihr größtes Märtyrerthum das, keine Märtyrerin werden zu können. Ja, ihre Leidenssucht war so groß, daß sie zu Gott mit Thränen flehete, er möge sie doch aus Barmherzigkeit in die Hölle schicken, wie er andere aus Strafe dahin verdamme. Es war dieß ein eben so vermessener

als hochmüthiger Wunsch, der nur in einem Herzen aufkommen konnte, das, seine eigne Schwäche ganz verkennend, in der ausschweifendsten Werkgerechtigkeit wie berauscht war.

Dieser Zustand der geistlichen Trunkenheit zeigte sich auch darin, daß ihr die ganze äußere Welt, in der sie doch ihren Beruf, ihre Pflichten hatte, völlig entschwand, so daß sie alles vergaß, was man ihr sagte oder auftrug. Sie drückt sich über diese ihre Zustände so aus: „Ich konnte weder von Gott noch von Christus reden, ohne außer mich selbst versetzt zu werden. Meine wörtlichen Gebete, die ich zu sprechen gewohnt war, konnte ich nicht mehr hersagen. Kaum öffnete ich den Mund dazu, so bemächtigte die Liebe sich meiner dergestalt, daß ich in ein tiefes Stillschweigen und in einen Seelenfrieden versank, den nichts auszusprechen im Stande war. Diese Stimmung wurde in ihr noch bedeutend genährt durch die Verbindung mit der Priorin eines Frauenklosters zu Paris, Namens Grange, und dem Superior der Barnabiten zu Thonon, Franz de la Combe; die erstere beredete sie ein Jahr vor dem Tode ihres Mannes, sich dem Bilde des Jesuskindes als ihrem geistlichen Ehegemahl antrauen zu lassen, was durch einen förmlichen Contract unter allerlei Feierlichkeiten auch geschah; der letztere führte sie auf die höchste Stufe des Mysticismus. Sie zog sich in die verborgensten Tiefen der innern Welt zurück, sie versenkte sich so sehr in Gott, daß sie nicht allein die ganze Welt um sich, sondern sich selbst auch völlig vergaß, und sie meinte, das bloße Bewußtsein ihrer selbst trübe schon ihren reinen Gottesfrieden. Sie war damit ziemlich auf einen Punkt

gekommen, wo wir die altindischen heidnischen Philosophen finden, welche auch in der Vernichtung des eignen Ichs und in der gänzlichen Versenkung der Seele in Gott die Aufgabe der Frömmigkeit gefunden zu haben meinten. Gleichwohl sollte die gute Frau aus ihrer süßen Gottesruhe durch ihren Gewissensrath, den Pater la Combe, auf eine Zeitlang herausgerissen werden. Er glaubte während der heiligen Messe eine Offenbarung empfangen zu haben, daß sie die damals abtrünnigen Genfer wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückführen sollte. Und sie selbst rief nun in schwärmerischer Begeisterung aus: „In deinen Mauern sollst du, o Genf, die Wahrheit wieder aufblühen sehen, die der Irrthum aus ihnen verbannt hat; die schöne Inschrift deines Rathhauses: „Nach der Finsterniß das Licht!" soll sich an dir in einem andern Sinne bewähren, als in dem verkehrten Sinne, in dem du sie hineingesetzt hast; und deine prächtige Peterskirche wird wieder die schauervollen Geheimnisse unserer Religion in ihren Schooß aufnehmen." Wirklich begab sie sich nach Genf, und erhielt von dem dortigen Bischof den Auftrag, eine Verbindung neubekehrter Frauen zu leiten; aber wie sie ihrem Hauswesen nicht einmal hatte ordentlich vorstehen können, so gelang es ihr hier nun gar nicht, mit Erfolg practisch anzugreifen; und es dauerte nicht lange, so mußte sie Genf wieder verlassen, und zwar ohne es bekehrt zu haben. Sie hielt sich dann an verschiedenen andern Orten auf, und erregte schon durch ihre Lehren und Schriften, wie durch ihre angeblichen Wunder das Mißtrauen der geistlichen Behörden; auch fing die öffentliche Stim-

mung schon an, sich sehr verschieden über sie auszusprechen. Von den einen wurde sie als Irrlehrerin, als Hexe, als Falschmünzerin bezeichnet; von den andern wieder als Heilige, ja als das Weib in der Offenbarung (Offenb. 12, 2.) verehrt, das eine neue Kirche gebären solle. Nach einer sechsjährigen Entfernung kam sie endlich im Jahre 1687 in Paris wieder an, und verursachte hier eine solche Aufregung, daß der Erzbischof von Paris sie sammt ihrem Beichtvater la Combe verhaften ließ. Der letztere wurde dann nach einem entfernten Schlosse in den Pyrenäen gebracht, während die Guyon in einem Frauenkloster verwahrt wurde, damit sie auf bessere Gedanken komme. An dem französischen Hofe, wo alles Neue und Ungewöhnliche immer sehr lebhaft besprochen wurde, erregte die Guyon auch die größte Theilnahme, und Frau von Maintenon, die allgewaltige Geliebte des Königs, war begierig, ihre Bekanntschaft zu machen. Sie war so glücklich, ihren Beifall zu erlangen, und in Folge dessen wurde sie ihrer Haft entlassen, und hielt nun Versammlungen, denen die Frau von Maintenon und andere vornehme Damen mit dem größten Eifer beiwohnten. Da wurde sie denn die Bewunderung aller schönen Geister Frankreichs. Aber diese Gunst dauerte nicht lange. Die hohen Würdenträger der Kirche traten immer entschiedener gegen eine Lehre auf, die nach ihrer Ansicht nur dazu diente, unter dem Titel der Freiheit der Kinder Gottes alle Bande der Zucht und Ordnung in der Kirche zu lösen. Die Guyon wurde am Ende unter die besondere Aufsicht Bossuets gestellt, wußte sich ihr aber durch die Flucht zu entziehen, und als sie trotz einer

schriftlichen Erklärung, die sie gegeben hatte, dennoch wieder zu lehren fortfuhr, wurde sie aufs neue eingesperrt. Erst nach zehnjähriger Gefangenschaft erhielt sie ihre Freiheit wieder, und starb dann im Jahre 1717.

Mit ihrem Tode war aber die Bewegung, welche sie veranlaßte, nicht vorbei. Der lange Streit, den sie durch ihre Lehre hervorgerufen, ist besonders dadurch wichtig, daß zwei Männer sich dabei betheiligten, welche, jeder auf seine Weise, eine der ersten Stellen unter den Lehrern der französischen Kirche einnahmen, diese waren:

3. Bossuet und Fénilon.

Jacobus Benignus Bossuet wurde 1627 zu Dijon geboren und von seinen in Ehre und Ansehen stehenden Eltern schon frühe dem Dienste der Kirche gewidmet. Er studirte in Paris die Theologie und bald zog er durch seine glänzende Beredsamkeit die Bewunderung aller Gebildeten, und auch des französischen Hofes auf sich. Es war Sitte, daß in der Advents- und Fastenzeit vor dem letztern die berühmtesten Prediger der Stadt und des Landes auftraten; auch Bossuet wurde diese Ehre zu Theil, und er erntete solchen Beifall, daß ihm im Jahre 1669 das Bisthum Condom geschenkt wurde. Neuen Ruhm erwarb er sich durch die Leichenrede, welche er bei dem Tode der verwittweten Königin hielt, und die Gunst des Königs verschaffte ihm nun das nahe bei Paris gelegene Bisthum von Meaux, worauf er von einer Ehrenstufe zur andern stieg, erst Hofprediger, dann Mitglied des Staatsraths und der königlichen Akademie

wurde. Er starb als ein Greis von 77 Jahren 1704 zu Paris. Bossuet war nicht allein ein gefeierter Redner, sondern auch ein bewunderter Schriftsteller. Seine Schriften zeigen überall den Mann von ausgebreitetem Wissen, von Geist und Geschmack. Er hat unter andern eine Darstellung des katholischen Glaubens gegeben, in der er durch die Gewandtheit seines Geistes, allerdings oft auf Kosten der Wahrheit, die anstößigen Lehren desselben so zu erklären wußte, daß nicht allein den Gebildeten unter den Katholiken ihre Zweifel benommen, sondern auch einzelne Protestanten wieder für die katholische Kirche gewonnen wurden. Er liebte es, hier zu sagen, daß eigentlich nur Mißverständnisse die Katholiken und Protestanten von einander trennten; wenn er in Folge dessen aber in Verdacht hätte kommen können, den letztern zu viel nachgegeben zu haben, so reinigte er sich davon sehr gründlich, indem er in einer andern Schrift, in seiner Geschichte der Veränderungen des protestantischen Lehrbegriffs, als offner Bekämpfer des protestantischen Glaubens auftrat, denn diese Schrift hatte keinen andern Zweck, als darzuthun, daß der protestantische Glaube ohne festen Halt sei, und daß dieser nur im katholischen zu finden sei. Obwohl Bossuet in dieser Weise ganz für den Ruhm der katholischen Kirche eiferte, so zeigte er gegen den Papst doch nicht diejenige Unterwürfigkeit, welche man hiernach wohl erwarten sollte. In dem Streite, welcher sich zwischen dem Papste und Ludwig XIV. erhob, und dessen Erfolg die Feststellung der Freiheiten der gallicanischen Kirche war, stand er auf der Seite des Königs. Für einen Geistlichen hatte es seine großen Bedenken, in diesem

Streit mit dem Könige gemeinschaftliche Sache zu machen, denn er übte oft mit unerträglicher Willkühr seine Macht über die Kirche aus, so daß die königliche Despotie oft schlimmer war, als die päpstliche. Bossuet zeigte sich hier aber als den allzugeschmeidigen Hoftheologen, ein Vorwurf, der ihm nicht mit Unrecht oft gemacht worden ist. Die wenigen hier mitgetheilten Züge aus dem Charakter und Leben Bossuets werden hinreichen, um uns seine Stellung zum Quietismus begreiflich zu machen. Bossuet war ein Mann des Verstandes; seine Schriften hatten nur den Zweck, die Lehren der Religion dem Verstande annehmlich zu machen; wie hätte er in eine Denkweise sich finden können, welche die Religion bloß zur Sache des Gefühls machte, und jeden Versuch, sie in bestimmte Lehrsätze zu fassen, entschieden ablehnte. Daneben sahe Bossuet die Religion mit dem Blicke des Staatsmannes an, hatte als großer Redner und Hoftheologe vorzüglich nur immer äußere Erfolge im Auge; wie hätte er eine religiöse Anschauungsweise begreifen können, welche die Formen der Kirche, und jedes Außenwerk so gänzlich verachtete, daß sie selbst das wörtliche Gebet verschmähete.

Ganz anders war der Sinn des Mannes, in welchem Frau von Guyon einen so mächtigen Beschützer fand, weil in seinem tiefen Gemüthe so mancher Ton wiederklang, den sie angeschlagen hatte, und er mit richtigem Gefühl das Wahre heraus erkannte, was unter ihren vielen Irrthümern verborgen lag. Es ist dies der berühmte Fénélon, eine der reinsten und edelsten Gestalten der katholischen Kirche. François de Salignac de la Motte

Fénélon war geboren 1651 auf dem Schlosse Fénélon in Perigord. Er erhielt von seinem Vater bis zum zwölften Jahr eine sehr sorgfältige Erziehung, welche übrigens durch die sanfte und biegsame Sinnesart des Kindes sehr erleichtert wurde. Ein Hauslehrer führte ihn tiefer in das Studium der alten Sprachen ein, was auf die Blüthe und Gediegenheit seines Styls, wie auf den Schwung seiner Gedanken den entschiedensten Einfluß übte. Unter der Aufsicht seines Oheims bereitete er sich in Paris mit solchem Erfolge auf das geistliche Amt vor, daß er schon in seinem funfzehnten Jahre seine erste Predigt hielt. Das erste kirchliche Amt, was ihm zufiel, war die Aufsicht über eine Anstalt, in welcher Frauen sich vereinigt fanden, die zur katholischen Kirche übergetreten waren. Zehn Jahre lang stand er diesem Amte mit der größten Gewissenhaftigkeit vor, und die Erfahrungen, welche er hier gesammelt, legte er in einer trefflichen Schrift über die Erziehung der Töchter und die Führung des geistlichen Amtes nieder. Zu dieser Zeit war es, wo Ludwig XIV. seine Dragoner zur Bekehrung der Hugenotten aussandte, und Fénélon wurde mit einer Mission unter die letztern beauftragt. Er verbat sich aber dabei die Dragoner, indem er meinte, durch sie könnten die Leute eben so gut zum Mahomedanismus bekehrt werden. Seine Waffen sollten allein Wahrheit und Liebe sein; und wie hätte eine in diesem Sinne unternommene Mission nicht ohne Erfolg sein sollen, da sie von einem Leben unterstützt wurde, welches die empfohlene Religion im reinsten Lichte erscheinen ließ? Nachdem er seine Mission ausgerichtet hatte, berief ihn das

königliche Vertrauen 1689 zur Erziehung des Enkels Ludwigs XIV. und nachher auch noch zweier anderer französischer Prinzen. Er hatte in diesem Amte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; er setzte aber dem Trotze eines böse gearteten Zöglings die weiseste Mäßigung und die edelste Standhaftigkeit entgegen und verfaßte mit Bezug auf eben diesen Zögling seine viel gelesenen Jugendschriften, den Telemach und seine Fabeln. Um ihn für seine Verdienste zu belohnen, verschaffte ihm der König erst die Abtei von St. Valèry und später, im Jahre 1695, das Erzbisthum von Cambray. Hier leuchtete er den übrigen Bischöfen mit einem heiligen Exempel vor. Er führte über alles die genaueste Aufsicht, und unterhielt mit jedem seiner Untergebenen die treuste Gemeinschaft. Auch außerhalb seines nächsten Wirkungskreises stand er mit Tausenden von Menschen in Verbindung, war ihr Gewissensrath und geistlicher Führer. Er bewegte sich in den höchsten Kreisen mit Leichtigkeit, und vermochte sich auch wieder zu den Niedrigsten in Einfalt herabzulassen. Auf seinen Spazirgängen knüpfte er mit den Landleuten belehrende Gespräche an, scheute nicht den Schmutz ihrer Hütten, das Elend ihrer Armuth, um sie sich zu befreunden. Einer armen Frau, die um ihre Kuh jammerte, die sie verloren, suchte er diese wieder auf, und führte sie ihr zu. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Seine Einkünfte gehörten fast ganz den Hospitälern, Armenhäusern, dürftigen Geistlichen und Familien; und er wartete nicht, bis er um Hilfe angesprochen wurde, sondern suchte mit Augen der Liebe die Hilfsbedürftigen auf. In den Kriegsjahren

gab er seinen Pallast zum Lazareth her, miethete noch Häuser dazu, verband die Verwundeten, und öffnete den Hungernden seine Vorrathskammern. Den Verlust seiner irdischen Güter achtete er nichts, weil er eine bessere Habe hatte. Einst brannte sein bischöflicher Pallast zu Cambray mit allem Hausrath, allen Büchern und Manuscripten ab. Fénélon befand sich gerade bei Hofe in Versailles und war eben in einem lebendigen Gespräche begriffen. Der Abbé Langeron nahte sich ihm scheu, und wollte mit aller Schonung die Schreckensnachricht ihm hinterbringen. Fénélon sagte heiter, er wisse es schon, es sei besser, das Feuer habe seinen Pallast, als die Hütte eines Armen verzehrt, und setzte dann sein Gespräch fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Fénélon besaß eine feine wissenschaftliche Bildung, und was er sprach und schrieb, trug den Stempel einer seltenen Vollendung; Tiefe, Innigkeit, Einfachheit, Geschmack und Schönheit waren die Vorzüge seiner Rede. Mehr als das alles schätzte er aber die wahre Herzensfrömmigkeit. Seine Predigten waren der Hauch der reinsten Liebe; freimüthig strafte er das Böse, immer aber geschah es mit Schonung und Milde; gegen sich war er am strengsten, und bat seine Freunde, ihn seiner Fehler halben nicht zu schonen, auch auf die Gefahr hin, daß sie ihm Unrecht thäten. Herder sagt von ihm: „Wenn Ein Sterblicher Gaben des Herzens und des Verstandes in Einfalt, Würde und Lieblichkeit zu vereinigen und alle unter das strengste Gesetz der reinen Hingabe seiner selbst zu bringen wußte, so war es Fénélon."

Wie ganz anders ist das Bild dieses Mannes,

als das von Bossuet, und wie begreiflich finden wir es, daß er, wenn einmal ein Streit sich über die durch die Guyon veranlaßte Bewegung erhob, er auf die Seite dieser trat. Diese reine uneigennützige Liebe zu Gott, diese stille unbeschränkte Hingabe an ihn, von welcher das Herz der Guyon bei allen Verkehrtheiten, die sich daran knüpften, erfüllt war, war ja auch das Lebenselement des edlen Fénélon. In ihm hatte sich freilich diese Liebe zur reinsten Erscheinung verklärt, die Sonne war durchgebrochen durch die Nebel und Wolken, welche seine Geistesverwandte noch umhülleten; fühlte er aber hier einmal eine tiefere Geistesverwandschaft, erkannte er hier durch alle Irrthümer hindurch eine höhere Wahrheit, so ließ es sich von der edlen Gemüthsart Fénélons erwarten, daß er sich zu ihr auch bekennen werde. Er that es auf die rührendste Weise. Schon als er zum Erzbischof von Cambray geweihet wurde, war eine Spannung zwischen ihm und Bossuet der Guyon wegen eingetreten. Bossuet bekämpft diese auf alle Weise, weil alle ihre Aeußerungen ihm neu, anstößig und ketzerisch erschienen. Fénélon dagegen wies nach, daß diese Sprache sich schon in den ältern, von der Kirche anerkannten Mystikern finde. Er that dies in einem eignen Buche: „Erklärung der Grundsätze der Heiligen über das innere Leben." Bossuet erließ Gegenschriften und bot zugleich alles auf, um Fénélon bei Hofe zu verdächtigen, und ihm die Gunst zu entziehen, deren er sich bisher hier erfreut hatte. Wirklich zeigte sich die Frau von Maintenon immer gleichgiltiger gegen ihn, und der König nahm ihm sogar das Geschäft der Erziehung der Prinzen ab. Fénélon ließ

alles ruhig über sich ergehen; während Bossuet, sich empfindlich zeigte, war er immer bereit, Belehrung anzunehmen. Wer aber sollte den Streit entscheiden? Luther berief sich in solchen Fällen stets auf die Schrift, als die alleinige Richterin des Glaubens. Fénélon konnte als Katholik dieß nicht; ihm blieb nichts übrig, als alles auf die Entscheidung des Papstes ankommen zu lassen. So gelangte denn der Streit vor seinen Richterstuhl. Man zog hier vornämlich den Inhalt der oben erwähnten Schrift Fénélons in Erwägung. Ein angesehener Gottesgelehrter hatte dieselbe ein goldenes Buch genannt; in Rom sagte einer der Inquisitoren, entweder müsse man die allgemein geschätzten Schriften des Franz von Sales verbrennen, oder auch Fénélons Schrift gut heißen. Aber diese Stimmen der Gerechtigkeit wurden von den Eiferern bald übertönt. Nach 18 Monaten erschien endlich ein päpstliches Breve, worin 23 Sätze aus dem Buche Fénélons herausgehoben und als irrige, verwegene, frommen Ohren anstößige Sätze bezeichnet wurden. So wurde gleich der erste Satz verdammt, daß es eine reine uneigennützige Liebe gebe, die Gott bloß um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf Lohn oder Strafe suche. Allen Gläubigen wurde das Kaufen und Lesen der Fénélonschen Schrift untersagt, und den Bischöfen der Auftrag ertheilt, diese Verordnung ihren Heerden bekannt zu machen. So mußte denn auch Fénélon in seiner eignen Diöcese den päpstlichen Befehl vollziehen. Er that dieß mit der rührendsten Selbstverleugnung. Er ermahnte jedermann, sowohl schriftlich, als mündlich von der Kanzel herab, sich genau nach der Entscheidung des Papstes zu richten.

denken wir nicht, daß Fénélon dabei seine Ueberzeugung geändert oder verleugnet habe; er war der guten Zuversicht, daß sie früher oder später doch noch einmal zur Anerkennung kommen werde; aber von seinem katholischen Standpunkte aus hielt er es für seine Pflicht, seiner Diöcese in dem Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche mit gutem Beispiel voranzugehen. Er suchte daher auch keine Ausflüchte durch jesuitische Unterscheidungen, wie früher die Jansenisten, sondern seine reine Seele suchte die Entscheidung des Papstes aufs beste zu deuten, indem er sagte, die von ihm in seinem Buche gebrauchten Ausdrücke möchten für viele allerdings wohl mißverständlich sein, und der Papst, der das Ganze der Kirche im Auge behalten müsse, könne daher wohl seine guten Gründe zum Verbote gehabt haben. Diese Unterwürfigkeit eines in jeder Hinsicht so hoch gestellten Geistlichen rührte den heiligen Vater so, daß er in einem wohlwollenden Hirtenbriefe ihm seine besondere Zufriedenheit darüber zu erkennen gab. Aber Bossuet und seine Anhänger fuhren fort, ihn zu verdächtigen, so daß der Papst ihnen den treffenden Vorwurf machte, Fénélon habe zwar geirret, aber aus Uebermaß der Liebe zu Gott, ihr Irrthum aber rühre her aus Mangel an Liebe zum Nächsten. Fénélon setzte allen diesen Verketzerungen die lauterste Demuth, die rührendste Sanftmuth entgegen, denn er trug eine reiche Quelle des Friedens in seinem Gott ergebenen Herzen, und widmete nun den Rest seiner Tage ganz der Sorge für die ihm anvertrauten Seelen. Innerlich hatte er den Sieg in diesem ganzen Streite davon getragen; äußerlich aber war durch die Entscheidung des Papstes

der Mysticismus in Frankreich überwunden und zum großen Schaden der Kirche lebte er auch nicht wieder auf. Die todte äußerliche Kirchlichkeit schlug nach und nach in den offenbarsten Unglauben um, der mit der Revolution endete.

Vierter Abschnitt.

Ausbreitung der katholischen Kirche.

„Außerhalb der Kirche kein Heil," das ist der erste unter den Lehrsätzen der katholischen Kirche. Er hat seine Wahrheit, und auch die protestantische Kirche unterschreibt ihn in einem gewissen Sinne. Ist nur die Kirche Christi im Besitze der göttlichen Wahrheit und der allein kräftigen Heilsmittel, so ist das Heil auch nur in ihr zu finden. Aber die protestantische Kirche findet die Kirche Christi nicht in einer einzelnen abgeschlossenen Gemeinschaft; sie findet sie überall, wo nur Christus recht gepredigt und geglaubet wird, wenn sie gleich von mancher kirchlichen Gemeinschaft sich trennen zu müssen glaubt, weil ihrem Bekenntniß bedenkliche Irrthümer beigemischt sind. Anders ist es mit der katholischen Kirche. Wenn sie sagt: „Außerhalb der Kirche ist kein Heil," so meint sie, daß in dem äußern Kirchenverbande, den sie bildet, allein die Seligkeit zu erlangen sei; sie erklärt jede andere Kirchengemeinschaft für durchaus unberechtigt neben ihr, und

achtet einen jeden für verloren, der nicht auch äußerlich ihrer Gemeinschaft angehört. Aus diesem Grundsatze wird es begreiflich, wie die katholische Kirche kein Mittel unversucht läßt, um sich Anhänger zu gewinnen und wie ihr Eifer, sich äußerlich auszubreiten, eigentlich gar keine Grenzen kennt. Sie setzt alles daran, um die nach ihrer Meinung verlornen Seelen in ihren allein seligmachenden Schooß zu führen, aber sie ist oft auch nur zu unbedenklich in der Wahl der Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen. Wir werden dieß bestätigt finden, wenn wir näher nachweisen, wie die katholische Kirche theils die Mission unter den Heiden geübt hat, theils aber auch das Gebiet der protestantischen Kirche zu beschränken, und in dieser doppelten Weise sich auszubreiten gesucht hat.

§. 1. Das Missionswesen der katholischen Kirche.

Wie rege der Missionstrieb in der katholischen Kirche von Anfang an war, das haben die unzähligen Glaubensboten gezeigt, welche in frühern Zeiten aus ihren Klöstern hervorgingen, um die Heiden zu bekehren. Wir erinnern besonders an die irländischen Mönche, denen wir größten Theils die Bekehrung unsers Vaterlandes verdanken (Kirch. II, 1.). Es vereinigte sich so vieles, was der katholischen Kirche den Betrieb der Mission besonders leicht machte. Sie hatte in dem Papste einen Mittelpunkt, von dem aus die ganze Angelegenheit bequem geleitet werden konnte; sie besaß Geld genug, um die Kosten der immer theuern Missionsunternehmungen zu bestreiten, sie hatte endlich in den Mönchen Personen genug, welche sie zum Missionsdienst

verwenden konnte. So hörte denn von Seiten der katholischen Kirche die Heidenmission auch zu der Zeit nicht auf, als sie so hart von der Reformation bedrängt wurde; und als sie endlich durch die Fortschritte derselben eines großen Theils ihres vormaligen Gebietes sich beraubt sah, verdoppelte sie ihre Anstrengungen, um in den Heidenländern einen Ersatz für das Verlorne zu gewinnen. Um der Mission einen neuen festern Stützpunkt zu gewähren, errichtete Papst Gregor XV. im Jahre 1622 die berühmte Gesellschaft zur Verbreitung des katholischen Glaubens. Anfangs zählte dieselbe nur wenige Mitglieder, dreizehn Kardinäle, drei Prälaten und einen Geheimschreiber, welche monatlich einmal vor dem Papste, und zweimal im Hause ihres Vorsitzers sich versammelten, um die Angelegenheiten des gesammten Missionswesens zu berathen. Die Gesellschaft vergrößerte sich bald und mit derselben vereinigte Papst Urban VIII. 1627 eine Bildungs- und Unterrichtsanstalt für angehende Missionare, welche in der großartigsten Weise angelegt war. Die Anstalt besaß eine eigne Druckerei, welche die Lettern für 48 ausländische Sprachen enthielt; und in dieselbe wurden Zöglinge aus allen Gegenden der Erde, junge Indianer, Perser, Armenier u. s. w. aufgenommen, um hier eine christliche Bildung und Lehrfertigkeit zu erhalten, um dann das Evangelium unter ihren Landsleuten zu predigen. Aus dieser Anstalt gingen eine Menge eifriger und geschickter Glaubensboten hervor, und in derselben fanden auch alle diejenigen Unterhalt und Verpflegung, welche aus fremden Ländern nach Rom kamen, um in den Schooß der katholischen Kirche

aufgenommen zu werden, sowie auch diejenigen, welche um ihres Glaubens willen verfolgt und vertrieben waren. Es läßt sich nicht anders erwarten, als daß von einer solchen Anstalt aus das Missionswesen mit großer Kraft betrieben wurde. An demselben betheiligten sich die meisten Möchsorden, die Franziskaner, Dominikaner, Capuziner, Augustiner, vor allem aber doch die Jesuiten. Wir haben bereits darüber berichtet, welche ungeheuern Erfolge ihre Missionsunternehmungen in Japan, China, Ostindien, in dem südamerikanischen Staate Paraguay zuerst hatten. Zugleich mußten wir aber auch bemerken, wie diese so glänzend begonnenen Unternehmungen keinen rechten Bestand gehabt haben. Es hatte dieß verschiedene Gründe, vornämlich aber doch den, daß man es mehr darauf angelegt hatte, die Heiden in großen Massen nur äußerlich in den Schooß der katholischen Kirche überzuführen, als sie wahrhaft zum Herrn zu bekehren. Und wenn wir auch zugeben, daß ehrenwerthe Ausnahmen vorkommen, im Allgemeinen wird die katholische Kirche den Vorwurf nicht von sich abwenden können, daß es ihr bei ihren Missionen mehr auf die Vergrößerung ihrer Macht angekommen ist, als auf die Rettung unsterblicher Seelen. Sie hat deßhalb auch immer den protestantischen Missionen entgegen zu wirken gesucht, und zwar oft auf eine sehr unredliche und gewaltsame Weise, wovon die neuesten Vorgänge auf der Insel Tahiti einen recht traurigen Beweis liefern, wo durch französische Kanonen der überaus gesegneten protestantischen Mission ein furchtbarer Schlag versetzt ist. Wir können nur wünschen, daß die armen Heiden nicht länger das Opfer dieses

unseligen Zwistes werden, und daß die katholischen Missionare eben so eifrig, wie die protestantischen, die wahre Bekehrung der Herzen sich angelegen sein lassen.

§. 2. Der Uebertritt zur katholischen Kirche.

Wenn die katholische Kirche es schmerzlich genug empfand, daß durch die Reformation ihr so viele Seelen geraubt waren, so muß man es von ihrem Standpunkte aus sehr begreiflich finden, daß sie nicht allein durch den eifrigen Betrieb der Heidenmission sich für diesen Verlust zu entschädigen suchte, sondern auch alles aufbot, diejenigen, welche abtrünnig von ihr geworden waren, in ihren Schooß wieder zurückzuführen. Aus diesem Bestreben konnte ihr nur dann ein Vorwurf gemacht werden, wenn sie sich dazu unrechtmäßiger Mittel bediente. Diese hat sie oft genug nicht verschmähet; wo sie hoffen konnte, eine Seele wieder zu gewinnen, hat sie es sich viel Geld kosten lassen, und wo dieß nicht half, hohe Würden und Ehrenstellen als verführerische Lockspeise dargeboten. Es hat aber auch nicht an solchen gefehlt, welche zunächst auch eigner Bewegung in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt sind. Es waren die verschiedensten Gründe, welche diese zu dem Entschlusse brachten, die protestantische Kirche zu verlassen; man kann sich aber leicht denken, daß die römische Kirche ihrerseits nichts versäumt hat, um die Ausführung dieses Entschlusses zu beschleunigen und diese willkommenen Proselyten mit unauflöslichen Banden an sich zu fesseln. Es wird lehrreich sein, die vornehmsten Erscheinungen dieser Art, wenn auch nur kurz, zu betrachten.

Schon im Jahre 1590 verließ der Markgraf Jacob von Baden die lutherische Kirche wieder, und freudetrunken über dieses glückliche Ereigniß, stellte der Papst eine Procession an, die er selbst baarfuß begleitete. 1652 wurde der reformirte Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels durch die Ueberredungen des schlauen Capuziners Valerius Magnus zu Mainz in den Schooß der katholischen Kirche verlockt. Besonders betrübend war der Uebertritt der Königin Christina von Schweden. Sie war die einzige Tochter des Erretters der protestantischen Freiheit, des großen Königs Gustav Adolph, eine Frau von seltenen Geistesgaben, rastloser Wißbegierde, umfassenden Kenntnissen, die sie durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten täglich zu vermehren wußte, einer ungemeinen Thätigkeit, aber auch voll Ehrgeiz, Eitelkeit, eigensinnig, unbesonnen und unruhig bis zum Uebermaß. Mit einem Scharfblick, mit einer Gewandheit, welche ihre Umgebungen in Erstaunen setzte, führte sie in frühem Alter schon die Staatsgeschäfte, und regierte so unumschränkt, wie kein Herrscher Schwedens zuvor. Ihr unruhiger Geist fühlte sich aber bald ermüdet und gelangweilt durch die einförmigen Arbeiten der Regierung und sehnte sich nach einem freien ungebundnern Leben, zumal da ihre verschwenderische Freigebigkeit, besonders an die Gelehrten, auch Unzufriedenheit im Volke erweckt hatte; und so legte sie in der Blüthe ihres Alters im Jahre 1654 die Krone nieder. Vorzüglichen Antheil an diesem großen Entschlusse hatte aber ihre Neigung zum Katholicismus. Die weitläufigen Reden der lutherischen Geistlichen hatten sie immer

schon ermüdet. Von dem Glauben der römischen Kirche hatte sie erst nur eine dunkle Vorstellung, aber ihr unruhiger schwärmerischer Geist ließ sie bald eine Vorliebe für denselben fassen, und mehre von den Gelehrten, die an ihrem Hofe waren, besonders ihr Arzt, der ihr in einer schweren Krankheit das Leben gerettet hatte, nährte diesen Zug ihres Herzens. Endlich erschienen im Jahre 1652 zwei Jesuiten unter der Maske von italienischen Edelleuten in dem Palaste Gustav Adolphs, um seine Tochter in den Schooß der allein seligmachenden Kirche aufzunehmen. Sie fragte diese, ob ihr der Papst nicht die Erlaubniß geben könne, alle Jahre wenigstens einmal das Abendmahl nach lutherischem Brauche zu nehmen. Als sie dieß verneinten, sprach sie: „dann ist keine Hilfe, ich muß die Krone aufgeben." Nachdem dieß geschehen, und sie das Reich verlassen hatte, legte sie in Brüssel erst heimlich das katholische Glaubensbekenntniß ab und dann 1655 in Augsburg öffentlich unter großen Feierlichkeiten. Von da zog sie nach Italien; auf dem Wege wurde sie in allen Städten jauchzend eingeholt, und Gastmähler, Schauspiele, Erleuchtungen und Ehrenpforten warteten ihrer überall. Aber die höchste Pracht bot man in Rom auf; Gustav Adolphs Tochter küßte hier dem Papste den Fuß. Sie sammelte alsbald einen glänzenden Hof von Künstlern und Gelehrten um sich, ward des dortigen Lebens aber auch bald müde, reisete nach Frankreich, gab an dem steifen Hofe zu Paris durch ihr freies zügelloses Wesen — einen ihrer Diener ließ sie z. B. gleich selbst tödten — viel Anstoß, ging dann wieder nach Italien, später auch noch einmal wieder

nach Schweden zurück, von wo sie aber bald verwiesen werden mußte, weil sie dort durch ihr katholisches Treiben zu großes Aergerniß gab, und schweifte so fortwährend in der Welt umher, bis sie kein Geld mehr hatte, und endlich zu Rom im drei und sechzigsten Jahre ihres Alters starb. Unter den fürstlichen Personen, welche die katholische Kirche später zu sich herüberzog, nennen wir nur noch den Prinzen Alexander von Würtemberg, der 1713, den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel, der 1749, den Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, der 1746 übertrat und aus der neusten Zeit Friedrich VI., Herzog von Sachsen-Gotha, und Ferdinand, Herzog von Anhalt-Cöthen, der 1826 die evangelische Kirche verließ. Jener traf aber alle Fürsorge, daß sein Uebertritt seinen evangelischen Unterthanen keinen Nachtheil bringe, und entband sie sogar der Pflicht, in kirchlichen Dingen Befehle von ihm anzunehmen. Dieser ertheilte seinem Lande ähnliche Sicherstellungen; als die Herzogin aber ihrem Verwandten, König Friedrich Wilhelm III., ihren Glaubenswechsel anzeigte, erhielt sie von ihm eine Antwort, die eben so beschämend für sie sein mußte, als ehrenvoll für den, der sie gab.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der Uebertritt solcher hohen fürstlichen Personen zur römischen Kirche von großem Einfluß war, nicht minder folgenreich zeigte sich aber der Uebertritt vieler ausgezeichneten Gelehrten und Dichter. Am Ende des vorigen Jahrhunderts that sich in der evangelischen Kirche eine Geistesrichtung auf, welche vielfach den Weg zur römischen Kirche bahnte. Die oberfläch-

liche Aufklärerei, welche der Rationalismus aufgebracht hatte, konnte tiefere Gemüther durchaus nicht befriedigen, und indem diese nun meinten, die Reformation sei die eigentliche Quelle aller dieser unbefriedigenden Zustände, wandten sie sich zu dem geheimnißvollen Dunkel des Mittelalters zurück und verherrlichten seine Gestalten vornämlich durch die Dichtkunst (romantische Poesie). Zu diesen gehört besonders der berühmte Dichter Hardenberg, oder wie er sich als Schriftsteller nannte, Novalis. Er ging aus einer frommen Herrnhuterfamilie in Weißenfels hervor, war ein zartes inniges Gemüth, von mancherlei Leiden heimgesucht, und entschlummerte frühe, noch nicht dreißig Jahre alt, unter den sanften Tönen der Musik. Wir haben von ihm einige wunderschöne geistliche Lieder, die bekannten: „Wenn ich Ihn nur habe.“ „Wenn alle untreu werden“ 2c., und es läßt sich nicht leugnen, daß in dem tiefsten Grunde seines Herzens eine zarte Liebe zu seinem Heilande wohnte, welche ihn auch bei allen seinen Leiden aufrecht erhielt; aber er war zugleich so für die Kirche des Mittelalters begeistert, daß er geradezu sagt: „Mit der Reformation war es um die Christenheit gethan, von nun an war keine mehr vorhanden, alles stand in sectirerischer Abgeschnittenheit einander gegenüber.“ Er wollte zwar nicht den ganzen römischen Sauerteig zurückgeführt wissen, aber er schwärmte für die schönen glänzenden Zeiten, wo eine Christenheit unsern Welttheil bewohnte, ein Oberhaupt alle Kräfte vereinigte, wo die Geistlichen nichts, als die Liebe predigten zu der heiligen wunderschönen Frau der Christenheit, und der Gottesdienst alle Künste vereinigte, um die Herrlichkeit

des Reichs Gottes würdig darzustellen. Novalis trat noch nicht zur römischen Kirche über; er war dem Uebertritte nur nahe, den andere von seiner Geistesrichtung nun öffentlich und förmlich vollzogen. Zu diesen gehört vor allen Friedrich von Schlegel, Gesandschaftsrath in Wien, berühmter Alterthumsforscher und Dichter, der 1808 zu Wien zur katholischen Kirche übertrat. Es war vornämlich die großartige geschichtliche Entwickelung dieser Kirche, ihr fest gegliederter starker Bau gegenüber der Zerfallenheit der evangelischen Kirche, der ihn so begeisterte, daß er der letztern Kirche nicht mehr angehören wollte. Erfreulich war es wenigstens, daß sein Uebertritt zugleich der Anfang eines ernstern sittlichern Lebens wurde. Noch merkwürdiger war der Uebertritt von Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg. Er war 1750 zu Bramstädt im Holsteinischen geboren, und hatte eine rechtgläubige lutherische Erziehung genossen. Er machte seine Studien in Göttingen, und hier war es, wo er einem Dichterbunde sich anschloß, der Hainbund genannt, der für die deutsche Litteratur die reichsten Früchte brachte. Es gehörten dazu Hölty, Bürger und Voß. Stärker aber fühlte sich seine Seele angezogen durch einen Lavater, dessen Bekanntschaft er auf einer Schweizerreise machte und in dessen Umgange er die süßesten Erquickungen fand. Entscheidender für seine spätere Lebensrichtung wurde für ihn aber der Eintritt in einen Kreis von Katholiken, den in Münster die Fürstin Gallizin um sich gesammelt hatte. Diese alle waren wahrhaft bekehrte Menschen, welche, der Welt entflohen, ihr Heil in Christo gefunden hatten. In ihnen stellte sich dem tief

ergriffenen Gemüthe Stolbergs die katholische Kirche in aller Herrlichkeit dar. Wenn er die protestantische Kirche mit ihrem kalten Rationalismus, mit ihrer hohlen Aufklärung in ihrer ganzen damaligen Zerrissenheit ansah, so erschien ihm die katholische Kirche in der Festigkeit ihrer Lehre, in der Einheit ihrer Verfassung, in der geheimnißvollen Tiefe ihrer gottesdienstlichen Formen als der Anker, an dem allein seine Seele sich halten zu können meinte. Eine Reise nach Rom brachte seinen Entschluß vollends zur Reife; im Jahre 1800 wurde Stolberg in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen. Er erfuhr darüber die härtesten Anfeindungen von seinen ehemaligen Freunden, besonders von Voß, der sich nicht scheuete, seinem Schritte die unedelsten Beweggründe unterzulegen. Darin hat er ihm offenbares Unrecht gethan; Stolberg war ein reines edles Gemüth, welches ganz von der Liebe Gottes erfüllt war; den besten Beweis dafür liefert eine Zuschrift, die er 1806 an seine Kinder erließ. Es kommen darin nur wenige Andeutungen auf den katholischen Glauben vor, desto voller ist sie des himmlischen Friedens, der nur denen gegeben wird, die Christum wahrhaft lieb haben. Der innerste Kern von Stolbergs Glauben ward durch seinen Uebertritt nicht berührt; er meinte nur, in dem festen Verbande der katholischen Kirche werde ihm das Kleinod seines Glaubens sicherer bewahrt werden; die Münsterschen Freunde hatten ihm eingeredet, der Protestantismus werde so lange protestiren, bis er den Fürsten ihr Reich und dem lieben Gott seine Gottheit abprotestire, er sei eine Reihe von Nullen ohne vorstehende Zahl.

Gewiß ist es nur eine kleine Zahl, welche, wenn auch von irrthümlichen, doch so lautern Beweggründen wie Stolberg zur römischen Kirche geführt wurden. Desto größer ist die Menge derer, welche, nachdem sie alle Lüste der Erde ausgenossen, ein bequemes Ruhepolster in den äußern Werken der römischen Kirche gesucht haben. Zu diesen gehört Zacharias Werner. Er wurde 1768 zu Königsberg geboren, wo sein Vater Theatercensor war. Er verlor diesen frühe, und seine Mutter verfiel in eine schwere Gemüthskrankheit, in der sie sich einbildete, sie sei die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Heiland der Welt. Wenn man das Leben Werners ansieht, so scheint es wirklich, als ob dieser Zustand der Mutter sich zum Theil wenigstens auf ihn vererbt habe. Denn es ist ein unruhiges, zerrissenes, von einem Aeußersten zum andern wild überspringendes Treiben in diesem durch Geistesgaben allerdings sehr ausgezeichneten Menschen. Als Student der Rechtswissenschaft führte er in Königsberg ein sehr ausgelassenes Leben und, ganz von der damaligen Aufklärungssucht hingenommen, verfaßte er mehre Gedichte gegen Aberglauben und Frömmelei. 1795 trat er in preußische Staatsdienste, kam nach Berlin, und hier fühlte er sich wieder mächtig durch Schleiermacher angezogen, warf aber bald alles durch einander. „Kunst und Religion, das lebendige Gefühl der großen Naturweihe und das unbefangene anspruchslose Ergießen einer reinen Seele in dieses reine Meer“, das war die Seligkeit, auf die er jetzt losging. Dann nannte er wieder den geläuterten Katholicismus den Götzen, den er anbete. Dennoch schrieb er bald nachher

ein Schauspiel: „Die Weihe der Kraft", in welchem er Luther auf die Bühne brachte und ihn in sehr widerlicher Weise verherrlichte. 1809 unternahm er eine Reise nach Italien, welche entscheidend für ihn wurde. In seinem Tagebuche, welches übrigens eine wahre Pestgrube alles Liederlichen ist, was erzählt werden kann, sagt er, wie er 1810 in Neapel dem Feste des heiligen Januarius beigewohnt und im Stillen gebetet habe, Gott möge ihm hier durch ein Wunder zeigen, daß der römisch katholische Glaube der wahre sei. Bei diesem Feste nämlich wartet alles Volk darauf, daß auf das Gebet der Priester Blut aus der Bildsäule des Heiligen fließe. Als nun Priester und Volk auf einmal gerufen: „Das Blut fließt!" habe er jauchzend in den Ruf mit eingestimmt, und nichts habe ihn in seinem Glauben mehr irre machen können. 1811 trat Werner in Rom nun wirklich zur katholischen Kirche über, mitten unter dem sündlichsten Treiben, das er wohl manch Mal bedauerte, nie aber ernstlich aufgab. 1814 war er in Wien zum Priester geweihet und trat als Prediger in der Fastenzeit auf. Seine Predigten waren ein Erguß der wildesten Phantasie, aber recht nach dem Geschmack der großen lüsternen Welt. Bei seiner Ueberzeugung von der allein seligmachenden Kirche verharrte er bis ans Ende. Er schrieb 1817: „Wenn Gott mir sein Gnadenlicht jemals so entzöge, daß ich aufhörte, Katholik zu sein, so könnte ich tausendmal eher zum Judenthum, oder zu den Braminen am Ganges, aber nie, nie, nie zu der schalsten, seichtesten, widersprechendsten, nichtigsten Nichtigkeit des Protestantismus übergehen." Wir beneiden die katholische Kirche nicht

um einen solchen Zuwachs. Manchmal mag dieser wilde Mensch wohl einen Anflug von Buße gehabt haben, zu einer gründlichen Bekehrung ist es bei ihm nie gekommen. Er war vor seinem Uebertritt drei Mal verheirathet und drei Mal geschieden; seine letzte Frau war eine Polin, die kein Wort deutsch konnte, wie er nicht polnisch; schon acht Wochen nach seiner Verbindung entließ er sie, und stürzte sich in den tiefsten Strudel der Lust, aus dem er auch nie recht heraus gekommen ist.

Besonders groß ist auch die Klasse der Apostaten, welche aus politischen Rücksichten übertraten. Sie sahen in dem festen Gebäude der katholischen Kirche die beste Schutzwehr gegen alle willkührlichen und gewaltsamen Veränderungen, die sie haßten. Zu diesen gehört Adam Müller, der 1805 zu Wien übertrat und die Würde eines öſtreichischen Consuls zu Leipzig bekleidete; auch Carl Ludwig von Haller, der Mitglied des großen Raths zu Bern war, aber diese Stelle verlor, weil er seinen Uebertritt verheimlicht hatte. Das thaten überhaupt viele, unter andern auch der Oberhofprediger Stark in Darmstadt. Dieser gab eine anonyme Schrift heraus: Theoduls Gastmahl, worin er die Vereinigung aller christlichen Religionspartheien empfahl und der katholischen Kirche sehr das Wort redete. Gleichwohl blieb er in seiner amtlichen Stellung bis an seinen im Jahre 1816 erfolgten Tod. Nach diesem fand man in seinem Hause ein völlig zum Messelesen eingerichtetes Zimmer und er hatte auch verlangt, daß man ihn in geweihter Erde begrabe. Endlich müssen wir noch solche nennen, welche, gleichgiltig gegen jede Religion, nur darum übertraten,

weil sie äußere Vortheile von ihrem Religionswechsel hofften. Der berühmte Alterthumsforscher Winkelmann in Dresden war ein solcher. Der schwor 1754 den evangelischen Glauben darum ab, weil er als Katholik bessern Zugang zu den in Rom aufbewahrten Kunstschätzen des Alterthums zu haben hoffte, und bekannte nachher seinen Freunden ganz offen, nichts anders als die Liebe zu den Wissenschaften habe ihn bewogen, „den Pelz zu wenden." Und in ihm sehen wir nur das Bild von unzähligen andern Gelehrten und Künstlern, welche aus ähnlichen Rücksichten in Rom ihren Glauben gewechselt haben.

Wenn wir diesen mannigfaltigen Abfall von der evangelischen Kirche ansehen, so können wir diese allerdings nicht von aller Schuld freisprechen, ihn selbst veranlaßt zu haben. Zu der Zeit, wo sie noch fest auf dem Grunde ihrer Bekenntnisse stand, zählte sie nicht so viele Abtrünnige. Die Haltlosigkeit und Zerfahrenheit, in welche sie durch den sich mehrenden Unglauben gerieth, mehrte ohne Zweifel den Abfall. Gerechtfertigt sind dadurch die Abtrünnigen nicht, denn sie hätten vielmehr in der zerfallenden Kirche ausharren sollen, um an ihrem Wiederaufbau desto thätiger zu helfen. Die katholische Kirche zog ihren Vortheil von ihrer Untreue; und sie hat in eben dem Maße, als die politischen Verhältnisse unsicher geworden sind, in allen Ländern neue Erwerbungen gemacht, denn viele glaubten, in ihr einen sichern Hafen bei dem Unbestande aller Dinge zu finden. Am glänzendsten sind ihre Siege gegenwärtig in England. Dadurch, daß man in neuerer Zeit an der alten Verfassung vielfältig

gerüttelt, haben etliche Männer, in Besorgniß, daß die englische Kirche sich am Ende ganz auflösen werde, die katholischen Elemente derselben, als am meisten geeignet, ihr einen festen Bestand zu sichern, stark hervorgehoben und zur Geltung gebracht. Darüber sind viele noch weiter gegangen und in großen Schaaren zur katholischen Kirche selbst übergetreten. Dadurch ermuthigt, hat sogar der Papst die katholische Kirche in England förmlich organisirt, und was früher nicht erlaubt war, Erzbischöfe und Bischöfe für dieselbe ernannt, was einen großen Sturm gegen den Papst hervorgerufen hat. Auch in Nordamerika gewinnt die katholische Kirche immer mehr Raum. Sie weiß besonders dadurch ihre Zwecke zu fördern, daß sie jeder Staatsform sich bereitwilligst anbequemt, indem sie dieselben alle für ganz gleichgiltig erklärt, weil sie sich nicht bloß für die allein berechtigte Kirche, sondern auch für den allein berechtigten Staat hält. Sie würde, wenn sie die Macht hätte, auch die Gewalt zu ihrer Ausbreitung aufrufen; und daß das nicht zu viel gesagt ist, werden die folgenden Erzählungen beweisen.

§. 3. Das Thorner Blutgericht.

In den Ländern, wo die katholische Kirche die Oberhand hatte, suchte sie überall durch Bedrückungen und Verfolgungen die protestantische Kirche zu beschränken. Unter andern war in der Pfalz 1685 die reformirte Regentenlinie ausgestorben und eine katholische an deren Stelle getreten. Sogleich forderten die Katholiken, daß in dem Heidelberger Katechismus, welcher das Bekenntniß der reformirten

Bevölkerung war, die achtzigste Frage desselben, worin die Messe eine vermaledeite Abgötterei genannt wird, ausgelassen werde. Da indeß der Katechismus zugleich das Bekenntniß der gesammten deutschen reformirten Kirche war, so verstand man sich nicht zu dieser Abänderung, welche man geradezu als eine Verleugnung des Glaubens ansah. In Folge dessen wurde den Reformirten der Mitgebrauch der heiligen Geistkirche in Heidelberg, der ihnen von den Katholiken eingeräumt worden war, entzogen. Darüber entstanden große Bewegungen; die angesehensten protestantischen Mächte verwandten sich für die Reformirten und drohten mit Repressalien. Der Kurfürst mußte nun zwar in diesem Falle nachgeben, aber die Reformirten blieben fortwährenden Bedrückungen ausgesetzt.

Bei weitem schlimmer ging es den Protestanten in Oestreich, Schlesien und besonders in Polen. Hier war die Stadt Thorn fast ganz von Protestanten bewohnt, nur die niedere Volksklasse bestand aus Katholiken. Schon seit den Zeiten des Königs Sigismund August (1557) genossen jene in Thorn Freiheit des Gottesdienstes und später war dieselbe ihnen wiederholt bestätigt worden. Sie hatten eine Kirche in der Stadt und in der Vorstadt, und außerdem noch ein lutherisches Gymnasium. Nun kamen aber die Jesuiten nach Thorn und legten im Jahre 1605 dort auch ein Seminar an, was denn natürlich zu vielen Reibungen Anlaß gab. Da hatte auch einmal der lutherische Professor Ahrend eine Rede am Charfreitag gehalten, worin er den Hohenpriester Kaiphas scharf vornahm. Das sollte nun alles gegen den Papst gesagt sein; man veran-

laßte eine Untersuchung gegen den Mann, und wirklich mußte er die Stadt verlassen. Es kam aber bald noch schlimmer. Am 16. Juli 1724 hielten die Jesuiten einen feierlichen Umgang, und verlangten von den umstehenden Protestanten, vor dem Allerheiligsten oder der Monstranz die Kniee zu beugen. Als einige derselben sich dessen weigerten, wurden sie von den Jesuitenschülern beschimpft und mißhandelt. Da verhaftete man einen von diesen Uebermüthigen. Ungestüm verlangten die Jesuiten sogleich dessen Loslassung; und als diese verweigert wurde, griffen die polnischen Jesuitenschüler sogleich zu den Säbeln, bestürmten die Häuser der Protestanten, bemächtigten sich eines lutherischen Gymnasiasten, der ganz ruhig in der Thür seiner Wohnung stand, und schleppten ihn in das Jesuitencollegium. Empört über diese Ungerechtigkeit, rottete sich nun das Volk zusammen, befreite den Gefangenen und belagerte die Wohnung der Jesuiten förmlich. Diese hatten sich aber schon verschanzt, warfen Steine auf das Volk und schossen aus den Fenstern. Da war das Volk nicht mehr zu halten; man nahm das Haus im Sturm ein, zerschlug, was man fand, und ließ seinen Muthwillen besonders an den Heiligenbildern und andern Gegenständen des katholischen Gottesdienstes aus. Vergebens hatten die protestantischen Behörden alles aufgeboten, um dem Unfuge zu steuern. Aber ihnen gerade wurde die ganze Schuld dieser, wie man angab, frechen Verhöhnung der katholischen Religion aufgebürdet, da man der eigentlichen Thäter nicht habhaft werden konnte. Ein Gericht von zwei und zwanzig Mitgliedern, das ganz aus Katholiken, großentheils aus polnischen

Bischöfen bestand, ward niedergesetzt. Der Fürst Lubomirski eröffnete als Präsident die Gerichtssitzung mit den Worten: „Willkommen, ihr Herren, bei dem Processe Gottes!“ Der Bürgermeister Rösner, ein Mann von sechs und sechzig Jahren, der bisher seinem Könige in aller Treue gedient hatte, ward vor dieses Blutgericht gestellt und er sowohl, als sein Vicepräsident Zernecke nebst andern Bürgern ward ohne weiteres zum Tode verdammt. Nur Zernecke, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er sein an das Jesuitencollegium stoßendes Haus nicht hatte verkaufen wollen, gelang es, sein Leben mit 60000 Gulden zu lösen. An den andern ward das Urtheil ohne Gnade vollzogen und acht Wittwen und acht und zwanzig Waisen weinten den Gemordeten nach. Und viele andere wurden an ihrer Ehre, Freiheit und Vermögen gestraft. Aber Gott stärkte ihren Glauben, daß sie würdig litten. Als die Jesuiten und Dominikaner den Bürgermeister Rösner im Kerker besuchten, um ihn unter Vorspiegelung eines gnädigen Urtheils zur Abschwörung seines Glaubens zu vermögen, gab er ihnen zur Antwort: „Begnüget euch mit meinem Kopfe, meine Seele soll Jesus haben.“ Und da man den Weißgerber Härtel an der Leiche des Hingerichteten vorüberführte, um auch ihn dann vom Leben zum Tode zu bringen, sprach dieser: „Gott Lob! unser unschuldiger Vater hat überwunden, wir wollen ihm fröhlich folgen.“ Doch war mit diesen Hinrichtungen der lutherischen Kirche in Thorn der Todesstoß versetzt. Das Gotteshaus, welches ihre Bekenner in der Stadt besaßen, mußten sie räumen, ihr Gymnasium wurde vor die Stadt verlegt, und

niemand durfte über den Vorgang sprechen oder schreiben. Laut wurde zwar das Blutgericht selbst von einzelnen katholischen Bischöfen getadelt; von den Regierungen mehrer Länder, Deutschland, England und Rußland gingen Beschwerden darüber ein, aber was half es! Man beschränkte die Rechte der Evangelischen in Polen immer mehr; man entzog ihnen die Kirchen, verbot den Gutsbesitzern, Prediger ihres Bekenntnisses zu berufen, und Kinder aus gemischten Ehen mußten bei unerhörten Geldstrafen katholisch getauft werden. Durch Rußlands Vermittlung kam zwar in Warschau 1767 ein Vertrag zu Stande, wonach den Evangelischen die frühern Vorrechte wieder hergestellt wurden, aber auch dieß war von keiner Dauer. Es folgte dann 1773 die Theilung Polens unter Rußland, Oestreich und Preußen; erst jetzt wurde den Protestanten, wenigstens so weit sie unter die Oberherrschaft eines evangelischen Fürsten kamen, ein besseres Schicksal bereitet.

§. 4. Die Salzburger Emigranten.

In den Hochgebirgen Tirols liegt das Erzstift Salzburg. Schon frühe hatten Waldenser und Hussiten das Licht des Evangeliums in diese einsamen und stillen Thäler gebracht; und als Luther das große Werk der Kirchenverbesserung begann, blieben die frommen Bewohner derselben auch nicht unberührt von dem davon ausströmenden Segen. Brachte doch Luthers Freund und Gönner D. Staupitz hier seine letzten Tage in der Stille eines Klosters zu, und außerdem legten hier mehre eifrige Prediger ein lautes und kräftiges Zeugniß des Glaubens ab. Gegen diese erhob sich freilich bald der

Sturm der Verfolgung von Seiten der katholischen Kirche; einer unter ihnen, Georg Schärer, wurde 1528 sogar enthauptet. Jedoch konnte es nicht verhindert werden, daß die frommen Gebirgsbewohner in den Besitz der lutherischen Bibelübersetzung, des lutherischen Katechismus, der Augsburgischen Confession und manches schönen Erbauungsbuches kamen. Vornämlich hatte das Licht, womit einst der Sohn des sächsischen Bergmannes das Dunkel der Kirche, wie der Herzen erleuchtete, die tiefen Schachten der tiroler Bergwerke erhellt. An die Stelle der fröhlichen Knappenlieder älterer Zeit traten jetzt die heiligen Gesänge Luthers. Die einzelnen Knappschaften wurden eben so viele Heerde der Reformation. Und was hier im Stillen gewirkt war, das trat nun öffentlich hervor. Ums Jahr 1685 hörte man die Bergleute in der Gegend von Hallein, an ihrer Spitze den erleuchteten Joseph Schaitberger, ihren Glauben laut bekennen. Schon zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts hatte man Capuziner zur Bekehrung der Abtrünnigen ausgesandt, und wenn es nicht helfen wollte, Dragoner nachgesandt. Schon damals hatten viele den väterlichen Heerd um ihres Glaubens willen verlassen, oder waren mit Gewalt von demselben vertrieben worden. Jetzt erneuerten sich die Verfolgungen mit Heftigkeit. Man warf die muthigen Bekenner ins Gefängniß, und sandte Mönche in die Kerker, um sie auf einen andern Sinn zu bringen. Mehr als tausend zogen die Verbannung einer schmählichen Verleugnung vor. Schaitberger fand sein Brot in Nürnberg mit Holzhauen und Drathziehen. Drei Mal kehrte er aus der Verbannung zurück und stärkte

die Brüder. Er wurde ihr verehrtes Haupt; sein Exulantenlied und ein Sendbrief, den er ihnen aus der Ferne schickte, wurde ihnen eine bleibende Quelle des Trostes.

Die Lage der Bekenner war bisher nicht immer gleich drückend gewesen. Die mildere Gesinnung einiger Erzbischöfe hatte ihnen oft Erleichterungen verschafft. Da bestieg auf einmal Leopold Anton, Freiherr von Firmian 1727 den erzbischöflichen Stuhl. Er war nicht ohne Gelehrsamkeit und eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit. Aber sein Geiz hatte sein Herz verhärtet, und durch die Liebe zum Trunk und zur Jagd war es verwildert. Hatte einer seiner Vorfahren schon gesagt, „es sei besser, ein reines Land im Glauben, als große Schätze in demselben zu haben;" so ging dieser so weit in seinem Ketzerhaß, daß er einst den Schwur that: „er wolle die Ketzer aus dem Lande haben, und sollten auch Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen." Diesen Schwur hat er treulich gehalten, und sein gleichgesinnter Kanzler, Hieronymus Christian von Rall, hat ihm darin den kräftigsten Beistand geleistet. Es wurde zunächst von den Geistlichen in den Häusern fleißige Nachforschung gehalten, ob sich hier lutherische Bücher vorfänden, dann wurden die Bewohner scharf examinirt und ihnen auch ein Eid abgefordert, daß sie gute katholische Christen seien. Da traten gleich etliche frei mit ihrem Bekenntnisse hervor, und unter ihnen zuerst Hans Lerchner und Veit Breme. Sie wurden auf der Stelle in Ketten geschlagen und in das Gefängniß gelegt. Man ließ hier niemand von den Ihrigen zu ihnen, plagte sie lange Zeit mit

Hunger und Durst, ohne sie nur zu verhören, und jagte sie endlich aus dem Lande. Neun Kinder weinten ihnen nach. Man machte darauf den teuflischen Plan, die Evangelischgesinnten durch den härtesten Druck zur Selbsthilfe zu reizen, um dann einen Vorwand zu haben, sie als Rebellen zu behandeln. Die Jesuiten durchzogen das Land, um die strengste Beobachtung der kirchlichen Gebräuche zu fordern. Für das kleinste Vergehen dabei wurden schwere Geldtaxen ausgeschrieben. Der Vorsteher des Amts Werfen ließ elf Unterthanen in Eisen legen, und nachher mußten sie sieben hundert Gulden zahlen. So gings überall, und es kamen dabei die abscheulichsten Treulosigkeiten vor. Ein junger Landmann, Andreas Gapp, wurde zwei Mal gefangen gesetzt und dann wieder frei gelassen, weil er seine katholische Rechtgläubigkeit versichert hatte. Dennoch wurde er nach wenigen Tagen wieder ergriffen, und da er nun die Wahrheit offen bekannte, ließ der Stadtrichter ihm den linken Fuß an einen Block schmieden, daß er anfing, zu bluten und zu eitern. Durch die unerträglichen Schmerzen zur Verzweiflung gebracht, versprach er den Capuzinern, seinen Glauben abzuschwören, wenn ihm die Freiheit geschenkt würde. Was aber half es ihm? Noch elf Wochen mußte er im Kerker liegen und entfloh endlich, weil er zwei und funfzig Gulden Strafgelder bezahlen und nach Salzburg zur Arbeit der Verbrecher geschafft werden sollte.

Die beiden zuerst vertriebenen Männer, Lerchner und Breme, hatten sich inzwischen in Regensburg an die Behörde gewandt, welche mit Leitung der evangelischen Angelegenheiten beauftragt

war, das sogenannte Corpus evangelicorum, aber ohne sonderlichen Erfolg; und eine Gesandschaft, welche die Bedrückten aus ihrer Mitte an den Kaiser in Wien abgefertigt hatten, wurde unterwegs durch Dragoner aufgehoben. Es schien jetzt der erzbischöflichen Regierung wünschenswerth, zu wissen, wie hoch die evangelische Parthei im Lande sich belaufe. Zu diesem Behuf zog eine Commission von Ort zu Ort, und da man schlau genug allen Freiheit des Bekenntnisses zusicherte, so zögerte keiner, die Wahrheit auszusprechen. Wie erstaunte man, als sich eine Summe von 20,678 Evangelischen ergab. Man ward besorgt; Eilboten gingen mit der Nachricht nach Wien und forderten bewaffnete Hilfe. Da die Evangelischen sich so schändlich betrogen sahen, glaubten sie auch ihrerseits sich sichern zu müssen. Da stiegen am 5. August 1731 an einem Sonntage, als der Morgen grauete, mehr denn hundert Familienväter in die einsame Kluft des Dienterthales nach Schwarzach hinab. Die entblößten Häupter senkten sich zum Gebet. Mitten im Kreise stand ein Salzfaß. Jeder tauchte die benetzten Finger der rechten Hand hinein und erhob sie dann zum Schwur: „nicht zu lassen von dem evangelischen Glauben, einig und treu einander zu sein in Noth und Tod.“ Dann verschluckten sie das Salz gleichwie eine geweihete Hostie und schlossen also den Salzbund nach dem Vorbilde von 2 Chron. 13, 5. Darauf hielten sie einen Rath, was zu thun sei, und bestimmten, daß Abgeordnete nach Regensburg gehen sollten, um die evangelischen Fürsten um ihren Schutz und um einen Zufluchtsort für die zu bitten, welche gezwungen wären, auszu-

wandern. Das Gerücht von diesem Bunde drang auch in den bischöflichen Palast. Das böse Gewissen malte dem Tyrannen Gespenster des Schreckens vor. Man sprengte aus, die Schwarzacher Verschwörung habe die Erwürgung sämmtlicher Katholiken beschlossen. Man verdoppelte seine Wachsamkeit, verbrannte Bibeln und lutherische Andachtsbücher und nahm die bekannten Häupter der evangelischen Parthei gefangen. Jetzt wäre vielleicht eine gewaltsame Erhebung von Seiten der Evangelischen nicht ohne Erfolg gewesen; daß sie alles duldeten, alles ruhig über sich ergehen ließen, und allein auf Gott ihre Hoffnung setzten, war der beste Beweis, daß der Geist Christi wahrhaft in ihnen lebte, und daß sie mit dem größten Unrechte Rebellen genannt wurden. Als solche wurden sie nun aber dem Kaiser mit den schwärzesten Farben geschildert; und es kamen 6000 Mann fremder Truppen ins Land, welche meist bei den Evangelischen einquartirt wurden. Diese übten zum Theil die rohste Gewalt gegen die vermeintlichen Ketzer; man überfiel die Evangelischen in der Nacht, riß sie aus ihren Betten, warf sie ins Gefängniß, und schnitt ihnen auch die Flucht ab, indem man die Grenzposten scharf besetzte und die, welche den Versuch zur Auswanderung machten, doppelt bestrafte. Aber durch einige dieser Soldaten führte Gott den armen Bedrückten auch sonderlichen Trost zu. Unter den Dragonern des Prinzen Eugen befanden sich auch Protestanten, und diese unterrichteten und trösteten ihre Mitbrüder aus dem Worte Gottes bei nächtlicher Weile; sie gingen mit ihnen die Fragen des Katechismus durch und beteten mit ihnen, „daß uns Gott wolle behüten

und erhalten, auf daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrüge, noch verführe in Mißglauben, Verzweiflung und andere große Schande und Laster; und ob wir damit angefochten würden, daß wir doch endlich gewinnen und den Sieg behalten.“ Als man indeß merkte, wie diese Soldaten einwirkten, so entfernte man sie schnell, und die Hilfe mußte anderswoher kommen.

Das Corpus evangelicorum in Regensburg hatte 1731 den Kaiser ernstlich auf die Bestimmungen des Westphälischen Friedens hingewiesen, wonach Bedrückungen, wie sie die Evangelischen erfuhren, ganz widerrechtlich seien, und auf eine nähere Untersuchung der Sache durch eine Lokalcommission gedrungen. Aber vergebens. Da nahm Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, sich seiner verlassenen Glaubensbrüder in der Art an, daß er mit Repressalien gegen die Katholiken in seinen Ländern drohte. Auch empfing er die Abgesandten, welche die Salzburger an ihn geschickt hatten, aufs freundlichste, und nachdem er ihren Glauben, den man gegen ihn zu verdächtigen gesucht, hatte prüfen lassen, sagte er ihnen weitern Schutz, und wenn sie vertrieben würden, Aufnahme in seinem Reiche zu.

Die Vertreibung blieb nicht lange aus. Dem Erzbischof war endlich doch bange geworden; er sah, wie durch die Stellung der evangelischen Regierungen gegen ihn, und durch die feste Haltung der stets sich mehrenden Zahl seiner evangelischen Unterthanen, die Gefahr sich für ihn alle Tage vergrößerte. Er beschloß deßhalb, sich der letztern mit einem Male zu entledigen. Er erließ deßhalb am 31. October 1731 einen Befehl, wonach alle nicht

angesessenen Einwohner evangelischen Bekenntnisses, Tagelöhner, Arbeiter und Dienstboten, welche das zwölfte Jahr erreicht, binnen acht Tagen, die Güterbesitzer aber binnen zwei bis drei Monaten das Land verlassen, die nach dieser Frist noch Zurückgebliebenen aber ergriffen und bestraft werden sollten. Das war wider alles Recht, denn der Westphälische Friede gestattete zur Auswanderung eine dreijährige Frist; von Regensburg aus protestirte man, aber alles, was man erlangte, war, daß die Frist für die Besitzenden noch ein wenig verlängert wurde. Da geschah es nun, daß am 24. November zuerst die Nichtangesessenen wie ein gejagtes Wild aufgescheucht wurden. Man hatte zwei Schwadronen Dragoner herbeigeholt, welche mit roher Gewalt die Unglücklichen vor sich hertrieben; ehe man sie entließ, warf man sie noch ein Mal in den Kerker, wo die Priester mit ihnen allerlei Bekehrungsversuche veranstalteten; einer bot sogar die Schrecken des Todes auf, führte sie über blutbenetzte Richtstätten, um sie zum Abfall zu bewegen. Im Frühling folgten die Güterbesitzer. Die Berghirten feierten am 1. Mai noch einmal auf der hohen Alp das Erwachen des Frühlings, beteten zum letzten Male auf den heimathlichen Höhen und gaben den nach alter Weise zum Feste geschmückten Thieren ihre Freiheit, denn es blieb niemand, ihrer zu hüten. Züge von 500, 1000 und 2000 Menschen bewegten sich nach Salzburg, wo sie ihre Päße zu holen hatten. Der Glaubensmuth, welcher die Auswandernden beseelte, riß viele noch mit sich fort, welche erst zurückbleiben wollten. Als ein Zug durch die Werfe-Pflege wanderte, stand Rupert Aestock mit seinem Ehe-

weibe und seinen drei Kindern am Hause. Wie er die Brüder nun so dahinziehen sah, ergriff es ihn mächtig; er packte schon ein, da hielt ihn sein schwangeres Weib mit Thränen zurück, denn sie meinte, sie könne mit den Kindern nicht fort. Als der letzte Mann des Zuges vorüber war, suchte er die Kinder, um sich an ihnen zu trösten. Aber siehe, sie hatten heimlich Kleider und Stücke schwarzen Brots zusammengerafft und waren dem Zuge nachgegangen. Da brach dem Vater das Herz, daß er sprach: „Liebes Weib, wir wollen mit." „Ja," antwortete sie weinend, „wohin du willst!" und sie zogen im Namen Gottes mit und ließen ihr Gut verödet zurück. Erst, als 18000 Menschen hinweg waren, fiel es dem Erzbischofe aufs Herz, daß sein Land zur Wüste werde. Um die fernern Auswanderungen aufzuhalten, sprengte man die schlimmsten Gerüchte über das Schicksal der Emigranten aus; aber da auch dieß nicht half, entbrannte der Tyrann in neuer Wuth und ließ seinen Unterthanen folgende Eidesformel vorlegen: „Ich schwöre zu dem lebendigen Gott und allen Heiligen, daß ich nebst den Meinigen nicht allein zu dem allein seligmachenden römisch katholischen Glauben mit Herz und Mund mich bekennen, sondern auch glauben will, daß diejenigen, welche ausgewandert sind und noch auswandern werden, wirklich zum Teufel fahren." Das hieß denn auch noch die letzten über die Grenze treiben. Aus den Salzgruben des Dürrenbergs stiegen vier Männer als Abgeordnete, um im Namen von 750 Glaubensbrüdern das Bekenntniß des Glaubens abzulegen, das sich bis dahin in dem unterirdischen Salztempel verborgen gehalten

hatte. Sie begehrten sämmtlich auszuwandern, und der Erzbischof, dessen reichstes Kammergut von Arbeitern verlassen wurde, knirschte mit den Zähnen, als er aus seinen Fenstern das ganze Bergamt in die Schiffe steigen sah.

Die Zahl der Ausgewanderten wuchs nach und nach zu 30000 heran; sie alle erfuhren die treue Fürsorge ihres Gottes. Die meisten protestantischen Fürsten boten ihnen eine Zufluchtsstätte an; besonders aber wiederholte Friedrich Wilhelm I. seine Zusagen. Er befahl allen Ständen des Reichs, den Emigranten zur Fortsetzung ihrer Reise alle Hilfe zu leisten; es wurde ihnen ein hinreichendes Reisegeld aus königlichen Kassen bewilligt; und überdieß denen, die in dem Lande sich niederlassen würden, Abgabenfreiheit auf mehre Jahre zugesichert. Ja, der König sandte einen eignen Beamten nach Regensburg, Johann Göbel, der die Emigranten in Empfang nehmen und ihren Zug nach Preußen leiten sollte. Auf der Reise selbst fanden die Bekenner freilich nicht überall dieselbe Aufnahme. Von den Katholiken mußten sie zuweilen öffentliche Beschimpfungen erleiden, und in Augsburg schloß man vor ihnen die Thore. Selbst Protestanten waren anfänglich mißtrauisch gegen sie, da die übelsten Gerüchte über sie verbreitet waren, als ob sie störrische, unruhige und aufrührerische Menschen wären. Aber als man in ihnen nun so glaubensfreudige, demüthige Leute erkannte, als die Berichte über die evangelische Gesinnung, die sie belebte, über das musterhafte Benehmen, das sie überall bezeigten, sich mehrten: so ehrte man in ihnen immer mehr die Märtyrer der Wahrheit, die Werkzeuge Gottes,

die berufen seien, das erstorbene Christenthum wieder zu erwecken. Ihr Zug durch Deutschland wurde ein wahrer Triumphzug. Wo sie einer Stadt naheten, gingen ihnen die Geistlichkeit, die Schuljugend und Abgeordnete der Bürgerschaft entgegen, man führte sie unter Geläut und Gesang in den Ort, ordnete Gottesdienste an, hielt Predigten und Reden ihnen zu Ehren, feierte ihren Glaubensmuth durch Gedichte, stritt sich um die Ehre, sie zu beherbergen und aufs beste zu bewirthen. Selbst Juden wetteiferten mit den Christen, ihnen alle Liebe und Ehrerbietung zu bezeugen. Wenn die Leute dann nun selbst anfingen, ihren Glauben zu bezeugen, die Leiden zu erzählen, die sie erduldet, und die wunderbaren Führungen, die sie erfahren: so steigerte sich die Bewunderung und man erstaunte, welch eine reiche und tiefe Schriftkenntniß diesen ungelehrten Leuten beiwohnte. Durch die Stadt Friedberg kam unter andern ein Zug von 250 Salzburgern. Es waren meist Vieh- und Ochsenknechte, junges Volk von sechszehn bis zwanzig Jahren. Die Berichte über sie können nicht genug ihre Bescheidenheit, Sittsamkeit, Mäßigkeit und ihren Gehorsam gegen ihre Vorsteher loben. „Der größte General," heißt es hier, „kann sich keines so wohl befolgten Commandos rühmen, und die Vorsteher wissen doch selber nicht, daß ihr Befehl so viel gilt, weil alles in der Liebe geschieht." Einer aus diesem Zuge erzählte selbst, daß kurz vor dem Ausgange aller Gemüther so zusammen geschmolzen und vereiniget worden seien, daß alle Feindschaften, von denen niemand geglaubt, daß sie je gehoben werden könnten, auf einmal seien abgethan worden, so daß man

nicht einmal mehr gewußt, was Neid, Zank und Zwiespalt wäre; ja wer einen Kreuzer unter zehn Schlössern gehabt, der hätte ihn hervorgezogen und mitgetheilt.

Die redlichen treuen Bekenner machten je länger, je mehr, im Einzelnen und Ganzen die tröstlichsten Erfahrungen davon, daß der Herr mit ihnen war. Unter andern kam ein junges Mädchen, das Vater und Mutter um ihres Glaubens willen verlassen, auf der Reise nach Altmühl. Hier ward ihrer der Sohn eines reichen Bürgers ansichtig und gewann gleich ein Herz zu ihr. Er fragte sie aber zuerst nur, ob sie bei seinem Vater in den Dienst treten wolle. Demüthig, wie sie war, erklärte sie sich dazu bereit, indem sie sich zugleich auswies, daß sie die von ihr geforderte Arbeit wohl verstehe. Der Sohn hatte inzwischen die Einwilligung seines Vaters zu dieser Heirath erbeten und erhalten; der letztere wußte aber nicht, daß der Sohn sich der Erwählten noch nicht entdeckt hatte. Als diese nun mit dem Sohne vor ihm erschien, fragte der Vater sie, wie ihr sein Sohn gefiele und ob sie ihn wohl heirathen wolle. Da meinte das Mädchen, man wolle sie zum Besten haben, bezeugte, eine treue Dienstmagd wolle sie wohl sein, nur foppen ließe sie sich nicht. Als aber nun der Sohn ihr seine Liebe bezeugte, sah sie ihn darauf an, stand ein klein wenig stille und sagte endlich: wenn es sein Ernst wäre, daß er sie haben wolle, so wäre sie es auch zufrieden, und so wolle sie ihn halten, wie ihr Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr hierauf ein Ehepfand; sie aber griff sofort in ihren Busen, zog einen Beutel heraus, worin 200 Dukaten staken und sagte, sie wolle ihm hiemit auch einen Mahl-

schatz reichen. Und damit war denn natürlich die Verlobung richtig. Wie hier im Einzelnen die wunderbare Durchhilfe des Herrn sichtbar wurde, so zeigte sie sich auch im Ganzen und Großen. Es wurde in Regensburg zum Besten der Auswanderer eine allgemeine Kasse gebildet, und in diese flossen nun aus allen protestantischen Ländern so reichliche Beiträge, daß die Summe von 888,381 Gulden erreicht wurde. Einige der Salzburger ließen sich dann in Holland, andere in Schweden nieder, eine kleine Zahl wanderte auch nach Amerika. Bei weitem die meisten aber blieben in Preußen. Als der erste Zug am 30. April 1732 in Berlin eintraf, war ihnen der König bis zum Leipziger Thore entgegen gegangen und hieß sie als seine lieben Landeskinder willkommen. Die Königin bewirthete sie im Schloßgarten Monbijou und beschenkte sie mit Bibeln und Geld. Besonders machten sich auch die Prediger um sie verdient; sie gaben ihnen Unterricht, vervollständigten ihre noch mangelhaften Religionsbegriffe, warnten sie treulich, ja nicht stolz zu werden, wenn sie von aller Welt bewundert und gelobt würden, daß sie um des Namens Christi willen alles verlassen hätten. In Begleitung vier preußischer ordinirter Kandidaten, welche ihnen nun als ihre eignen Prediger mitgegeben wurden, gingen sie dann nach Litthauen ab, wo sie ihren bleibenden Wohnsitz nehmen sollten. Hier ließ der König ihnen Häuser, Kirchen und Schulen bauen, und bald gewann ihre fleißige Hand dem fruchtbaren Boden reichen Gewinn ab. Bereits im Jahre 1739 konnte der damalige Kronprinz von Preußen (Friedrich der Große) in einem Briefe an Voltaire die Provinz

Litthauen das civilisirteste Land der Welt nennen. So erfüllte denn der Herr an den armen Salzburgern reichlich und herrlich seine Verheißung: „Wer verläßt Häuser oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker, um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen, und das ewige Leben ererben (Matth. 19, 29.).

§. 5. Noch einige andere Verfolgungen.

Hatten die Protestanten in Salzburg vornämlich zu leiden gehabt, so ging es ihnen in den übrigen östreichischen Landen auch nicht gut. Beständige Bedrückungen veranlaßten schon im Jahre 1727 eine Anzahl Protestanten aus Böhmen auszuwandern, welche auch in Berlin eine Zuflucht fanden und die noch jetzt hier bestehende böhmische Gemeinde bildeten. Die Kaiserin Maria Theresia ließ aber nun bekannt machen, sie wolle keine falschen Katholiken mehr; wer sich bisher heimlich zu einer andern, als der katholischen Religion bekannt habe, solle jetzt frei und ungehindert mit seinem Bekenntnisse hervortreten. Im guten Vertrauen auf diese kaiserliche Verheißung meldeten sich nun mehre hundert Protestanten. Aber was geschah? Der Propst zu Kremsmünster ließ die Leute mit Schlägen in die Kirche zwingen, und es bildeten sich Missionsanstalten, um die Abtrünnigen wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen, welche sich dazu nun erlaubter und unerlaubter Mittel bedienten. In einigen Gegenden verbot man den Protestanten ein Handwerk zu treiben oder als Gesellen zu arbeiten, und die Bauern durften keine protestantischen Dienstboten halten. Diesem unerträglichen Zustande wurde erst durch Kaiser Jo-

seph II. ein Ende gemacht, welcher 1781 allen seinen Unterthanen freie Religionsübung zusicherte. Diesem Erlaß widersetzten sich zwar etliche Bischöfe, andere aber gaben ihm seine Zustimmung. Jedoch konnte das Toleranzedict in Tyrol nie recht durchgeführt werden. Seit Vertreibung der Salzburger konnten hier nie protestantische Gemeinden aufkommen. Doch erhielt sich der von jenen ausgestreute Same, und im Stillen vermehrte sich die Anzahl derer, welche evangelische Gesinnungen hegten. Da wurde es erst vor kurzer Zeit offenbar, daß im Zillerthal, welches Thal sich etwa fünf Meilen weit zwischen Salzburg und Insbruck erstreckt, eine ganze Menge Familien wohnten, welche zur evangelischen Kirche förmlich überzutreten begehrten. Sie wandten sich im Jahre 1832 an Kaiser Franz mit der Bitte, eine protestantische Gemeinde errichten zu dürfen. Der Kaiser sah sich durch uralte Landesprivilegien, welche die Tyroler geltend machten, gebunden, ihnen die Weisung zu geben, entweder von ihrer Bitte abzustehen, oder das Land zu verlassen. Sie entschlossen sich zu dem letztern und wandten sich 1837 durch ihren Wortführer Johann Feidl an König Friedrich Wilhelm III. vertrauensvoll um Aufnahme in den preußischen Landen. Der König, eingedenk dessen, was sein Vorfahr an den Salzburgern gethan hatte, gewährte ihnen ihre Bitte und wies ihnen Wohnsitze in Schlesien an, wo sie unter der Führung eines eignen Predigers als eine besondere Gemeinde noch jetzt dankbar die königliche Huld rühmen, welche sie in den Stand setzte, Gott nach ihrem Gewissen frei zu dienen.

Zweite Abtheilung.

Die Kirche des Morgenlandes.

---

§. 1. Allgemeine Uebersicht.

Das Morgenland ist die Wiege des Christenthums. Hier lebte der Erlöser, hier erscholl zuerst die Stimme des Evangeliums, hier sammelten sich die ersten christlichen Gemeinden, und die Geschichte der christlichen Kirche in ihren ersten Zeiträumen ist nur die Geschichte der Kirche des Morgenlandes. Es erging aber über dieselbe das Gericht Gottes (Gesch. d. chr. Kirche II, 1. p. 154.); es gefiel dem Allerhöchsten, seiner Kirche einen neuen und gesegneten Boden im Abendlande zu bereiten; hier trieb sie neue frische Blüthen, und wenn sie in der Folge der Zeit hier auch wieder großen Verderbnissen erlag, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie, besonders durch den Einfluß der später eintretenden Reformation, durch Gottes Gnade eine Regsamkeit und ein Leben bewahrte, welches nur übertroffen wird durch den Glauben der in den Heidenländern neu aufblühenden jungen Christengemeinden. Die Kirche des Morgenlandes blieb von diesen Regungen eines neuen Lebens ausgeschlossen. Das alte römische Reich hatte das Morgen- und Abendland

mit einander in die innigste Verbindung gesetzt; mit dem Untergange desselben lockerte sich das Band, welches beide umfaßte, je länger, je mehr, bis endlich durch die Herrschaft, welche der siegreiche Mohamedanismus fast über das ganze Morgenland ausübte, und die Folgen, welche sich daran für die gesammte Volksbildung knüpften, die Trennung beider fast zu einer unübersteiglichen Kluft wurde. Die Kirche des Morgenlandes hat diese nationale Trennung nicht zu überwinden vermocht, und der Segen, den Gott den christlichen Völkern des Abendlandes in seiner Gnade geschenkt, ist ihr daher nicht zu Gute gekommen. Mit dem Fortgange der Zeit traten beide Kirchen vermöge ihrer sich immer mehr scheidenden Lebensrichtung in einen immer schroffern Gegensatz, der durch die Anmaßungen des römischen Bischofs, der die morgenländische Kirche gern auch unter seine Botmäßigkeit gebracht hätte, noch gesteigert wurde, bis endlich im elften Jahrhunderte die Trennung beider förmlich ausgesprochen ward (Gesch. d. christl. Kirche III, 1. p. 250.).

Zwar fehlte es in der Folgezeit nicht an Veranlassungen, daß beide Kirchen sich wieder näherten. Diese gaben zunächst die Kreuzzüge. Wie natürlich war es hier, daß die morgenländischen und abendländischen Christen sich mit einander verbanden, um den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen. Aber da jene diesen nicht allein nicht beistanden, sondern auch verrätherisch gegen sie handelten, so wurde dadurch der gegenseitige Haß nur erhöhet. Im dreizehnten Jahrhunderte suchte zwar der griechische Kaiser Michael II., Palälogus, freilich nur aus politischen Rücksichten, sich den Römern

wieder zu nähern, aber die Geistlichen arbeiteten ihm aus allen Kräften entgegen, so daß seine Bemühungen keinen Erfolg hatten. Ja, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts begab sich sogar der griechische Kaiser nebst seinem Patriarchen Joseph und einem großen Gefolge zu einer Synode, welche der Papst Eugen IV. in Florenz veranstaltet hatte. Da die Griechen fast in allen Punkten nachgaben, schien wirklich eine Vereinigung zu Stande kommen zu sollen, allein man erklärte die Zurückkehrenden für Abtrünnige und so scheiterte auch dieser Einigungsversuch. Später gelang es allerdings der römischen Kirche, einen Theil der morgenländischen Christen zu sich herüberzuziehen, indem sie ihnen die Beibehaltung ihrer Verfassung und ihrer Kirchengebräuche verhieß, und nur die Anerkennung der Oberherrlichkeit des Papstes und einiger für sie wichtigen Lehren forderte. Diese nannten sich die unirte Kirche griechischen Gebrauchs; aber wie lose ihre Verbindung mit den Römern war, haben noch ganz neuerliche Vorgänge bewiesen, da in den letztern Jahren zwei Millionen solcher Unirten im russischen Reiche ganz plötzlich und ohne weiteres die Union aufgelöset haben.

Es hat auch nicht an Versuchen gefehlt, die morgenländische Kirche mit der abendländischen auf der Grundlage des evangelischen Bekenntnisses zu vereinigen, und wäre diese Verbindung gelungen, so würde in die erstarrte morgenländische Kirche ein neuer befruchtender Keim gelegt sein. Der Patriarch Joasaph II. schickte um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts einen griechischen Geistlichen Namens Demetrius Mysus mit einem Schrei-

ben an die Evangelischen ab, der sich mehre Monate bei Melanchthon aufhielt, um den Zustand der evangelischen Kirche kennen zu lernen. Melanchthon gab ihm außer einem Antwortschreiben an den Patriarchen auch eine griechische Uebersetzung der Augsburgischen Confession mit. Leider war dieß aber ohne weitere Folgen. Eben so fruchtlos war ein Versuch, den der lutherische Gesandschaftsprediger in Konstantinopel, Stephan Gerlach, machte, eine Verständigung zunächst zwischen dem Patriarchen Jeremias und dem Würtembergischen Prälaten Jacob Andreä als Einleitung zu einer weitern Vereinigung der lutherischen und griechischen Kirche hervorzubringen. Auch mit der reformirten Kirche wurde einmal eine Verbindung durch den Patriarchen Lucaris angeknüpft. Dieser durch Sprachkenntnisse und Wissenschaft ausgezeichnete Mann hatte vor seiner Erhebung zum Patriarchen von Konstantinopel verschiedene Reisen gemacht und hatte bei seinem Aufenthalte in Genf eine große Zuneigung zur reformirten Kirche gefaßt. Er trat dann später auch mit dem englischen Erzbischof Abbot in Briefwechsel und schickte 1629 ein Glaubensbekenntniß nach Genf, welches von dem reformirten wenig abwich. Aber die Jesuiten wußten ihn in Konstantinopel so zu verdächtigen, daß er des Hochverraths beim Sultan angeklagt, endlich mörderisch angefallen, erdrosselt und ins Meer geworfen wurde. So scheiterten alle Versuche, die morgenländische Kirche mit der abendländischen in nähere Verbindung zu bringen; sie blieb von dieser geschieden bis auf den heutigen Tag. Und wie sie selbst nun in ihrer nationalen Abgeschlossenheit und Erstarrung keinen

Anspruch auf Erweiterung macht, so verabscheut sie auch jeden Versuch anderer Confessionen, sich auf ihrem Gebiete niederzulassen und auszubreiten. Der Patriarch von Konstantinopel erneuert noch unter schauerlichen Feierlichkeiten die Excommunication aller Ketzer, zu welchen auch die Katholiken und Protestanten, vor allem der Papst gehört, welcher einen besondern Bannfluch bekommt. Der Erzbischof von Attika belegte sogar 1836 alle Eltern mit der großen Excommunication, welche ihre Kinder in eine der von den englischen und amerikanischen Missionaren geleiteten Schulen schickten.

Die so abgeschlossene morgenländische Kirche umfaßt ein großes Gebiet. Die Völkerschaften, die zu ihr gehören, sind theils Griechen und Slaven, theils verschiedene asiatische Volksgemeinschaften, wie die Armenier, Kopten, Abyssinier, theils einzelne zum Theil uralte christliche Stämme, wie die Nestorianer, Thomaschristen, die Monophysiten oder Jakobiten und die Maroniten. Diese letztern alle haben abweichende Lehren, weßhalb sie von der rechtgläubigen Kirche des Morgenlandes für ketzerisch gehalten werden. Diese aber umfaßt drei Hauptbestandtheile, welche in der Lehre sich wohl einig wissen, aber in Hinsicht der Kirchenverfassung und des Kirchenregiments doch ganz abgesondert von einander bestehen: die griechische Kirche im türkischen Reiche, die griechische Kirche in Griechenland und die griechisch-russische Kirche, zu welchen dann noch verschiedene kleine Kirchengemeinschaften kommen außerhalb jener drei Reiche, welche sich theils an jene Kirchen anlehnen, ohne gerade in äußerer Gemeinschaft mit ihnen

zu stehen, theils auch mit der römischen Kirche sich unirt haben.

Die gesammte morgenländische Kirche ist in ihrer Lehrentwicklung wesentlich auf dem Standpunkte stehen geblieben, welchen sie in den ersten Jahrhunderten eingenommen hatte. Wie sie, mit Ausnahme der ketzerischen Partheien, an den Satzungen der ersten acht allgemeinen Kirchenversammlungen unverbrüchlich festhält, so sind es allein die Lehren von der Dreieinigkeit und der Person Christi, wie sie dort festgestellt wurden, auf denen sie beruhet. Sie nimmt sie aber nur äußerlich an, als ein Geheimniß, dem man sich demüthig unterwerfen müsse, ohne einen Versuch zu machen, sie weiter durchzubilden und aufs Leben anzuwenden. Die ketzerischen Partheien der morgenländischen Kirche weichen von dieser auch nur in den genannten Lehren ab, und sind in die Fußstapfen derer getreten, welche durch jene alten Kirchenversammlungen besonders wegen ihrer irrigen Ansicht von der Person Christi (Gesch. d. christl. Kirche II, 2. p. 202 sq.) als Ketzer verdammt wurden. Die übrigen christlichen Lehren, da sie in der alten morgenländischen Kirche nicht ausgebildet worden sind, haben in der neuern eine gewisse Unbestimmtheit; im Ganzen aber haben sie dieselbe Fassung, wie in der römisch katholischen Kirche. Ueberhaupt stehen beide Kirchen in der Lehre einander sehr nahe; eine Veranlassung zur förmlichen Trennung beider hat zwar ein Lehrunterschied gegeben, indem die griechische Kirche behauptete, daß der heilige Geist nur vom Vater, die römische hingegen, daß er auch von dem Sohne ausgehe; es ist aber vielmehr die gesammte Lebensrichtung, wie

sie sich im Gottesdienst, der Kirchenverfassung und der Sitte ausspricht, was beide Kirchen in einen unversöhnlichen Gegensatz stellt.

Der Gottesdienst ist zwar in der griechischen Kirche, wie in der römischen, fast nur Form. Die lebendige Predigt des göttlichen Worts wird nicht vernommen; die Verwaltung des Sacraments, viele Gebete, meist in einer dem Volke, selbst den Priestern unverständlichen Sprache, nebst noch mehren äußerlichen Gebräuchen, bilden den Hauptbestandtheil des Gottesdienstes. Dieser wird in der Regel auch in großer Pracht gehalten; alles ist darauf berechnet, auf die Sinne zu wirken, und an die Stelle des Glaubens treten dann dunkle, schwärmerische Gefühle. Aber in der griechischen Kirche nimmt das Volk mehr Theil an den gottesdienstlichen Handlungen, wie in der römischen, namentlich genießt nicht der Priester für dasselbe das Sacrament, sondern es empfängt dieß immer selbst mit, und wenn der Priester in der römischen Kirche kraft der ihm beiwohnenden Vollmacht die irdische Gabe im Sacrament in die himmlische verwandelt, so wird in der griechischen Kirche diese Wirkung allein auf die übernatürliche Kraft und Gnade Gottes zurückgeführt, die dem Gebete des Priesters sich nur zuwendet. Ueberhaupt ist der Priesterstand in der morgenländischen Kirche, eine wie hohe Stellung er auch einnehmen mag als Verwalter der göttlichen Geheimnisse, nicht so gesondert von den übrigen Ständen, wie in der römischen, einmal, weil ihm die Ehe erlaubt ist, welche ihn in die Interessen des Familien- und Staatslebens verflicht, vornämlich aber darum, weil die morgenländische Kirche kein

gemeinsames, sie zusammenfassendes und abschließendes priesterliches Oberhaupt hat, sondern überall mit dem Staate auf das innigste vereinigt ist. Zwar hat ferner die griechische Kirche auch das mit der römischen gemein, daß sie die Rechtfertigung nicht durch den Glauben allein sucht, sondern die Seligkeit abhängig macht von der Befolgung gewisser Vorschriften und Rathschläge, unter denen die Fastengebote eine vorzügliche Stelle einnehmen: allein man macht in der griechischen Kirche aus diesen Werken nicht so sehr ein Verdienst, mit dem man Gott gleichsam gegenüber treten könne, wie in der römischen Kirche, sondern man setzt seine Hoffnung doch vornämlich nur auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, welche mit Wohlgefallen auf die guten Werke herabsehe und mit Segen sie lohne. Es spricht sich dieß unter andern auch in dem Mönchswesen aus. Die griechische Kirche hat lange nicht so viele Mönchsorden, wie die römische, und während die Mönche dieser ihr Heil in unzähligen freien Uebungen und Werken suchen, so leben die griechischen Mönche vorzugsweise der freien Betrachtung. Ein Schriftsteller bemerkt, wie hier, so sei überall das Wesen der griechischen Kirche der Mysticismus, während die römische Kirche vorzugsweise die pietistische Richtung verfolge. Der größte Schaden beider Kirchen aber bleibt, daß sie keinen unmittelbaren Zugang zu dem lebendigen Worte Gottes haben; und auf eine erschütternde Weise wird die nähere Betrachtung der Zustände der einzelnen morgenländischen Kirchen uns lehren, wie es doch keinen größern Unsegen für eine Kirche giebt, als wenn keine Priesterschaft da ist, welche das Wort Gottes in

umsichtiger und lebendiger Weise verkündigt. Denn das Wort Gottes ist doch nun einmal der Quell, woraus alles geistliche Leben fließt; und wo dieser Quell versiegt, da ist der Tod.

§. 2. Die orthodoxe griechische Kirche im osmanischen Reiche und im Königreiche Griechenland.

1. Allgemeines Verhältniß beider Kirchen.

Die orthodoxe griechische Kirche im osmanischen Reiche und im Königreiche Griechenland waren bis zum Jahre 1821 auch äußerlich mit einander vereinigt. Da begann das griechische Volk einen Kampf auf Leben und Tod gegen seine bisherigen Unterdrücker, die Türken. Mit unmenschlicher Grausamkeit suchten diese ihre Herrschaft über die Unglücklichen zu behaupten, und es war auf nichts Geringeres abgesehen, als auf die Ausrottung des ganzen Volkes und der christlichen Kirche in diesen Ländern. Gott erweckte aber den Bedrängten die Herzen ihrer christlichen Mitbrüder, und in allen christlichen Ländern bildeten sich Hilfsvereine, welche in allerlei Weise ihnen Beistand zu leisten suchten. Aber die Berechnungen einer weltklugen, liebeleeren Politik hemmten lange die Befreiung des in Verzweiflung ringenden Volks, bis endlich der Kaiser von Rußland, Nicolaus, die Noth desselben zu Herzen nahm, und, auch selbst von den Türken gereizt, auf diese Feinde des Kreuzes Christi eindrang. Der bisher für unübersteiglich gehaltene Balkan ward von dem General Diebitsch überstiegen, und der Preis des dem Sultan bewilligten Friedens war die Freilassung der Griechen. Sie bekamen in der Person des bairischen Prinzen Otto einen eignen

König, der in vollkommener Unabhängigkeit sein Volk regiert. Die gesammte Geistlichkeit bis zum Patriarchen hinauf hatte den lebhaftesten Antheil an dem Kampfe genommen, und es waren daher auch an achtzig Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten erdrosselt, erhängt oder enthauptet worden. Unter diesen Umständen war es nicht anders zu erwarten, als daß man nach Losreißung des Staates vom türkischen Joche auch der Kirche ihre Unabhängigkeit auf jede Weise zu sichern suchte.

Bisher hatte die Kirche Griechenlands unter dem Patriarchen von Konstantinopel, der ganz in der Hand des Sultans war, gestanden. Jetzt ward kein von diesem Patriarchen ernannter Bischof mehr angenommen, keine Steuern wurden an ihn mehr entrichtet, ja es wurde für ihn nicht einmal mehr gebetet. Es ward eine aus drei Bischöfen bestehende provisorische Commission niedergesetzt, welche unter Aufsicht des Kultusministers die kirchlichen Verhältnisse neu ordnen sollte. Sie konnte der Verwirrung aber nicht Herr werden; die neu ernannten Bischöfe, die allein für die rechtmäßigen galten, befehdeten sich mit den alten, noch von dem Patriarchen von Konstantinopel eingesetzten; und noch andere Bischöfe, die ihre Aemter verloren hatten, trieben sich im Lande umher. Da ward denn endlich ein festes Kirchenregiment eingesetzt. Es ward „die heilige Synode" angeordnet, welche aus einem Bischof-Präsidenten und vier andern Bischöfen bestand, welche von sämmtlichen Bischöfen ernannt und vom Könige bestätigt wurden. Diese Synode nahm ganz dieselbe Stelle ein, welche früher der Patriarch von Konstantinopel in der Kirche Griechenlands inne

gehabt hatte. Im Jahre 1833 ward diese Aenderung der kirchlichen Verfassung von einer nach Nauplia berufenen Versammlung der Erzbischöfe und Bischöfe genehmigt. Es ward hier Folgendes festgesetzt: 1) Die orientalisch orthodoxe und apostolische Kirche Griechenlands, welche geistig kein anderes Oberhaupt anerkennt, als das Haupt des christlichen Glaubens, unsern Herrn Jesus Christus, hängt von keiner andern Autorität ab, indem sie die dogmatische Einheit, den ursprünglich von allen orientalischen orthodoxen Kirchen bekannten Principien gemäß, unberührt erhält. Was die Verwaltung der Kirche anlangt, welche der Krone zusteht, so erkennt sie den König von Griechenland als ihr Oberhaupt an. 2) Es wird eine permanente, bloß aus Prälaten bestehende, von dem Könige constituirte und als die oberste Autorität der Kirche betrachtete Synode errichtet werden, und sie wird die kirchlichen Angelegenheiten den heiligen Kanones gemäß leiten. Diese Synode führt auch die Oberaufsicht über die Bischöfe des Reichs und hat das Recht, dieselben zu wählen. Jedoch hat der König das Recht der Bestätigung und Investitur.

Man sieht heraus, daß die Kirche Griechenlands in Hinsicht der Verfassung eine große Freiheit und Selbstständigkeit genießt. Dieß ist aber auch der einzige Unterschied von ihrer Schwester, der orthodoxen griechischen Kirche im osmanischen Reiche, welche sich in der größten Abhängigkeit von dem Sultan befindet, und was wir weiter von der Eigenthümlichkeit dieser zu berichten haben, geht jene eben so wohl an.

2. Die Lehre beider Kirchen.

Ihr Bekenntniß finden beide Kirchen in den Bekenntnissen der sieben ersten allgemeinen Kirchenversammlungen. Es sind aus verschiedenen Veranlassungen, vornämlich in Folge der Bewegungen, welche der evangelisch gesinnte Patriarch Lucaris hervorrief, wohl noch andere Bekenntnißschriften entstanden, aber sie sind nicht von großer Bedeutung, da sie nicht aus neuen Entwickelungen der Lehre hervorgegangen sind. Das Bekenntniß des Mogilas, das gegen Lucaris gerichtet ist, ist noch das bedeutendste. Beide Kirchen nehmen neben der heiligen Schrift noch eine mündliche Ueberlieferung apostolischer Lehre (Tradition) an, welche von den Kirchenversammlungen und Kirchenvätern dargelegt ist, und schreiben ihr auch göttliches Ansehn zu. Hiernach ist Gott ein dreieiniger Gott, aber der heilige Geist geht nur vom Vater aus. Gott hat alle Dinge geschaffen, zuerst die Engel, bei denen neun Chöre und drei Ordnungen unterschieden werden. Etliche von diesen sind unter Anführung eines Einzelnen von Gott gefallen. Nur der Leib des Menschen stammt von Adam her, die Seele aber von Gott. Durch Adams Sündenfall sind alle Menschen der Sünde und dem Tode verfallen; da aber Gott nicht das Böse, sondern nur das Gute zuvor verordnet hat, so hat der Mensch völlige Freiheit, sich für das Gute oder das Böse zu entscheiden. Christus ist wahrer Gott und Mensch, doch so, daß weder die Gottheit in die Menschheit, noch umgekehrt, die Menschheit in die Gottheit verwandelt ist. Die heilige Jungfrau als die Gottesgebärerin ist erhaben über alle Cherubim und Seraphim, steht zur Rechten

des Sohnes, und ihr Fürwort vermag Großes bei ihm. Christus ist nur dem Fleische, nicht der Gottheit nach gestorben, und weil er am Kreuze die Versöhnung gestiftet, hat das Kreuz die Kraft erlangt, die bösen Geister zu verjagen, sowohl von uns selbst, als auch von unserm Essen, Trinken, Hausrath u. s. w., weßhalb wir uns oft zu bekreuzen haben. Christus ist nur seinem Leibe nach aufgefahren gen Himmel, weil er seiner Gottheit nach schon immer da war; er ist nur im Himmel, nicht auf Erden; aber wohl auf geheimnißvolle Weise im heiligen Abendmahl, als Gott und Mensch, durch die Verwandlung, weßhalb dasselbe eben so zu ehren ist, als der Herr Christus selbst. Nach dem Tode kommt schon jeder an einen Ort, der seinem dereinstigen Zustande, der durch das Gericht entschieden wird, angemessen ist. Einen Mittelzustand und ein Fegefeuer giebt es aber nicht. Doch werden viele Sünder aus der Hölle erlöset durch die Fürbitte der Kirche und gute Werke, vornämlich durch das unblutige Opfer, welche sie täglich darbringt für die Lebendigen und die Todten. Es ist nur eine einige heilige allgemeine oder katholische und apostolische Kirche, welche die Kirche zu Jerusalem zur Mutter und keinen andern Grund hat als Jesum Christum, der auch ihr einiges Haupt ist. Die Bischöfe aber sind Statthalter und die Gemeinschaft der rechtgläubigen morgenländischen Patriarchen und Bischöfe ist der Haupt- und Grundbestandtheil der Kirche, welche kein sichtbares Oberhaupt besitzt, am wenigsten in dem römischen Papste. Die Kirche hat Macht, auf allgemeinen Kirchenversammlungen die Schrift zu prüfen, und über Patriarchen, Päpste und Bischöfe zu

Gericht zu sitzen. Ihrer vornehmsten Gebote sind neun: 1) daß man dem Gottesdienst beiwohne; 2) die vier gebotenen Fasten halte; 3) die Geistlichen ehre, absonderlich die Beichtväter; 4) seine Sünde wenigstens ein Mal, besser aber vier Mal des Jahres, am besten alle Monate dem Priester beichte; 5) keine Bücher von Ketzern lese, noch deren Lehre anhöre; 6) zu Gott bete für alle Stände der Menschen, besonders aber für den Patriarchen und den geistlichen Stand; 7) die außerordentlich von dem Bischofe ausgeschriebenen Fast- und Bettage halte; 8) daß man die Kirchengüter nicht antaste; 9) keine Hochzeiten halte zu verbotener Zeit, noch verbotenen Schauspielen beiwohne, oder heidnischen Gewohnheiten nachhange. Zum Sacramente gehören drei Dinge: die sichtbare Sache, der geweihete Priester, die verordnete Formel, welche der Priester mit entsprechender heiliger Richtung des Gemüths gebrauchen muß. Die Sacramente sollen Zeichen sein, woran man die wahren Glieder der Kirche erkenne, auch Versicherungen, daß man durch Glauben und gute Werke selig werde, und eine Arzenei für die Sünde. Ihrer sind sieben. Die Taufe nimmt alle Sünden hinweg und erneuert den Menschen zur ursprünglichen Gerechtigkeit. Durch die Firmung werden die Gaben des heiligen Geistes ausgegossen. Beim Abendmahl wird Brot und Wein wirklich in den Leib und Blut Christi verwandelt; nur die Gestalt von jenen bleibt, damit uns nicht graue vor dem Genuß des Fleisches und Blutes Christi. Die Priesterweihe macht den Unterschied zwischen dem geistlichen Priesterthum aller Christen und dem sacramentlichen Priesterthum aller dazu Gewei-

heten. Sie ertheilt die Macht der Sündenvergebung und der Lehre. Die Buße besteht nicht nur in Bereuung und Bekenntniß der Sünde vor dem Priester, sondern auch in der Uebernahme der zur Strafe von diesen auferlegten Werke, als Allmosen, Fasten, Wallfahrt. Die heilige Oelung ist für die Kranken bestimmt, denen dadurch nicht allein Sündenvergebung auf ihre Beichte, sondern auch leibliche Genesung zu Theil wird. Die Ehe ist das siebente Sacrament. Die Sünden sind theils gewöhnliche, theils Todsünden, die entweder Haupttodsünden (Hoffart, Geiz, Hurerei, Neid, Rachgier), oder Sünden wider den heiligen Geist (Verzweiflung, Verhärtung des Herzens, Aufschub der Buße), oder himmelschreiende (Todschlag, Sodomiterei, Ungerechtigkeit gegen Wittwen und Waisen, Zurückhaltung des Lohnes) sind. Die Heiligen sind um ihre Fürsprache anzurufen, aber nicht, als wären sie Götter. In ihren Bildern sind sie selbst zu verehren, weßhalb jedes Bild mit einer Ueberschrift zu versehen ist, damit jeder wisse, wen er vor sich habe.

Man sieht aus dieser Darstellung der Lehre der griechischen Kirche, daß hier sehr viel Unvermitteltes und Unbestimmtes ist, z. B. in der Art, wie das Verhältniß beider Naturen, die Erbsünde und die Freiheit des Menschen hier aufgefaßt wird; besonders aber wird man nicht verkennen, wie nicht nur aller äußerlichen Werkgerechtigkeit, sondern auch dem Aberglauben durch dieselbe ein nur allzu großer Vorschub gethan wird.

3. Die Geistlichkeit.

Mit Ausschluß vom Königreiche Griechenland ist der „ökumenische Patriarch“ zu Kon-

stantinopel das Haupt der gesammten orthodoxen griechisch-orientalischen Kirche. Selbst die Patriarchen von Antiochien, Jerusalem und Alexandrien sind ihm unterworfen. Nur die Erzbischöfe von Cypern und Ochrida sind von ihm einigermaßen unabhängig. Ihm zur Seite steht die heilige Synode, welche gegenwärtig aus sechs Erzbischöfen und zwei Räthen besteht. Sie ist der oberste Gerichtshof für die Geistlichkeit, wählt und entsetzt die Patriarchen, wobei aber auch eine Anzahl angesehener Laien thätig ist, und verwaltet die finanziellen Angelegenheiten des Patriarchenstuhles. Auch wählt sie in Gemeinschaft mit dem Patriarchen die Bischöfe, welche der Sultan jedoch zu bestätigen hat. Der Patriarch hat einen prächtigen Hofstaat, der besonders aus den vornehmsten Beamten besteht, welche den Chor zur Rechten (15 Beamte) und den Chor zur Linken (17 Beamte) um ihn in der Kirche bilden. Diese sind meist Laien, welche neben der patriarchalischen Kirche um den Patriarchen an der Pforte des Phanar wohnen, woher sie Phanarioten heißen. Wenn der Patriarch von der heiligen Synode erwählt ist, wird er dem Sultan oder dem Großvezier vorgestellt, der ihm den Kaftan, ein mit goldnen Blumen durchwirktes Ehrengewand, ein weißes Roß und einen Stab mit rundem elfenbeinernem Knopfe übergiebt, und ihn ermahnt, sein Volk zur Treue gegen den Sultan anzuhalten. Bei dieser Gelegenheit werden auch alle Edicte und Privilegien erneuert, durch welche das Verhältniß der Kirche zur Pforte festgestellt ist. Die gewöhnliche Kleidung des Patriarchen besteht in einem schwarzen seidenen Chorrocke nebst einer hohen schwarzen seidenen Mütze, von

welcher ein dichter Flor herabhängt. Bei feierlichen Gelegenheiten trägt er eine mit Perlen und Edelsteinen geschmückte Krone. In der Stadt erscheint er auf einem weißen Pferde, zwei Diakonen folgen ihm, und zwei Janitscharen gehen ihm voraus, denn er hat die Würde eines Pascha von drei Roßschweifen. In dieser Stellung ist er der Vermittler zwischen dem Sultan, der die Oberhoheit über die gesammte Kirche seiner Lande hat, und dieser. Seine Stelle war aber immer sehr gefahrvoll; er behauptete sich in der Regel nur so lange, als er die Habgier des Sultans und seiner Paschas befriedigte. Seit 1836, wo festgesetzt wurde, daß kein Bischof mehr eigenmächtig von dem türkischen Minister von seinem Amte entfernt werden darf, scheint er etwas mehr gesichert. Zu den Vorrechten des Patriarchen gehört auch noch die Heiligsprechung, welche jedoch selten vorkommt.

Außer den Patriarchen hat die griechische Kirche Erzbischöfe und Bischöfe. Die erstern unterscheiden sich von den letztern äußerlich dadurch, daß sie einen kurzen Oberrock über den langen tragen und bei Ertheilung des Segens einen dreiarmigen Leuchter (Hindeutung auf die Dreieinigkeit) halten, während diese nur einen zweiarmigen (Hindeutung auf die beiden Naturen Christi) haben. Sowohl diesen, als jenen steht ein Collegium zur Seite, welches eben so zusammengesetzt ist, wie das, welches den Patriarchen von Konstantinopel umgiebt, und welches mit den angesehensten Einwohnern die Synode bildet, welche die geistlichen Angelegenheiten der Kirche besorgt. Der Bischof ernennt und weihet die Priester.

Die vier Patriarchen von Konstantinopel, Antiochien, Jerusalem und Alexandrien, die Erzbischöfe, die Metropoliten genannt werden, und Bischöfe bilden die höhere Geistlichkeit; diese darf nicht verehelicht sein. Die niedere Geistlichkeit, der nur die zweite Ehe und die Ehe mit einer Wittwe verboten ist, besteht aus den Priestern und Diakonen. Die Priester, die entweder Papen oder Protopapen (Erzpriester) sind, haben die Messe zu lesen und die Sacramente zu verrichten, auch zu predigen, was jedoch höchst selten geschieht. Sie sind verpflichtet, einen Bart und einen Stock zu tragen. Die Diakonen sind theils Leser, welche die Abschnitte der heiligen Schrift während des Gottesdienstes der Gemeinde vorlesen; theils Sänger, welche die Psalmen und Lobgesänge vorsingen; theils Lichtträger, auch Thürhüter, welche im Allgemeinen das Küsteramt versehen; theils Hypodiakonen, welche den Kirchenornat und die heiligen Geräthe auf den Altar besorgen; theils Diakonen, welche dem Priester bei der Messe dienen.

Was die Einkünfte der Geistlichkeit betrifft, so sind dieselben im Allgemeinen nicht unbedeutend. Der Patriarch von Konstantinopel bezieht die Hinterlassenschaft der Metropoliten, Bischöfe, Mönche und unverheiratheten Priester der Diöcese, die Sporteln der Gerichtsbarkeit, die Erträge einer Steuer, welche alle Bischöfe der Diöcese jährlich, und alle Griechen alle drei Jahre zu entrichten haben. Die heilige Synode hat aber außerdem noch besondere Einkünfte. Dessenungeachtet mehrten sich die Schulden der patriarchalischen Kasse fortwährend, da nicht

allein an die Pforte ein regelmäßiger Tribut (40000 Piaster), sondern auch an die Minister, um sich ihre Gunst zu erhalten, bedeutende Geschenke gegeben werden mußten. Um diese Hofschulden zu verzinsen, müssen von den Bischöfen jährlich noch besondere Abgaben entrichtet werden. Man ersieht hieraus, daß die Bischöfe sehr viel bezahlen müssen; sie haben aber auch eine gute Einnahme. Zuerst erheben sie die Sporteln ihrer Gerichtsbarkeit; dann muß jedes Dorf für eine von Rechtswegen zu haltende Messe und für Seelenmessen eine bestimmte Summe entrichten; für die letztern wird manch Mal der dritte Theil des Nachlasses bestimmt; für jede erste Ehe beziehen sie 5—15, für jede zweite 25—50, für jede dritte 50—200 Piaster; auch für Taufen und Begräbnisse wird an sie bezahlt; außerdem erheben sie von jeder griechischen Familie in Gelde und Naturalien eine Abgabe, lassen auch jährlich zwei Collecten für sich einsammeln. Dazu kommen die Abgaben der Priester an sie, die für die Einführung ins Amt, für das Recht, das Amt in ihrem Sprengel auszuüben und mehre andere Dinge, Ansehnliches entrichten müssen. Dazu genießen sie auch von den Klöstern bestimmte Einkünfte. In allem mag ein Bischof ein Einkommen von 25—80000 Piastern haben. Die Haupteinnahme für die übrigen Geistlichen besteht in den Gebühren für Ehe, Taufe, Leichenfolge, Seelen- und andere Messen, und Collecten, welche sie für sich einsammeln lassen, und dem sehr bedeutenden Verkauf der Kerzen. Außerdem bringt jede Familie dem Priester am Sonnabend ein Brot. Dazu kommen noch die Gelder, durch welche sich die Excommunicirten los-

zukaufen haben. Bei der allgemein herrschenden Armuth fällt dem Volke die Erhaltung einer so kostbaren Geistlichkeit schwer, um so mehr, da die Kirche keine liegenden Gründe besitzt, welche die türkische Regierung nach sich genommen hat. Allein der tief gewurzelte kirchliche Sinn desselben spendet gern und reichlich. Dennoch sind die Geistlichen oft gezwungen, durch Betreibung des Ackerbaues oder eines Handwerks ihre Subsistenz zu sichern.

Von der bisher beschriebenen Weltgeistlichkeit ist die Klostergeistlichkeit verschieden. Sie zerfällt in drei Klassen: in solche, welche ein gemeinschaftliches Leben in einem Kloster führen; in solche, welche auf eigne Kosten entweder in einem Kloster oder in einem andern Hause wohnen; und Eremiten, welche sich an einsamen Orten, auf Bergen, in Höhlen oder kleinen Hütten aufhalten. An der Spitze eines Klosters steht ein Abt, dem ein Ausschuß aus den Mönchen beigegeben ist. Unter den Mönchen giebt es Priester und Diakonen, welche zu den Amtsverrichtungen der Priester und Diakonen der Weltgeistlichkeit befähigt sind. Aus ihnen werden in der Regel die Stellen der höhern Geistlichkeit besetzt. Den Frauen ist der Zutritt zu den Mannsklöstern in der Regel untersagt, welches sich in manchen Klöstern sogar bis auf die Hühner und andere Thiere weiblichen Geschlechts erstreckt. Jeder Mönch pflegt von einem ältern Mönche an Kindes Statt angenommen zu werden und steht zu ihm im Verhältnisse eines Lehrlings und Untergebenen. Schon Kinder, selbst ungeborne, werden oft zum Mönchsstande bestimmt, da die Mönche, obgleich unwissend und roh, in hoher Achtung bei dem Volke stehen.

Die berühmtesten Klöster sind die auf dem Berge Athos, wo sich deren nicht weniger denn zwanzig befinden, das Kloster zum heiligen Grabe in Jerusalem und das vom Berge Sinai. Im Königreiche Griechenland ist die Zahl der Klöster von 400 auf 82 zurückgeführt, und die Güter derselben zu Schulzwecken verwandt. Frauenklöster sind nur drei beibehalten worden.

Was den Bildungsstand der Geistlichkeit betrifft, so ist derselbe im Ganzen sehr niedrig. Nach dem Katechismus des Mogilas werden als Erfordernisse der Priesterweihe drei Stücke angegeben: ein gutes und reines Gewissen, Wissenschaft und Weisheit, sowohl die heiligen Sacramente zu verwalten, als die Gemeinde mit Lehren zu erbauen, und gesunde Beschaffenheit der Glieder, welche dazu nöthig sind. Nur auf das dritte Stück wird gegenwärtig mit Ernst gehalten. Die jungen Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, erlernen jetzt nur die altgriechische Grammatik, die kirchlichen Liturgieen und Gebete von den Diakonen oder andern in der Umgebung des Bischofs befindlichen Personen. Es ist jetzt in Athen eine Universität errichtet, welche auch eine theologische Fakultät besitzt; aber es ist noch wenig Hoffnung vorhanden, daß dadurch eine Aenderung des gegenwärtigen Zustandes wird herbeigeführt werden, da die Mehrzahl der Geistlichen gezwungen ist, durch ihrer Hände Arbeit den nöthigen Lebensbedarf sich zu verschaffen, und dadurch dem wissenschaftlichen Leben entfremdet wird. Unter hundert Geistlichen findet man nur Einen; der des Schreibens kundig ist. Ein solcher trägt als Auszeichnung in der Regel ein Dintefaß

im Gürtel. Dessenungeachtet bildet die Geistlichkeit einen bei den Griechen, selbst bei den Türken hochgeachteten Stand. Dieß rührt von der tiefen Ehrfurcht und Liebe her, mit der die Griechen der Kirche zugethan sind; was sie allein auch vor dem Untergange bewahrt hat bei der fast vierhundertjährigen Knechtschaft, die sie von den Türken zu erdulden hatten. Der Einfluß der Kirche und der Geistlichkeit erstreckt sich daher auch auf alle Lebensgebiete. Es tritt dieß besonders bei der Rechtspflege hervor. Nicht nur ist der Geistlichkeit der Theil derselben anvertraut, der die Kirche näher berührt, wie Ehe- und Testamentssachen, sondern sie spricht auch das Recht fast in allen bürgerlichen Streitigkeiten. Nur selten wird von der Erlaubniß Gebrauch gemacht, an den bürgerlichen Richter zu appelliren. Diese Einmischung in weltliche Angelegenheiten mag etwas Bedenkliches haben, indeß, da die bürgerliche Obrigkeit die mohamedanische ist, erforderte es die Noth, daß die Geistlichen sich des Volkes annahmen, zumal da sie ein seit der ältesten Zeit kirchlich ausgebildetes Recht zur Grundlage ihrer Entscheidungen machen konnten; und es ist nicht zu leugnen, daß dieses Verhältniß vielleicht am meisten dazu beigetragen hat, das Volk in seiner abgesonderten Eigenthümlichkeit zu erhalten. Auch durch die Beichte übt die Geistlichkeit einen bedeutenden Einfluß auf das Volk, da man sehr hohe, freilich auch abergläubische Vorstellungen von der den Priestern verliehenen Macht der Sündenvergebung hat, und diese die Excommunication sehr häufig anwenden. Mit derselben wird freilich auch ein großer Mißbrauch getrieben. Wenn nämlich jemand bei

einem Processe seine Schuld nicht eingestehen will, so wendet man sich oft an den Priester, um ihn in den Bann zu thun, bis er gesteht. Auch läßt man, wenn man bei einem Verbrechen über die Thäter ganz im Ungewissen ist, über eine ganze Gemeinde den Bann in der Art aussprechen, daß nur die Schuldigen und unredlichen Zeugen davon betroffen werden sollen. Die niedere Geistlichkeit ist auch sonst mit dem Volke innig verwachsen. Sie ist aus dem Schooße des Volks hervorgegangen, ist ihm weder durch das Cölibat, noch durch Besoldung vom Staate, noch auch durch Gelehrsamkeit entfremdet, sondern steht seiner ganzen Richtung und Bildung nach mit ihm auf gleicher Stufe. Der Priester ist Handwerker oder Bauer, theilt alle Sitten und Gewohnheiten des Volks, ist in der Regel auch sittlich nicht über ihm erhaben, so daß das Volk ihn ganz als seines Gleichen ansieht und aufs vertraulichste mit ihm umgeht. Dieß hindert aber nicht, daß ihm bei seinen Amtsverrichtungen die tiefste Unterwürfigkeit gezollt wird.

4. Kirchliches Leben und Sitte.

Wir haben schon öfter bemerken müssen, daß der tief gewurzelte kirchliche Sinn des Volks ein mächtiger Damm gegen die Verwilderung, ja den gänzlichen Untergang desselben unter den so ungünstigen äußern Verhältnissen gewesen ist. Allein der in der griechischen Kirche herrschende Glaube ist nicht der Art, daß er das ganze Leben sittlich zu erneuern und umzugestalten vermöchte. Er ist eine bloße äußere Scheu vor dem Uebernatürlichen; er setzt sein Vertrauen auf kirchliche Gebräuche und Werke, die auf

eine übernatürliche wunderbare Weise das Heil wirken sollen, ohne daß diese Wirkung irgend durch die Selbstthätigkeit des Menschen brauchte vermittelt zu werden. Es kommt nicht selten vor, daß ein Räuber, auf Raub ausgehend, einen Priester mitnimmt, um sogleich nach vollbrachter That die Absolution zu erhalten, und daß Priester verbrecherische Unternehmungen begünstigen, indem sie im voraus Sündenvergebung verheißen, anstatt ernstlich vom Bösen abzumahnen. Man denkt, Bilder und Rosenkränze, vor allem das Zeichen des Kreuzes sind schon wirksame Waffen gegen den Bösen und seine Macht. Einen besondern Werth legt man auf das Fasten. Jeder Mittwoch und Freitag ist ein Fasttag. Außerdem giebt es vier große Fastenzeiten im Jahre; das erste Fasten dauert vom 15. November bis Weihnachten; das zweite vierzig Tage vor Ostern, das dritte vierzig Tage nach Pfingsten, das vierte vom 1. bis 15. August. Darneben giebt es noch einzelne Fasttage. Das Fasten steht in solchem Ansehn, daß auch der Lasterhafteste dasselbe beobachtet. Außerdem hält man die Wallfahrten sehr hoch; das Ziel derselben ist meist Jerusalem, dann aber auch heilige Berge, Höhlen und wunderthätige Bilder.

Was sonstige kirchliche Gebräuche betrifft, so wird die Wöchnerin gleich nach der Geburt durch den Priester gesegnet. Die Taufe findet am achten Tage statt. Ist der Täufling ein Erwachsener, so muß er selbst wider den Teufel, sein Wesen und Werk ausspeien und das Glaubensbekenntniß hersagen. Sonst thun es die Pathen. Der Täufling wird dann drei Mal mit reinem Wasser übergossen. Der Kirchgang der Wöchnerin findet nach vierzig

oder achtzig Tagen statt. Die Firmung oder Salbung mit Balsam, der vom obersten Patriarchen geweihet sein muß, wird bald nach der Taufe durch Bestreichung gewisser Glieder vollzogen, wobei die Worte gesprochen werden: „Das ist ein Siegel der Gaben des heiligen Geistes.“ Das Abendmahl wird auch den Laien unter beiderlei Gestalt gereicht. Es wird dazu gesäuertes Waizenbrot genommen, welches in Wein, der mit Wasser gemischt ist, getaucht und dann den Communicanten in einem Löffel gereicht wird. Es wird auch den Kindern gegeben. Zur Verwaltung des Sacraments gehört ein Priester und ein Altar, wenigstens ein Altartuch. Es bleibt jedem überlassen, ob er vor dem Genuß des Abendmahls beichten will, oder nicht. Allgemein ist die Privatbeichte, aber es herrscht nicht vollkommene Uebereinstimmung darin, ob das Bekenntniß aller einzelnen Sünden schlechterdings nothwendig sei. Die Trauung geschieht gewöhnlich unter freiem Himmel. Gemalte Heiligen= besonders Marienbilder und zwei brennende Kerzen befinden sich auf einem Tisch, zwei Kronen und Ringe daneben. Nach Räucherungen und Gebeten werden den Verlobten die Ringe mehrmals angesteckt und abgezogen, auch die Kronen — daher die Ehe auch Krönung heißt — zu wiederholten Malen aufgesetzt und abgenommen. Die Liturgie wird abgelesen, worauf den Verlobten ein wenig Wein dargeboten wird. Die im mosaischen Gesetz verbotenen Ehegrade sind ein unüberwindliches Ehehinderniß; auch die bei einem und demselben Kinde Taufpathen gewesen sind, dürfen sich nicht heirathen, welches Verbot sich selbst auf die Nachkommen bis zu gewissen Graden erstreckt.

Im Fall des Ehebruchs, der übrigens nicht häufig vorkommt, gilt die Scheidung für erlaubt. Die Beerdigung der Verstorbenen erfolgt sobald als möglich, unter Priesterbegleitung, Räuchern, Gesang und Geheul des Gefolges. Ein verstorbener Bischof wird mehre Nächte hindurch in seinem Kirchensessel zu andächtigem Handkuß der Gemeinde ausgesetzt, angethan mit dem vollen bischöflichen Ornat.

5. Der Gottesdienst.

Die Form der Kirchen ist die des gleichseitigen Kreuzes. Der Altar liegt gegen Morgen unter einem Gewölbe, welches höher ist, als die übrige Kirche und von ihr durch eine mit drei Thüren versehene Wand abgesondert ist. Die mittlere, welche die heilige Pforte heißt, zeigt den Altar. Hinter dem Altar in einer Nische ist der Thron des Bischofs, von wo aus derselbe bei hohen Festen dem Volke den Segen ertheilt. Außerdem hat der Bischof auch in der Kirche selbst, nahe der Scheidewand des Altars, einen erhabenen Sitz. Die Stühle der Weiber befinden sich gewöhnlich auf einem Chor und sind vergittert. Die Kirchen sind meistens dunkel. Man hält den Gottesdienst häufig bei Nacht, und zündet auch bei Tage Licht an. Eine Menge von Bildern, aber keine Bildsäulen, sind in der Kirche, welche durch Ansteckung von Wachslichtern knieend verehrt und angerufen werden. In einem besondern Schranke werden die wichtigsten Bilder der Kirche aufbewahrt. Der häusliche Gottesdienst besteht fast nur im Knieen vor Bildern. Die Predigt ist eine ganz seltene Erscheinung und gilt für

etwas Unwesentliches. Die Hauptsache bei jedem Gottesdienste ist die Verwaltung der Messe. Erst wird in altgriechischer, dem Volke unverständlicher Sprache die sehr lange Liturgie abgehalten, welche der heilige Basilius vom Apostel Jacobus durch mündliche Ueberlieferung empfangen haben soll. Eine Abkürzung von Chrysostomus ist aber im gewöhnlichen Gebrauch. An das Gebet um die Wandelung schließen sich ein Loblied auf die Jungfrau Maria und Fürbitte für Lebende und Todte, eine Collecte und Vater Unser. Nachdem der Priester sich selbst und dem Diaconus das Sacrament gereicht hat, werden die Pforten geöffnet und es erfolgt die Communion des Volks. Eine besondere Ceremonie findet am grünen Donnerstage statt, wo der Bischof zwölf Priestern öffentlich die Füße wäscht. Die Sonn- und Festtage nehmen den dritten Theil des Jahres ein. Neben der heiligen Jungfrau werden besonders der heilige Nicolaus, Spiridian und der Erzengel Michael verehrt. Die Griechen können auch unter der türkischen Bevölkerung ihren Gottesdienst ruhig abhalten, da auf die Störung desselben schwere Strafen gesetzt sind.

§. 3. Die griechisch-russische Kirche in Rußland.

1. Allgemeine Stellung derselben.

Die Russen haben gleich den meisten slavischen Völkern das Evangelium von der griechischen Kirche empfangen. Das Abhängigkeitsverhältniß, in welches die Russen dadurch zu dieser Kirche kamen, hat sich lange Zeit erhalten. Es trat darin einige Aenderung im sechszehnten Jahrhundert ein. Als der Patriarch Jeremias von Konstantinopel, vor

den Türken fliehend, bei dem Czar Feodor Iwanowitsch gegen seine Feinde Hilfe suchte (1588), bot ihm derselbe die Stelle eines russischen Patriarchen an; dieser schlug zwar diese Stelle aus, aber statt seiner weihete er den Erzbischof Hiob zum Patriarchen der griechisch-russischen Kirche, der von nun an, in Moskau residirend, das Oberhaupt dieser Kirche wurde, jedoch seine Bestätigung immer noch bei dem Patriarchen von Konstantinopel nachsuchen mußte. Es mußte den russischen Herrschern jedoch viel daran gelegen sein, jene Abhängigkeit von einem ausländischen Kirchenfürsten, der überdieß seit der Einnahme Konstantinopels durch die Türken dem Einfluß einer ungläubigen Macht verfallen war, zu lösen. Dieß that denn auch Peter der Große. Nachdem er das 1702 erledigte Patriarchat lange Zeit hindurch unbesetzt gelassen hatte, erklärte er sich selbst zum Oberhaupt der russischen Kirche, um zu ihr in dasselbe Verhältniß zu treten, wie einst der oströmische Kaiser zur griechischen Kirche, der ihr natürlicher Schutz- und Schirmherr war. Die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten übertrug der Kaiser der „heiligen dirigirenden Synode," welche mit dem höchsten weltlichen Gerichtshofe, dem dirigirenden Senate, gleichen Rang hat. Sie hatte erst in Moskau, nun aber in Petersburg ihren Sitz und besteht aus den Metropoliten von Nowgorod-St. Petersburg, Moskau und Signach, dem Erzbischofe von Twer, noch einigen kirchlichen Beamten, und einem weltlichen Oberprocurator, welche Stelle immer der kaiserliche Minister einnimmt, der gegen die Beschlüsse der Synode Einspruch zu thun berechtigt ist, was jedoch sehr selten zur Anwendung

kommt. Diese Aenderung in der Verfassung hat jedoch der innern Gemeinschaft beider Kirchen keinen Eintrag gethan. Beide Kirchen befinden sich hinsichtlich der Lehre in der vollkommensten Uebereinstimmung, und die russische Kirche unterhält gegen die griechische Mutterkirche ein Gefühl der Ehrfurcht, welches sie hindert, ohne den Rath der letztern irgend eine wichtige Veränderung im Bekenntnißstand vorzunehmen. Aber auch nur die griechische Kirche wird von der russischen anerkannt, außer ihr keine andere. Zwar werden im russischen Reiche die zahlreichen übrigen Religionsgemeinschaften geduldet; aber da der Staat mit der Kirche so ganz verwachsen ist und seinen Schwerpunkt in ihr findet, sucht er diese innerhalb seiner Grenzen auf jede Weise zu erhalten und auszubreiten. Es darf daher kein russischer Unterthan, welcher in der griechisch-russischen Confession geboren ist oder auch nur einmal nach griechischem Gebrauch das Abendmahl genommen hat, zu einer andern Kirche übertreten. Auch werden keine Missionare innerhalb des russischen Reichs geduldet. Und neuerlich sind eine Menge von Protestanten der Ostseeprovinzen nicht ohne Anwendung von List und Gewalt zur griechischen Kirche hinübergebracht worden. Die ganze kaiserliche Familie bekennt sich zur griechischen Kirche. Wer ihr durch Heirath verbunden wird, muß zu ihr übertreten und russische Prinzessinnen, die fremde Fürsten heirathen, müssen allezeit ihre Religion beibehalten. Uebrigens ist das ganze Gebiet der russischen Kirche in 48 Eparchien eingetheilt, welche in drei Klassen zerfallen, je nachdem an ihrer Spitze Metropoliten, Erzbischöfe oder Bischöfe stehen.

2. Die Geistlichkeit.

Die russische Geistlichkeit begreift drei Hauptstufen: Diakonen, Presbyter und Bischöfe. Die Diakonen sind entweder gewöhnliche Diakonen, oder Archidiakonen, welche eine höhere Stellung in der Umgebung des Bischofs einnehmen. Die Presbyter sind auch wieder entweder Popen oder Protepopen, gleichwie unter den Bischöfen, die unter dem gemeinsamen Namen der Erzpriester begriffen werden, ein ähnlicher Rangunterschied ist, indem sie entweder Metropoliten, Erzbischöfe oder einfache Bischöfe sind. Manche Bischöfe empfangen vom Kaiser nur den Titel der Erzbischöfe, ohne mehr Macht zu erlangen. Die niedere Geistlichkeit hat sehr wenig Bildung, da sie wegen der schlechten Einkünfte ihren Unterhalt sich meist durch ihrer Hände Arbeit verschaffen muß; sie bringt es kaum so weit, daß sie ein wenig altrussisch lesen, die Messe sagen und die Vesper singen kann. Sie vermischt sich oft auf eine sehr unanständige Weise mit dem Volk, wird von ihm geprügelt und gemißhandelt, ohne daß indessen die hohe Ehrfurcht darunter leidet, welche das Volk gegen dieselbe hegt, wenn sie in der Amtskleidung erscheint. Alle russische Geistliche tragen einen langen Bart und langes Haar, eine hohe schwarze Mütze, mitunter auch einen großen, herunterhangenden Hut. Die Weltgeistlichkeit unterscheidet sich von der Klostergeistlichkeit dadurch, daß jene in der Kirche mit einem weißen, hellfarbenen, seidenen Gewande bekleidet ist, weßhalb sie auch die weiße Geistlichkeit genannt zu werden pflegt, während diese eine schwarze Amtstracht führt. Die Geistlichen

sind frei von Abgaben, auch darf die Prügelstrafe nicht gegen sie angewandt werden. Die niedere Geistlichkeit muß heirathen und zwar eine Jungfrau; aber Wiederverheirathung wird nur in seltenen Fällen gestattet; die Wittwen müssen ins Kloster. Die Geistlichen verheirathen in der Regel ihre Kinder unter einander, und die Söhne ergreifen den Beruf des Vaters, so daß sie einen in sich abgeschlossenen Stand bilden. Die höhere Geistlichkeit geht aus den Klöstern hervor und darf nicht heirathen. Sie unterscheidet sich von der niedern vortheilhaft durch größere Bildung. Für die Söhne der Geistlichen bestehen eigne geistliche Schulen, welche drei Stufen haben: Parochialschulen, in denen altrussisch und lateinisch, Centralschulen, in denen auch griechisch und biblische Geschichte gelehrt wird; wozu noch die bischöflichen Seminare kommen. Endlich giebt es noch vier geistliche Akademien in Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan.

Die Klöster sind entweder solche, welche von der Regierung unterhalten werden, oder solche, die aus ihren eignen Mitteln bestehen. Es leben darin etwa 6000 Mönche. Novizen dürfen nicht vor dem dreißigsten Jahre das Gelübde ablegen. In den Nonnenklöstern leben etwa 3000 Nonnen und eben so viele Novizinnen, denn diese dürfen nicht vor dem funfzigsten Jahre in das Gelübde treten.

3. Gottesdienst und kirchliche Sitte.

Die russischen Kirchen haben in der Regel die Gestalt eines Kreuzes und fünf Dome mit vergoldeten Kreuzen. Es befinden sich in ihnen keine Sitze; auch gebrauchen die Zuhörer kein Buch. Der

Gottesdienst der russischen Kirche ist dem der morgenländischen im Wesentlichen gleich. Die Kirchensprache ist die altrussische oder slavonische, welche zur Zeit der Einführung des Christenthums gesprochen wurde. Es wird aber jetzt in vielen Kirchen gepredigt, wenigstens eine Homilie gelesen. Die Liturgie ist so lang, daß manch Mal zwei Geistliche sich darin theilen und sie zu gleicher Zeit lesen. Sie besteht aus drei Theilen: der Bereitung, dem kleinen und großen Eingang. Bei der Bereitung wird das Brot, das man in der Regel das Lamm nennt, am Rüsttische unter allerlei Gebeten für die Messe zugerichtet. Beim kleinen Eingange bringen die Diakonen das heilige Evangelium aus der Sacristei in die Mitte der Kirche. Es werden Psalmen gesungen, erst aus den prophetischen und apostolischen Schriften, dann das Evangelium gelesen, nach Umständen auch gepredigt, und gebetet für die Büßenden und noch nicht Getauften. Beim großen Eingange werden die bereiteten Gaben des Sacraments vom Rüsttische auf die heilige Tafel gebracht, welches Schauspiel den Nichtcommunicanten aber durch einen Vorhang verdeckt wird. Es wird laut und still gebetet und es ertönt der sogenannte Gesang der Cherubim. Dieser dritte Theil heißt auch die Liturgie der Gläubigen. Die Kirchenagende ist in mehr als zwanzig Foliobänden enthalten. Die höhere Geistlichkeit ist sehr glänzend gekleidet und weiß den Gottesdienst mit vieler Würde zu verwalten. Die niedere Geistlichkeit beobachtet selbst am Altare nicht immer den Anstand; sie fluchen und zanken hier manch Mal mit dem Küster. Der Gebet-

zeiten sind sieben in der russischen Kirche, um Mitternacht, vor Sonnenaufgang, um die erste, dritte, sechste, neunte Stunde, und am Abend. Man zieht diese Gebetszeiten jedoch in der Regel zusammen; streng werden aber, selbst von den vornehmen Russen, die Morgen- und Abendgebete gehalten. Das Gebet für die frommen Fürsten und Patriarchen der griechischen und russischen Kirche während der großen Fasten ist mit der feierlichen Verfluchung der Abtrünnigen verbunden. Die Bilder, die, mit Ausnahme der Altarbilder, nur gemalte sind, finden eine abergläubische Verehrung. Sie werden reich geschmückt, und wenn der Russe in ein Zimmer tritt, so bekreuzt er sich erst, dann naht er sich dem in einem Winkel hängenden Bilde des Schutzheiligen und bezeugt ihm seine Verehrung. Vor den öffentlich ausgestellten Heiligenbildern geht der Russe auch nicht vorüber, ohne sich zu bekreuzen, wobei er ein kurzes Gebet „Ghospodi pomilui", d. i. Herr, erbarme dich, spricht. Die Bilder sind bei allen Taufen, Hochzeiten, Begräbnissen und Eidesleistungen gegenwärtig, aber man verhüllt sie bei Verrichtungen, welche für unrein und unheilig gehalten werden. Man trägt sie auch bei sich, und holt sie gelegentlich aus der Tasche, um zu ihnen zu beten. Der kleinste Schein von Nichtachtung gegen die Heiligen bringt den glaubenseifrigen Russen in Aerger; aber ein Spott über sie setzt ihn in Wuth. Das Fasten wird fast noch strenger, als in der griechischen Kirche gehalten. Man genießt dabei nichts, was von warmblütigen Thieren kommt, also auch keine Butter, Eier, u. s. w. Die längsten und strengsten Fasten sind vor Ostern. In den

meisten Gegenden des innern Rußlands sind die Fische sehr theuer, und man lebt nun lange Zeit hindurch nur von getrockneten, harten, in ranzigem Oel gesottenen Schwämmen. Was Wunder, wenn man sich auf Ostern freut, wie das Kind auf Weihnachten. In der Nacht vom Sonnabend auf den ersten Osterfeiertag haben sich um die Kirchen eine Menge Wagen mit Osterlämmern, Osterkuchen, Branntwein und andern Lebensmitteln gesammelt, das Volk aber harret knieend im Gebet. Endlich schlägt die lang ersehnte Mitternachtsstunde; die Flügelthüren der erleuchteten Kirche öffnen sich, und heraus tritt der Geistliche im festlichen Ornate mit seinen Kirchendienern. „Christ ist erstanden!" ruft er, und alles Volk ruft's ihm nach. Nach den üblichen Gebeten erhebt sich alles und umarmt und küßt sich. Der Geistliche tritt an die Wagen, besprengt sie mit Weihwasser, segnet sie ein. Nun aber geht's auch ans Essen und Trinken und die Völlerei dauert die ganze Osterwoche hindurch. Die russische Kirche feiert zwölf Hauptfeste: Christi Geburt, Taufe, Palmeinzug, Auferstehung, Himmelfahrt, Pfingsten, Verklärung, Darstellung im Tempel, Mariä Verkündigung, Einführung in den Tempel und Heimgang, und Kreuzeserhöhung. Mit besonderer Feierlichkeit wird das Fest der Taufe Christi am Tage der heiligen drei Könige begangen; es heißt auch das Fest der Wasserweihe, denn, wie Christus durch seine Taufe das Wasser geheiligt hat, so will man auch das Wasser zum Dienste des Reiches Gottes, vornämlich in der Taufe, an diesem Tage weihen. In Petersburg wird das Fest mit einer höchst feierlichen Procession begonnen. Die

niedere Geistlichkeit eröffnet den Zug, paarweise einherschreitend mit Fahnen und Bildern, unter welchen die Jungfrau Maria und der Erzengel Michael, wie er mit dem Drachen kämpft, die ersten sind. Dann kommen die Priester und Bischöfe, die Mönche und Aebte; diesen folgt der Metropolit in reicher Priesterkleidung, mit einer Erdkugel an der Spitze seiner Mütze; zuletzt erscheint der Kaiser und sein ganzer Hofstaat. Nachdem eine Oeffnung in das Eis gemacht ist, betet der Metropolit und weihet das Wasser damit, daß er ein Kreuz in dasselbe taucht, eine Hand voll Salz hineinwirft und zuletzt räuchert. Hierauf drängt sich alles Volk mit Gefäßen und Eimern herzu, um von dem geweiheten Wasser zu trinken, darin zu baden, Kinder und Kranke damit zu besprengen, weil man demselben zauberische Wirkungen zuschreibt. Die russische Kirche hat, wie die griechische, sieben Sacramente. Die Firmung wird Myrrhensalbung genannt, durch welche die Täuflinge das Recht zur Theilnahme am Abendmahl empfangen, welches ihnen bis zum siebenten Jahre bloß in der Gestalt des Weines gereicht wird. Die zweite und dritte Ehe wird steigernd getadelt; die vierte zieht den Kirchenbann nach sich. Ehescheidung findet nur bei Ehebruch statt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß bei dem Volke sich ein großes religiöses Bedürfniß zeigt; aber es ist eine äußerliche abergläubische Frömmigkeit, welche durch den Mangel an Religionsunterricht und die Unkunde im Lesen nur zu sehr begünstigt wird. Kaiser Alexander, der in schwerer drangsalsvoller Zeit zum lebendigen Glauben erweckt war, suchte seinem Volke die Bibel zugänglich zu machen. Unter

seiner Regierung nahm die Thätigkeit der Bibelgesellschaften einen glänzenden Aufschwung, und der Eifer, mit welchem auch die gemeinen Russen die heilige Schrift aufnahmen, lieferte den besten Beweis, daß im Volke das Wort Gottes einen empfänglichen Boden vorfand (Gesch. d. chr. Kirche V, 2. p. 112.). Doch da einzelne Mißverständnisse vorkamen, und insbesondere einige Soldaten auf Grund einer falschen Auslegung von Matth. 19, 12 sich verstümmelt hatten, befahl der Kaiser Nicolaus die Aufhebung der Bibelgesellschaften.

4. Secten der griechisch-russischen Kirche.

Ungeachtet die russische Kirche von jeher alles aufgeboten hat, in äußerer Einheit zu bleiben, so ist es ihr doch nicht gelungen, alle Spaltungen zu beseitigen. Die erste Veranlassung zur Absonderung boten Veränderungen dar, welche auf Betrieb des Moskauischen Patriarchen Nikon durch eine selbst von dem Patriarchen von Konstantinopel berufene Kirchenversammlung 1654 mit den alten slavonischen Bibelübersetzungen und Kirchenbüchern vorgenommen wurden, und welche den Zweck hatten, diese Bücher von den eingeschlichenen Fehlern zu reinigen und sie unter sich in Uebereinstimmung zu bringen. Diese Veränderungen sahen viele als gefährliche Neuerungen an, wollten jene Bücher in der alten Gestalt beibehalten wissen und beschuldigten die herrschende Kirche der Abtrünnigkeit vom wahren Glauben, gingen immer weiter, und hoben alle Gemeinschaft mit ihr auf, weil in ihr keine wahre Ordination, keine rechtmäßige Folge der Bischöfe, kein wahrer Priesterstand und kein wahres Sacrament mehr zu

finden sei. Peter der Große wandte gegen diese Widersacher erst Gewaltmaßregeln an; als er aber sah, daß dadurch ihr Starrsinn nur vermehrt wurde, versuchte ers mit gelindern Mitteln, die aber eben so wenig von Erfolg waren. Katharina II. gewährte ihnen endlich Duldung. Sie werden im Allgemeinen mit dem Namen Raskolniken, d. h. Separatisten oder Staroobriadzi, d. h. Beobachter der alten Gebräuche bezeichnet, während sie sich selbst Starowerzi, d. h. Altgläubige zu nennen pflegen. Ihre Anzahl beträgt etwa fünf Millionen. Fast die ganze Bevölkerung der donischen Kosacken gehört zu ihnen, und beinahe in jeder Provinz finden sich deren, selbst in den beiden Hauptstädten. Sie kommen darin überein, daß sie die jetzige Ordnung der Dinge in Rußland dem Antichrist zuschreiben, für den Kaiser nicht beten, die bestehende Obrigkeit nicht anerkennen und nur aus Noth ihr unterthan sind. Sie genießen daher auch, obwohl Duldung, doch nicht den Schutz, der den übrigen russischen Unterthanen gewährt wird. Ihre Geistlichkeit, sofern sie solche haben, erfreuet sich keines der Vorrechte, welche sonst alle Geistlichen haben. Auch ihre Bethäuser dürfen keine Thürme und Glocken tragen. Obwohl in ihrem Widerspruche gegen die jetzt bestehende staatliche und kirchliche Ordnung einig, sind die Raskolniken unter sich doch sehr gespalten; die Kirche hat ihnen ursprünglich keine durchgreifende religiöse Bildung geben können, und da sie mit dem Austritte aus ihr auch den festen äußern Halt verloren haben, so ist es kein Wunder, daß sie durch den Widerspruchsgeist bald auf diesen, bald auf jenen schwärmerischen Abweg

gerathen sind. Nur bei wenigen unter ihnen läßt sich ein tieferes religiöses Bewußtsein erkennen. Nennen wir jetzt die vornehmsten unter den zahlreichen Secten.

Die Pomeranen, die an den Ufern des weißen Meeres, aber auch sonst an vielen Orten gefunden werden, taufen alle die, welche zu ihnen treten, von neuem. Sie leben kaum in ordentlicher Ehe, da sie dieselbe nach Gefallen schließen und lösen. Das Abendmahl theilen sie sich selbst unter einander aus, denn eigentliche Priester haben sie nicht. Das Brot, welches sie gebrauchen, soll noch von dem vor der Nikonianischen Ketzerei geweiheten Brote herstammen. Sie verbinden nämlich den neuen Teig immer mit dem noch vorhandenen; und jeder Pomerane ist stets mit einem Krümchen dieses Brots versehen, um nöthigenfalls in jedem Augenblick das rechte Abendmahl empfangen zu können. Sie sind dem gröbsten Fanatismus ergeben. Sie rechtfertigen den Selbstmord aus Marc. 8, 35. und indem sie das vierzigtägige Fasten des Herrn nachzuahmen wähnen, hungern sie sich häufig zu Tode. Wenn sie ihren deßfalsigen Entschluß nach den ersten Tagen bereuen, werden sie von den Uebrigen zur Ausführung desselben gezwungen.

Die Kapitonier, von ihrem Stifter dem Mönche Kapiton so genannt, haben keine Kirchen, sondern versammeln sich in ihren Häusern, wo sie alle heiligen Handlungen selbst vollziehen. Sie verfahren mit der Ehe eben so leichtsinnig, wie die Pomeranen, und sollen ein sehr unzüchtiges Leben führen. Eine Abtheilung derselben hat den Spottnamen Podreschetniki, d. h. die unter dem Siebe

erhalten. Beim Abendmahl nämlich erscheint ein Mädchen, welches ein mit Trauben gefülltes Sieb auf dem Kopfe trägt, und bietet nach längern von häufigem Niederwerfen begleiteten Gebeten dieselben zum Genusse dar.

Die Samokreschtschenniki oder Selbsttäufer ertheilen sich das Sacrament der Taufe selbst, indem sie wiederholt in einem Flusse untertauchen. Die Strengern unter ihnen gebrauchen indeß nur Regenwasser, indem sie jedes andere Wasser vom Antichrist besessen wähnen.

Die Duchoborzi oder Kämpfer im Geiste, die zuerst 1730—40 zum Vorschein kommen, haben einige reinere Einsichten in die Glaubenslehre. Sie glauben an die Bibel als das Wort Gottes, Dreieinigkeit, Sündenfall, die Erlösung durch Christum, Auferstehung, und daß allein der Glaube rechtfertige. Aber wie sie sich Kämpfer im Geiste nennen, wollen sie eine geistige Kirche und alles darin auf eine geistige Weise verrichten. Sie haben daher weder kirchliche Gebäude, noch ordinirte Priester. Sie fasten nicht und nennen diejenigen, welche es thun, zum Spott Milchesser. Auch schwören sie nicht und halten es für Sünde, Menschenblut zu vergießen, verweigern daher den Kriegsdienst. Sie wurden deßhalb häufig verfolgt, bis sie 1816 durch Kaiser Alexander Duldung erhielten. Uebrigens ist ihr einziges Gebet das Vater Unser.

Die Schtschelniki oder Spaltenmänner, die unter den donischen Kosacken sich besonders häufig finden, haben ihren Namen davon, daß sie beim Gebet immer nach einer Spalte sehen, durch welche ein Lichtstrahl fällt. Sie haben keine Kirchen, weil

Gott allenthalben sei und nicht in einem von Menschen erbauten Hause wohne. Sie unterscheiden sich aber dadurch von den andern Secten wesentlich, daß sie die verbesserte Bibel gebrauchen. Die Ikonoborzi verehren keine Bilder; und die Tschwuwstwenniki werfen sich zu Vertheidigern allgemeiner Duldung auf, sind aber meisten Theils Deisten.

Die Philipponen, welche ihren Namen von Philippon Pustoswiät, einem gewöhnlichen Landmanne, haben, scheinen zu den bessern Secten zu gehören. Sie verwerfen die neue Bibelübersetzung und erklären jedes seit Nikons Zeit herausgegebene religiöse Buch für ketzerisch. Auch erkennen sie die russische Geistlichkeit nicht an und erklären ihre Weihe für unächt. Sie selbst haben keine ordinirte Geistliche, sondern nur Aelteste, Staricks, die sie jedoch auch Popen nennen. Diese versehen den Gottesdienst, stehen in ganz gleichem Range neben einander, und dürfen nicht heirathen. Die sieben Sacramente der russischen Kirche nehmen sie nicht alle an; die Ehe halten sie nur für eine bürgerliche Einrichtung. Den Eid halten sie für unerlaubt. Sie dürfen den Bart sich nicht scheeren, ihre hergebrachte Tracht nicht verändern, keine starken Getränke genießen, und müssen eine strenge Zurückgezogenheit von allen andern Glaubensgenossen beobachten. Auch ist ihnen der Gebrauch der ärztlichen Hilfe untersagt. Nur durch strenges Festhalten an diesen Punkten achten sie die Seligkeit für erreichbar.

Wenn man die zum Theil so sonderbaren und abentheuerlichen Meinungen dieser russischen Secten betrachtet, so begreift man manch Mal nicht, wie sie eigentlich darauf gekommen sind. Es läßt sich nur

daraus erklären, daß diese ungebildeten Menschen, dem Ansehn und der Zucht der Kirche entrissen, jedem Einfalle Preis gegeben waren, der mit irgend einem Schein der Wahrheit ihnen annehmlich gemacht wurde. Und solchen Einwirkungen konnten sie um so weniger widerstehen, weil sie meist auch keinen Priesterstand hatten, welcher immer mehr oder weniger ein fester Halt für die Lehre und Sitte ist. Ein neuer schlagender Beweis dafür, wie die Vernichtung dieses Standes und die Trennung von dem großen Leibe der Kirche immer von den gefährlichsten Folgen begleitet ist. Es ist aber begreiflich, daß die russische Kirche ihre abtrünnigen Glieder nicht wieder zu sich herüber ziehen konnte, weil es ihr an demjenigen Leben fehlt, welches allein im Stande ist, mit Geduld und Liebe das Verlorne zu suchen, und den Abgewichenen etwas Besseres zu bieten, als sie selbst haben.

§. 4. Die armenisch-gregorianische Kirche.

Die armenische Kirche, wie die nun in unserer Darstellung folgenden Kirchen, werden weder von der griechischen, noch von der russischen Kirche als rechtgläubig anerkannt. Wir können sie aber nicht Secten nennen, theils weil sie im Ganzen doch auf derselben Grundlage des Glaubens ruhen, wie diese Kirchen, theils weil sie ganze Volksgemeinschaften umfassen.

Die Armenier verdanken ihre Bekehrung zum Christenthume Gregor, dem Erleuchter (302) (Gesch. d. chr. Kirche II, 1. p. 32.), von dem ihre Kirche nun auch die gregorianisch-armenische genannt wird. Sie war im Anfang

mit der griechischen Kirche völlig vereinigt. Erst im fünften Jahrhunderte lockerte sich das Band, welches die Armenier an dieselbe schloß, weil diese keinen Gefallen an den Streitigkeiten hatten, welche in der Mutterkirche damals so lebhaft über das Verhältniß der beiden Naturen in Christo geführt wurden (Gesch. d. chr. Kirche II, 2. p. 202 seq.). Die Kirchenversammlung zu Ephesus (449), war die letzte, an welcher armenische Bischöfe Theil nahmen. Im Anfang des sechsten Jahrhunderts sagten sich die Armenier sogar von den Beschlüssen der von allen rechtgläubigen Kirchen anerkannten Kirchenversammlung zu Chalcedon (451) förmlich los, auf welcher festgesetzt wurde, daß die beiden Naturen Christi unvermischt und unverwandelt vereinigt seien, und fielen damit von der herrschenden orthodoxen Kirche ab. Die armenische Kirche spricht daher nicht von zwei Naturen Christi, sondern nur von einer Natur desselben, gehört daher zu den Monophysiten (Gesch. d. chr. Kirche II, 2. p. 214.). Es ist dieß aber nicht von bedeutenden Folgen für den Glauben des Volks, da bei der Erstarrung der Kirche die Lehre nicht weiter durchgebildet ist, und man im Allgemeinen nur an der vollkommenen Vereinigung der Gottheit und Menschheit in Christo festhält. In dem Glaubensbekenntnisse, welches der Priester zu Anfang jedes Morgengottesdienstes spricht, heißt es wörtlich: „Wir glauben, daß eine von den drei Personen, nämlich Gott das Wort, vor aller Ewigkeit von Gott erzeugt war und zur Erde herabstieg, als die Zeit erfüllet war; und obgleich vollkommener Gott, wurde er vollkommener Mensch mit Geist, Leib und Seele,

Eine Person, Ein Attribut, und Eine gemeinsame Natur; Gott wurde Mensch ohne Wechsel und Veränderung. So wie es keinen Anfang seiner Gottheit giebt, so auch kein Ende seiner Menschheit. Denn Jesus Christus ist derselbe heute und gestern und in alle Ewigkeit." Bis auf diese Hinneigung zum Monophysitismus theilen die Armenier ganz den Lehrbegriff der griechischen Kirche.

Auch in der gesammten Verfassung ist kein großer Unterschied zwischen beiden Kirchen bemerklich. Wie die griechische hat auch die armenische Kirche ein geistliches Oberhaupt, welches den Titel Katholikos führt und seinen Sitz in dem Kloster Etschmiazin am Fuße des Ararat hat. Unter ihm haben noch vier andere Patriarchen eine gewisse Selbstständigkeit, jedoch einen beschränkten Wirkungskreis. Nachdem ein großer Theil von Armenien und auch das Kloster Etschmiazin unter russische Oberhoheit gekommen war, wurden im Jahre 1836 die kirchlichen Angelegenheiten des Landes folgender Gestalt geordnet: Zur Würde des Katholikos sollen von der Geistlichkeit und den Vornehmsten der Nation mehre Personen gewählt und dem Kaiser vorgeschlagen werden, welcher dann aus diesen den Katholikos wählt. Dieser hat das Recht, die Bischöfe und Erzbischöfe zu ernennen und zu weihen; auch darf er allein das heilige Oel bereiten und an sämmtliche armenische Kirchen verkaufen, wodurch er seine Haupteinkünfte bezieht. Er hat eine Ehrenwache, die ihn beim Austritt aus seinem Palaste empfängt und begleitet. Ihm zur Seite steht eine Synode von geistlichen Würdeträgern, welche jedoch keine entscheidende Stimme hat. Ein kaiserlicher Pro-

curator befindet sich allezeit in Etschmiazin. Der Katholikos hat vierzig Eparchien unter sich, welche außer Armenien durch Rußland, die Türkei, Persien und Indien ausgebreitet sind, und an deren Spitze die Erzbischöfe stehen. Die Bischöfe und Erzbischöfe werden aus der Klasse der Wardapeds oder Doctoren genommen, welchen Titel alle gelehrten Mönche führen. Sie leben im ehelosen Stande. Die Bischöfe haben keinen besondern Sprengel; sie wohnen, wie andere Mönche, im Kloster eines Erzbischofs. Die höhere Geistlichkeit lebt meistens in Glanz und Bequemlichkeit von den Gaben des Volks, die häufig erpreßt werden. Außer den Erzbischöfen und Bischöfen besteht die Geistlichkeit aus Priestern, Diakonen, Unterdiakonen, Thürhütern, Vorlesern, Beschwörern, welche an den Täuflingen und Besessenen den Exorcismus üben, und Lichtträgern, welche bei der Messe die Fackeln halten, den Wein und die Reinigung der kirchlichen Gebäude besorgen. Der Ortsgeistliche wird ohne Zuthun des Bischofs von der Gemeinde gewählt. Er muß dann vierzig Tage unter Fasten und kirchlichen Uebungen in einer Kirche zubringen, und nachdem er vom Erzbischofe geweihet ist, kann er die priesterlichen Handlungen verrichten. Nur Einzelne werden durch Unterricht auf der Academie zu Tiflis oder in den Klöstern auf das Amt vorbereitet; aber der Unterricht erstreckt sich meistens nur auf das Lesen des Altarmenischen und den Kirchengesang. Viele Geistliche verstehen das erstere nicht, obgleich es die Kirchensprache ist. Sie begnügen sich mit der äußern Verwaltung der Sacramente, wodurch sie ihren Unterhalt gewinnen, da

sie außer dem, was ihnen für Taufen, Trauungen und Begräbnisse bezahlt wird, kein Einkommen haben. Durch den Kirchenbann üben sie aber große Macht über das Volk aus. Zu großer Unwissenheit gesellt sich bei vielen große Unsittlichkeit; namentlich sind sie dem Trunke ergeben. Von der Weltgeistlichkeit ist die Klostergeistlichkeit unterschieden. Die Klöster aber gelten für Wohnsitze der finstersten Unwissenheit, des Betrugs, der Zanksucht und Wollust.

Auch der Gottesdienst der Armenier ist dem der Griechen sehr ähnlich. In den Kirchen befindet sich aber keine Kanzel, da fast gar nicht gepredigt wird, dagegen sehr erhöhte Altäre. Hier wird das Meßopfer dargebracht, das zwar, wie bei den Griechen, aus gesäuertem Brote, dagegen aus unvermischtem Weine besteht zum Zeugniß der Einheit beider Naturen Christi. Vor und nach der Darbringung des Opfers müssen die Priester funfzehn Tage in der Kirche zubringen, wo sie des Tages auch nur einmal essen dürfen. Eine große Messe in Etschmiazin wird also beschrieben: „Der dabei thätige Bischof, prächtig angethan, wusch sich die Hände, las ein Sündenbekenntniß und empfing die Absolution. Dann zog er sich in die Sacristei zurück, um Brot und Wein zur Darbringung zu bereiten. In prächtiger Procession ging er dann durch die Versammlung und betrat den Altar. Nach einer Reihe von Gebeten las ein Diakonus das Evangelium und das nicenische Glaubensbekenntniß vor und ging mit den übrigen Geistlichen in die Sacristei zurück, um die Elemente zu holen. Der Bischof empfing sie mit entblößtem Haupte und betete: „Nimm dies

Opfer von uns an und vollende es zum Geheimniß des Leibes und Blutes deines eingebornen Sohnes; gieb, daß dieses Brot und dieser Wein denen, die es genießen, ein Mittel werden möge zur Vergebung der Sünde.“ Dann wurde die Gemeinde aufgefordert, sich durch Gruß und Kuß auf die Erscheinung Christi vorzubereiten. Der Diakonus empfing den Gruß vom Bischof, begrüßte den Katholikos, und von diesem aus verbreitete sich die Ceremonie durch die ganze Versammlung, indem einer sich über die Schulter des andern beugte, wie zum Kuß, dann segnete der Bischof das Brot durch das Zeichen des Kreuzes, dankte, brach es, indem er eine Krume herausnahm, und hob es, indem er die Worte sprach: „Nehmet, esset, das ist mein Leib,“ über sein Haupt in die Höhe, damit es die Gemeinde sehen und anbeten könnte. Ebenso machte er es mit dem Weine. Nun folgten Gebete, daß das Sacrament sich wirksam erweisen möchte an den Communicanten, an allen Gläubigen, lebenden und todten. Dann tauchte der Bischof das Brot in den Wein, nahm es sammt dem Kelch in die Hand, wandte sich zur Versammlung und rief: „Heilig, heilig! laßt uns den verehrten Leib und das Blut unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi genießen, welcher, vom Himmel kommend, jetzt unter uns getheilt ist. Dieß ist Leben, Auferstehung, Vergebung und Erlösung von unsern Sünden.“ Dann stellte er die Elemente auf den Altar zurück. Ein Vorhang verhüllte das Folgende, während Gesang ertönte. Nach kirchlicher Vorschrift mußte er das Brot in vier Theile brechen, es weinend küssen, und es dann nach vielen Gebeten essen, und den Wein mit Furcht und Zittern trin-

ken. Der Vorhang wurde weggezogen; ein Diakonus rief: „Nahet euch mit Furcht und Glauben, und genießet mit Heiligkeit.“ Dann communicirten mehre aus der Gemeinde, und es wurden überdieß Stückchen ungeweiheten Brotes unter die übrige Versammlung vertheilt. Die tiefste, erbaulichste Stille herrschte bei der Handlung, bei welcher öfter mit silbernen Glöckchen geklingelt und vom Thurme geläutet, auch Lichter angezündet und ausgelöscht wurden. Die Gebete wurden meist leise gesprochen und von dem unharmonischen Gesange der Geistlichen übertönt. Wo hinlängliche Geistliche sind, wird die Messe täglich gefeiert. Die Laien communiciren gewöhnlich nur Weihnachten und Ostern; sie brauchen aber nicht nothwendig die Elemente zu genießen, wenn sie nur der Messe beiwohnen. Am Abendmahl darf niemand Theil nehmen, der einer andern Confession angehört. Die Beichte gilt als nothwendige Vorbereitung zum Abendmahl. Das Weihnachtsfest feiert die armenische Kirche am sechsten Januar, welcher zugleich ihr Neujahrstag ist. Am grünen Donnerstage werden einer Anzahl von Männern durch die Priester die Füße gewaschen. Der Fasttage giebt es wenigere, als in der griechischen Kirche.

Das Volk hängt mit Ernst und Eifer an seinem Glauben und den kirchlichen Einrichtungen; es fehlt aber viel daran, daß dieser Glaube ein lebendiger sei. Ist doch selbst die äußere Erkenntniß des göttlichen Worts eine so geringe! die Bibellectionen, die bei der Liturgie vorkommen, werden in der altarmenischen Sprache, die das Volk nicht versteht, gehalten; die Bibel zu lesen, ist ihm zwar nicht

verboten, aber erst neuerlich ist dieselbe in Uebersetzungen, die demselben verständlich sind, verbreitet; jedoch kann etwa nur der zehnte Mann lesen; das weibliche Geschlecht wird aber gar nicht unterrichtet und ist ganz unwissend. Die gewissenhafte Beobachtung aller kirchlichen Gebräuche, Verehrung der Bilder und Reliquien, und besonders ein strenges Fasten ist dem Armenier die Hauptsache. Die Geistlichen fasten zwei Drittheile, die Laien die Hälfte des Jahres. Es giebt drei Grade des Fastens: 1) Enthaltung von Fleisch; 2) auch von Fischen, Eiern, Milchspeisen, Fett und Oel; 3) von aller Speise bis zum Abend. Die Mönche enthalten sich des Fleisches und Weines für immer; Eier, Milch, Butter, Fische dürfen sie nur an den Sonnabenden und Sonntagen außerhalb der Fastenzeit essen. Uebrigens unterscheiden die Armenier in Betreff aller Nahrung zwischen reinen und unreinen Thieren. Auch auf die Wallfahrten zu berühmten Klöstern, insbesondere nach Etschmiazin, wird großer Werth gelegt. Die Mönche dieser Klöster wissen den ewigen Nutzen der ihnen gespendeten Gaben so hoch zu erheben, daß der Armenier ein großes Verdienst in solchen Schenkungen sucht; und wer nicht gutwillig seine Gaben darbringt, dem werden sie durch Drohung des Bannes, dessen zeitliche und ewige Folgen sehr gefürchtet werden, abgepreßt. In sittlicher Hinsicht zeichnet sich der Armenier durch Einfachheit, Mäßigkeit und Keuschheit aus; allein die Bedrückung hat ihn in der List und Heuchelei geübt und ihm ein habsüchtiges und hartes Herz gegeben.

Da die griechische Kirche der armenischen so nahe steht, so hat es an Versuchen nicht gefehlt,

beide zu vereinigen. Diese Versuche sind aber vornämlich daran gescheitert, daß weder der Patriarch von Konstantinopel sich dem armenischen Katholikos unterordnen wollte, noch dieser jenem. Auch die römische Kirche hat sich bemühet, und zwar nicht ohne Erfolg, die Armenier zu sich herüber zu ziehen. Aber dadurch ist die Stellung der armenischen Kirche gegen jene nur um so fremder und schroffer geworden, und sehr bezeichnend für den Geist der armenischen Kirche sind die Vorwürfe, welche diese jener macht. Es sind folgende: daß der Papst das Haupt der Kirche sei; daß der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgehe; daß sie die Taufe mit bloßem Sprengen verrichten; daß sie viele Messen auf einmal und in derselben Kirche halten; daß sie nicht ein, sondern viele Brote zum Abendmahl segnen; daß sie Wasser in den Kelch mischen; den Laien den Kelch entziehen; den Petrus über alle Apostel erheben; sich nicht des Blutes, des Erstickten und der unreinen Thiere enthalten; ein Fegefeuer annehmen; daß sie Christo zwei Naturen, Wirkungen und Willen zuschreiben; daß sie das Fest der Geburt und Erscheinung Christi nicht an einem Tage feiern; daß sie an Fasttagen Fische, Oel und Wein genießen; dem Kranken ohne Noth erlauben, das Fasten zu brechen; und endlich, daß die Bischöfe und Priester keinen Bart tragen. Man sieht hieraus, wie äußerlich sie das ganze kirchliche Verhältniß auffassen und welch einen Werth sie auf unwesentliche Formen legen. Die Stellung der Armenier zu den Russen ist desto freundlicher. Die russische Regierung läßt dem Katholikos und der ganzen armenischen Geistlichkeit den kräftigsten Schutz angedeihen.

Die Türken suchen dagegen ihre armenischen Unterthanen dadurch zu gewinnen, daß sie denselben eine größere Unabhängigkeit von dem Katholikos verschaffen, sie sonst auch milde behandeln; aber die Armenier fühlen sich doch sicherer unter russischem Schutz, weßhalb sie auch häufig, besonders in neuerer Zeit, auf russisches Gebiet übersiedeln.

§. 5. Die koptische Kirche.

Die koptische Kirche, die in Egypten ihren Sitz hat, ist der armenischen nahe verwandt; sie ist, wie diese, monophysitisch (Gesch. d. chr. Kirche II, 2. p. 114.). Als Kaiser Justinian (536) den monophysitischen Bischof von Alexandrien absetzte, und seine Stelle einem Gegner verlieh, wählten die dort viel zahlreichern Monophysiten einen eignen Patriarchen. Nur mit Mühe behauptete sich gegen diesen der Bischof von Alexandrien, da die große Masse des Volks dem selbstgewählten Patriarchen treu blieb. Als im siebenten Jahrhundert die Saracenen Egypten einnahmen, kamen diese Christen auch unter ihre Herrschaft; sie haben aber unter allen Verfolgungen heldenmüthig ihren Glauben bewahrt, und ob sie gleich jetzt noch unter schwerem Druck stehen, bleiben sie demselben doch treu. Sie heißen Kopten und machen in Oberegypten noch immer die Hauptbevölkerung aus; man zählt ihrer überhaupt etwa 100000. Ihre Sprache, welche eine Mischung der altegyptischen und griechischen ist, wurde nach und nach von der Sprache der Sieger, der arabischen verdrängt und ist seit mehr als dreihundert Jahren aus dem Kreise der lebenden Sprachen gänzlich verschwunden.

Die koptische Kirche hält die Lehre von der Einen Natur Christi unverändert fest, was aber keine weitern Folgen hat, da von einer Durchbildung der Lehre bei den Kopten überhaupt keine Rede ist. Sie nimmt auch sieben Sacramente an, bestimmt sie aber anders, als die ihr verwandten Kirchen, denn sie rechnet dazu Taufe, Abendmahl, Beichte und Priesterweihe, Glauben, Fasten, Gebet. Das Oberhaupt der Kirche führt den Namen des Patriarchen von Alexandrien, obgleich dieser gewöhnlich in Kairo residirt. Er wird von den Bischöfen unter Zuziehung der vornehmsten Laien gewählt. Er muß im ehelosen Stande und im Kloster gelebt haben. Er weihet die Bischöfe, deren neun sind, und die Mönche, lieset an hohen Festtagen die Messe, predigt auch, wiewohl selten. Die Bischöfe müssen einmal verheirathet gewesen sein. Die übrigen Geistlichen sind Kamosats, Erzpriester, welche die Aufsicht über die gewöhnlichen Priester haben, die Kassis genannt werden; Schemnas, Meßknaben, die auch geweiht werden müssen, weil kein Ungeweiheter dem Altar nahen darf, und Anagnosten, Vorleser. Außer der Weltgeistlichkeit giebt es auch eine Klostergeistlichkeit. Die Mönche leben aber mit Weib und Kind in den Klöstern, deren es nur wenige giebt.

Die Geistlichkeit erhebt sich an Bildung wenig über das Volk. Ihr ganzes Studium erstreckt sich auf das Lesen der koptischen Sprache und die Erlernung der zu verrichtenden Ceremonien. Die koptische Sprache ist die Kirchensprache, die aber selbst die Priester nicht verstehen. Bei der Liturgie ist

bisweilen dem koptischen Texte eine arabische Uebersetzung beigefügt, welche dann nach jenem verlesen wird. Wo dieß nicht der Fall ist, werden wenigstens die eingemischten Stellen aus dem Evangelium arabisch vorgetragen. Der Gottesdienst ist ganz mechanisch und wird in der Regel bei Nacht gehalten. Am Sonnabend nach Sonnenuntergang geht der Priester mit seinen Meßbedienten in die Kirche, lieset bei angezündeten Lampen einige Gebete und Psalmen, räuchert, läßt singen, was eine Art Vorgottesdienst ist und wozu sich nur wenige einfinden. Dann legt sich das geistliche Personal in der Kirche schlafen, oder raucht und trinkt Kaffee. Eine Stunde nach Mitternacht wird die Messe gelesen, und der Gottesdienst dauert dann bis nach Tagesanbruch. Die Andacht ist dabei sehr gering; man lärmt, plaudert, trinkt, kommt und geht. Es sind keine Sitze in den Kirchen, und diese sind voll Krücken, auf welche man sich lehnt. In jeder Kirche befinden sich zwei ausgemauerte, mit Wasser gefüllte Höhlungen; die eine wird von dem vornehmsten Priester benutzt, seinen Amtsgenossen die Füße zu waschen, die andere dient dem Volk zur Fußwaschung, welches auch wohl halb oder ganz nackt hineinspringt. Das Abendmahl wird nur in den großen Fasten ausgetheilt. Am Tage der Messe wird in einem hinter der Sacristei befindlichen Backofen das gesäuerte Brot dazu gebacken und noch warm zur Communion genommen. Es wird Korban genannt. Der Priester bricht es, taucht drei Stücke davon in den geweihten Wein, ißt dieselben, trinkt darauf noch drei Löffel voll Wein; und die Communicanten empfangen auch den Wein in Löffeln. Wo kein

Wein ist, gebraucht man ausgedrückten Rosinensaft. Die Taufe wird an den Knaben am vierzigsten, bei den Mädchen am achtzigsten Tage vollzogen; manch Mal verschiebt man sie aber auch bis ins siebente Jahr. Sie wird immer in der Kirche vollzogen; und das Kind wird zuerst unter dem Gesang der Priester zwei Mal mit dem geweiheten Oele in Form des Kreuzes bestrichen; dann folgt die Austreibung des Teufels und das Freudengeschrei der Weiber. Hierauf faßt der Priester das Kind an beiden Händen und Füßen kreuzweis und taucht es zwei Mal bis an den Hals, das dritte Mal vollständig ins Wasser. Darauf werden dem Kinde unter Lesen und Singen neue Kleider angezogen, der Priester bläset ihm zur Mittheilung des heiligen Geistes dreimal ins Gesicht, taucht dann seinen Finger in den geweiheten Wein und streicht ihm denselben in den Mund. Zuletzt wird das Kind drei Mal von Meßknaben in Procession und unter Freudengeschrei in der Kirche herumgetragen, und das Ganze mit einer Mahlzeit in der Kirche beschlossen. Außer der Taufe ist auch noch die Beschneidung üblich. Bei Trauungen werden die Verlobten um Mitternacht in die erleuchtete Kirche geführt. Nach mehren Gesängen und Gebeten wird der Bräutigam in ein Chorhemd gekleidet, sein Kopf mit einem weißen Tuch verhüllt und er in diesem Aufzuge der Braut zugebracht, worauf beide mit demselben Tuch verhüllt werden. Nach der Enthüllung wird ihnen die Stirn und die innere Fläche der Hand mit Oel gesalbt. Gefastet wird mehr als die Hälfte des Jahres. Jeder Freitag ist ein Fasttag und außerdem haben die Kopten noch vier große Fasten vor

Weihnachten, vor Ostern, nach Pfingsten und die sogenannten Marienfasten.

§. 6. Die abyssinische oder äthiopische Kirche.

Der Bekehrer der Aethiopier, Frumentius (Gesch. d. chr. Kirche II, 1. p. 36.), war von Alexandrien ausgegangen und hatte von Athanasius (326) die Bischofsweihe empfangen und seitdem hat sich ununterbrochen ein abhängiges Verhältniß der abyssinischen Kirche von der koptischen erhalten, mit welcher sie in Lehren und Gebräuchen in hohem Grade übereinstimmt. Während des Mittelalters hatte man diese Kirche ganz vergessen; und sie wurde am Ende des funfzehnten Jahrhunderts gleichsam neu von den Portugiesen entdeckt. Und nun kamen die Jesuiten ins Land, und wußten den damaligen Kaiser, Seltam Seghed, zu bewegen, einen Jesuiten als Patriarchen anzunehmen, wodurch denn natürlich die uralte Verbindung mit dem koptischen Patriarchen zerrissen wurde. Aber darüber wurde das Volk so unzufrieden, daß es in einem Aufstande den fremden Patriarchen mit seinem ganzen jesuitischen Anhange zum Lande hinausjagte. In neuern Zeiten haben evangelische Missionare, sonderlich der jetzige evangelische Bischof von Jerusalem, Gobat, Versuche gemacht, das Volk aus seiner tiefen Unwissenheit und Rohheit zu erretten, und auch nicht ohne Erfolg, allein die Jesuiten haben aufs neue alles aufgeboten, sie zu verdrängen; jedoch der junge, erst vierzehnjährige Herrscher, der jetzt eben den Thron bestiegen, hat sie aufs neue vertrieben, und die evangelischen Missionare eingeladen, wieder zu kommen.

Abyssinien, gegenwärtig aus drei verschiedenen Staaten, Tigre, Amhara und Schoa bestehend, ist ein schönes reiches Gebirgsland, die afrikanische Schweiz. Die Christen, über eine Million an Zahl, bilden den Hauptstamm der Bevölkerung und ihre Religion ist die herrschende des Landes, so daß nur Christen die öffentlichen Aemter bekleiden können. Die Bewohner sind wahrscheinlich altafrikanischer Abkunft; sie müssen aber zur Zeit ihrer Bekehrung mit Juden oder Judenchristen in sehr nahe Berührung gekommen sein, indem sich bei ihnen noch viele jüdische Gebräuche finden. Es leben auch noch viele Juden unter ihnen, welche im zehnten Jahrhundert sogar einmal die Oberhand über sie gewannen, jedoch jetzt einen Tribut bezahlen müssen, wofür sie ihre Religion ungestört ausüben können, aber bei den Christen im Rufe der Zauberei stehen. Die Abyssinier haben eine Bekenntnißschrift Haimanst Abaus, d. i. Glaube der Väter, von welcher der Missionar Isemberg ein Exemplar nach Berlin gesandt hat. Diese Schrift besteht aus echten und erdichteten Aussprüchen der Apostel, der sieben ersten Diakonen, der siebzig Jünger und der vornehmsten Kirchenväter. Sie betreffen meist die heilige Dreieinigkeit und das Verhältniß der beiden Naturen Christi. Die heilige Schrift besitzen sie in der altäthiopischen oder Gheezsprache, während die Volkssprache die Amharasprache ist, in welcher seit 1808 eine von den Missionaren verfaßte Uebersetzung der Bibel vorhanden ist. Dabei nehmen sie auch Apocryphen an und zwar noch andere, als die unsrigen, z. B. das Buch Henoch, welches bei ihnen entdeckt und 1820

ins Englische übersetzt ist. Die Abyssinier gehören, wie die Armenier und Kopten, zu den Monophysiten, und streiten noch fortwährend über die Art und Weise, wie die Vereinigung der beiden Naturen Christi zu einer einzigen erfolgt sei. Sie nehmen eine Art von Fegefeuer an, und meinen, alle Menschen fahren mit weniger Ausnahme zur Hölle, aus welcher sie von Zeit zu Zeit der Erzengel Michael in das Paradies trägt, was durch vorhergegangene gute Werke oder durch die Fürbitte der Priester oder durch die verdienstvollen Thaten der Verwandten bewirkt wird. An der Spitze der ganzen Kirche steht ein Patriarch, der Abuna heißt und in der Hauptstadt Gondar residirt. Wenn die Stelle desselben erledigt ist, geschieht die Anzeige davon Seitens des Kaisers bei der koptischen Geistlichkeit, und diese nimmt unter Leitung ihres Patriarchen die Wahl des Nachfolgers vor, welche in der Regel auf einen Laien niedern Standes fällt. Man fragt ihn, ob er Abuna in Abyssinien werden wolle. Verneint er es, so hält man das für ein gutes Zeichen; man sperrt ihn ein und zwingt ihn durch Hunger zur Einwilligung, unterrichtet ihn dann in den Lehrsätzen der koptischen Kirche, ertheilt ihm die Weihe und schickt ihn endlich mit Glanz nach Abyssinien. Der Abuna weihet durch Anblasen und Bekreuzen alle Geistlichen und auch andere Personen, selbst Kinder, damit sie im Chor der Kirche dienen und das Abendmahl empfangen können. Der Abuna ist dem Könige untergeordnet, der auch in Kirchensachen eine unumschränkte Gewalt hat und Geistliche wie Laien strafen kann. Unter ihm sind noch verschiedene Stufen von Geist-

lichen, Oberpriester, Schriftgelehrte, Diakonen u. s. w. Die dienstthuenden Diakonen sind meist Kinder. Die Priester können verheirathet sein; aber nach der Ordination dürfen sie nicht mehr in den Ehestand treten. Beim Ausgehen tragen sie ein Kreuz, welches sie zum Küssen darreichen. Sie sind unbeschreiblich unwissend, auch sehr gewinnsüchtig. Es giebt auch Mönche. Diese aber leben nicht in Klöstern, sondern mit ihren Familien in einzelnen um die Kirche gereiheten Häusern und haben nur die Pflicht, gewisse Gebete und Psalmen herzusagen. Einige Arten von Mönchen haben aber auch eine strengere Ordnung.

Die Kirchen bestehen in zwei hintereinander liegenden, fast ganz dunkeln Räumen, welche durch Flügelthüren verbunden sind. Sie sind von Bäumen umgeben, welche den dabei befindlichen Gottesacker beschatten. Jene beiden Räume sammt dem Gottesacker sollen an das Allerheiligste, das Heilige sammt dem Vorhof des jüdischen Tempels erinnern. Die Schuhe werden vor dem Kirchhofe ausgezogen, stehen aber in Gefahr, von den Priestern gestohlen zu werden. Frauen, die nicht auf eine besondere Weise eingesegnet sind, dürfen den Vorhof nicht überschreiten. Die andern treten in das Heilige ein, nachdem sie die mit schreckhaften Engelsfiguren bemalten Kirchenthüren geküßt haben. Hier befinden sich keine Sitze, und man lehnt sich auf Krücken oder knieet zur Erde. Durch die offnen Flügelthüren des Allerheiligsten erblickt man den Tabot oder die durch einen hölzernen Sessel vorgestellte Bundeslade, welche die Stelle des Altars vertritt. Auf derselben wird Brot und Wein

zum heiligen Abendmahl eingesegnet. Mehre Priester in zerlumpten Kleidern umgeben sie, jeder mit einer brennenden Wachskerze, außerdem noch mit einer Schelle, ein anderer mit einem Rauchfaß versehen. Die Kirchen sind voll gemalter Bilder, welche gewöhnlich den heiligen Georg mit dem Drachen und den heiligen Demetrius mit dem Löwen vorstellen. Zu der Zahl der Heiligen gehört auch ein heiliger Pontius Pilatus mit seiner Frau, ein heiliger Bileam und Simson. Glocken sind sehr selten; man bedient sich zum Läuten zweier Steinplatten, die an einander geschlagen werden.

Der Gottesdienst besteht in Vorlesungen aus dem Neuen Testamente in der dem Volke unverständlichen altäthiopischen Sprache und in der wahrscheinlich von den Kopten überkommenen Meßliturgie. Die Predigt ist nicht gebräuchlich. Zum Abendmahl wird mit Ausnahme des grünen Donnerstags immer nur gesäuertes Brot verwendet, welches in einem hinter der Sacristei befindlichen Ofen gebacken, und kurz vor dem Gebrauche mit einem Kreuze bezeichnet wird. Das Abendmahl wird in beiden Gestalten ausgetheilt und von den Priestern täglich genossen. Die Vornehmen empfangen größere Stücke; in der Regel sind es nur Kinder und alte Leute, die es nehmen. Die abyssinische Kirche hat nicht weniger, als 180 Feiertage.

Leben und Sitte der Abyssinier sind von dem jüdischen Gesetze beherrscht. Man feiert den jüdischen Sabbath als Ruhetag und Sonntag. Man unterscheidet zwischen reinen und unreinen Thieren und enthält sich insbesondere des Schweinefleisches, des Blutes und des Erstickten. Auch die

mosaischen Vorschriften in Betreff der leiblichen Unreinigkeit sind noch in Kraft und zu gewissen Zeiten sind daher Männer und Weiber vom Gottesdienst und sonstiger Gemeinschaft ausgeschlossen. Außer der Taufe haben die Abyssinier auch die Beschneidung. Die Taufe wird, wie in den verwandten Kirchen, bei den Knaben vierzig, bei den Mädchen achtzig Tage nach der Geburt vollzogen. In das Taufwasser wird das heilige Oel in Gestalt eines Kreuzes gegossen; der Täufling wird vor der Kirchthür mit Wasser besprengt und gewaschen und darauf von neuem gesalbt und gekleidet, in die Kirche gebracht, wo er das heilige Abendmahl empfängt. Man kennt nur die allgemeine Beichte, und die Absolution geschieht durch einen gelinden Schlag mit einem Oelzweige. Man beichtet nicht vor dem fünf und zwanzigsten Jahre, weil man meint, daß man früher nicht sündigen könne. Der Fasttage sind 192; das Weihnachts- und Osterfest wird durch ein langes Fasten vorbereitet; und merkwürdiger Weise findet sich unter den Fasten auch eines zum Andenken an die Buße der Niniviten. An den Fasttagen darf bis drei Uhr Nachmittags gar keine Speise berührt, auch nicht einmal Wasser getrunken werden, und auch nachher ißt man kein Fleisch. Von der Mehrzahl werden jedoch nicht alle Fasten gehalten, nur von einigen Mönchen. Die Vielweiberei ist eigentlich verboten, aber der König hat doch mehre Frauen. Auch sollen zu nahe Verwandte sich nicht heirathen; aber dafür entschädigen sich besonders die Vornehmen durch eine alle Vorstellung übertreffende Zügellosigkeit in Fleischessünden. Diese wird durch die

Leichtigkeit der Ehescheidung noch ungemein befördert. Es bedarf dazu in der Regel nur einer Erklärung vor dem Priester. Hat ein Mann aber seine dritte Frau durch Scheidung oder den Tod verloren, so darf er nicht zum vierten Mal in eine rechtmäßige Ehe treten, auch nicht mehr, ohne Mönch zu werden, das Abendmahl genießen. Gewöhnlich sucht ein solcher Mann mit einer früher von ihm entlassenen Frau wieder in eheliche Gemeinschaft zu treten, was ihm unverwehrt ist. Dieß ganze Verhältniß erinnert wieder an jüdische Sitte, wie denn auch in der Regel die Ehe der Abyssinier keine religiöse Weihe empfängt. Nur eine solche Ehe wird für unauflöslich gehalten, bei deren Eingehung beide Theile das heilige Abendmahl empfangen. Zu den Sterbenden wird ein Priester gerufen, um die Beichte zu hören und die Absolution zu ertheilen, welche auch immer gewährt wird. Gewöhnlich übernimmt der Priester für eine Geldbuße an die Kirche das auferlegte Fasten; zuweilen wird dasselbe auch unter die Verwandten vertheilt. Viele verschieben das Bekenntniß schwerer Verbrechen, um der Bußstrafe zu entgehen, bis zum Tode.

Bei den Beerdigungen findet in der Regel ein Leichenessen statt, zu dem mehre Rinder geschlachtet werden. Der Priester wird dazu gebeten, muß aber dafür über den Verstorbenen Absolution und Gebete sprechen. Man wiederholt auch diese Trauermahlzeiten zum Besten der Verstorbenen.

Mußten wir bei den bisher beschriebenen Kirchen den tiefen Verfall des christlichen Lebens beklagen, der hauptsächlich in dem Mangel der lebendigen Predigt des göttlichen Wortes seinen Grund

hatte, so fanden wir da doch noch eine gewisse Zucht, eine strengere Sitte, welche bessernd einwirkte; aber in der abyssinischen Kirche fehlt es auch daran; und es ist daher kein Wunder, daß alle Reisende darin übereinstimmen, daß es kaum ein verderbteres Volk gebe, als sie. Sie zeichnen sich durch die schamloseste Habgier, Verlogenheit, Treulosigkeit und Gemeinheit aus und sind dem finstersten Aberglauben ergeben. Diese Kirche ruft vor allen laut nach Missionaren, die das lebendige Wort wieder unter das tief versunkene Volk bringen.

§. 7. Nestorianer und Thomaschristen.

Wenn die Kopten, Armenier und Abyssinier eine christliche Volksgemeinschaft bildeten und wir deßhalb der letztern auch den Namen einer Kirche beilegten, welche doch eigentlich mehr scheinbar von der rechtgläubigen griechischen Kirche sich unterschied: so bilden die obengenannten morgenländischen Christen keine solche Volksgemeinschaft; vielmehr sind sie hervorgegangen aus einzelnen Gemeinden, welche sich unter den kirchlichen Streitigkeiten von der rechtgläubigen Kirche wegen besonderer Irrthümer getrennt haben, und deßhalb zu den Secten der griechischen Kirche gerechnet werden. Da indeß bei ihnen eine eben solche Erstarrung des christlichen Lebens herrscht, wie in den übrigen morgenländischen Kirchen, so haben die Lehrunterschiede, weßhalb sie sich einst absonderten, in der Wirklichkeit nicht viel zu bedeuten; sie sind mehr dem Namen, als der Sache nach Secten.

Wir haben bereits berichtet (Gesch. d. chr. Kirche II, 2. p. 208.), daß der Bischof von Kon-

stantinopel, Nestorius, Anstoß daran nahm, daß die heilige Jungfrau Gottesgebärerin genannt wurde. Indem er die Gründe davon auseinander setzte, kam er darauf, daß er die göttliche und menschliche Natur Christi so von einander schied, daß die persönliche Vereinigung beider nicht mehr zu ihrem Rechte kam. Er wurde deßhalb auf der Kirchenversammlung zu Ephesus 431 verdammt. Für Nestorius erklärten sich indeß ein paar ausgezeichnete Kirchenlehrer in Persien, Ibas und Barsumas, und die Verfolgung, die sie zu erdulden hatten, war vornämlich der Grund, daß im Jahre 499 die ganze persische Kirche sich für sie erklärte. Die spätern politischen Ereignisse haben die persische Kirche als eine solche aufgelöset, und es ist nur ein Stamm von Gemeinden übrig geblieben, welche den Nestorianischen Irrthum unterhielten und an die sich Gleichgesinnte aus den benachbarten Ländern anschlossen. Diese Nestorianer legten sich selbst den Namen der Chaldäischen Christen bei als Bewohner desjenigen Theils von Persien, welcher ehedem Chaldäa hieß. Gegenwärtig haben sie ihre Wohnsitze vornämlich in den türkischen Provinzen Mesopotamien und Kurdistan, wo ihrer etwa 50000 Familien leben. Sonst sind sie aber zerstreut durch ganz Persien, die asiatische Türkei und die Tartarei und ihre Gesammtzahl soll 400000 Seelen betragen. Ihnen am nächsten verwandt sind die Thomaschristen, auch syrische Christen genannt, welche auf Malabar an der Südwestküste von Vorderindien wohnen. Im Jahre 1500 wurden sie hier von den Portugiesen aufs neue entdeckt, da man bisher nichts von ihnen gewußt hatte.

Man bemühte sich, sie zur römischen Kirche zu bekehren und dem portugiesischen Erzbischofe Alexis de Menezes gelang es 1599 einen Theil derselben mit Gewalt dem Papste zu unterwerfen. Diejenigen Thomaschristen, welche mehr im Innern des Landes wohnten, blieben aber von der römischen Kirche völlig unabhängig, und leben etwa 5000 an der Zahl, unter dem Raja von Trawankore, einem unter englischer Oberhoheit regierenden Fürsten, im Besitze eines bürgerlichen und religiösen Gemeinwesens. Ueber den Ursprung dieser Thomaschristen herrschen verschiedene Ansichten. Einige meinen, sie seien Eingeborne, und seien schon von dem Apostel Thomas zum Christenthume bekehrt. Derselbe sei im Jahre 51 nach Christi Geburt an der Küste Malabar gelandet, habe in kurzer Zeit das Evangelium durch das südliche Indien verbreitet und endlich den Märtyrertod erlitten. So sollen die Thomaschristen noch erzählen. Und dafür spricht, daß auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (324) ein Bischof von Indien war. Nach andern sind die Thomaschristen nur ein Zweig der Nestorianer, der bei der Verfolgung derselben nach Indien versprengt wurde. Dann hätten sie ihren Namen von einem ihrer ersten Lehrer Mar Thomas oder Thomas Barsumas, einem Meinungsgenossen des Nestorius.

1. Die Nestorianer oder chaldäischen Christen.

Was die Lehre der Nestorianer betrifft, so unterscheiden sie sich dadurch von der rechtgläubigen Kirche, daß sie die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Ephesus verwerfen. Sie wollen die heilige Jungfrau nicht Gottesgebärerin genannt wis-

sen, und schreiben jeder der beiden Naturen Christi Selbstständigkeit zu, so daß sie von einer eignen göttlichen und menschlichen Person in Christo reden. Sie sagen zwar, beide Personen haben unter dem Anblick Einer sichtbaren Person gestanden, wodurch es aber nun geschieht, daß sie die sichtbare menschliche Person von der göttlichen so trennen, daß am Ende nur ein Gott über dem Menschen übrig bleibt, und Christus mehr als Mensch, wie als Gott angesehen wird. Bei ihrer Lehre berufen sie sich aber allein auf die heilige Schrift, die sie in der syrischen Uebersetzung besitzen. Sie haben nur drei Sacramente: Taufe, Abendmahl und Priesterweihe. Mit der Taufe verbinden sie eine Art Salbung oder Confirmation. In ihren Kirchen haben sie keine Bilder und nur einfache Kreuze. Der Gottesdienst ist einfach. Der Ruf zu demselben geschieht dadurch, daß man bei Sonnenaufgang mit einem Hammer auf ein Brett schlägt. Beim Eintritt in das Gotteshaus zieht jeder die Schuhe aus, küßt die Thürpfosten, dann das auf dem Altar liegende Evangelium, das Kreuz und die Hand des Priesters. Nach einem Gebet beginnt die Messe. Der Priester lieset im Namen der Gemeinde die Beichte, worauf diese Amen spricht, dann die zum würdigen Genusse des Sacraments nöthigen Eigenschaften, wobei eine Warnung ausgesprochen wird. Hierauf wird das geweihete Brot und Wein aus dem Heiligthum gebracht und von den Anwesenden mit tiefen Verbeugungen begrüßt. Dann bringen die Priester beides an die Schranken und die Communicanten empfangen das Sacrament. Das Brot besteht in einem kleinen runden Brotkuchen, welchen

der Priester in einem Tuche hält, und von welchem er kleine Brosamen den Communicanten in den Mund giebt. Unter der Weinschale wird ein Tuch gehalten, um die mögliche Verschüttung eines Tröpfleins zu verhüten. Am Ende wird der Segen gesprochen und das Evangelium zum Küssen dargereicht. Vor dem Heiligthum, welches zur Weihung der Messe dient, ist ein Vorhang, unter welchen niemand als der Priester schauen darf. — Die Nestorianer haben zwei Patriarchen; der eine heißt immer Mar Elias, der andere Mar Simon; jener residirt zu Mosul, dieser zu Urmia. Die patriarchalische Würde ist in gewissen Familien erblich. Außer dem Patriarchen giebt es nur Bischöfe, Priester und Diakonen. Ein Bischof darf außer Eiern und Milch keine thierische Speise zu sich nehmen. Die Priester sammt den Laien sind sehr unwissend, aber ihr sittlicher Ruf ist gut.

Vor einigen Jahren waren in Berlin einige Chaldäische Christen, die sich vorzugsweise so nannten und offenbar als ein Zweig der Nestorianer anzusehen sind. Sie haben einen Patriarchen zu Jerusalem, unter dem noch fünf Bischöfe stehen. Ihr Glaubensbekenntniß besteht aus zwölf Sätzen, von welchen jeder Apostel einen verfaßt haben soll. Auch kennen sie kein Meßopfer, keine Verwandlung und Anbetung des Brotes und Weines und reichen das Abendmahl in beiden Gestalten. Die Communion findet aber nur am Charfreitage statt, doch können an derselben schon Kinder mit dem siebenten Jahre Theil nehmen. Sie wissen auch nichts von Verehrung der Heiligen, vom Bilderdienste und der Verdienstlichkeit guter Werke und leisten keinen Eid-

schwur. Sie fasten nur Freitags und außerdem vierzig Tage vor Ostern, wodurch sie sich von den übrigen chaldäischen Christen unterscheiden, die drei Mal wöchentlich und funfzig Tage vor Ostern fasten.

Die seit 1599 mit der römischen Kirche vereinigten chaldäischen Christen wohnen vornämlich in Mesopotamien, haben einen Patriarchen zu Diarbekir und unterscheiden sich von der römischen Kirche nur dadurch, daß sie nestorianische Kirchengebete haben und beim Gottesdienste die syrische Sprache gebrauchen. Die nestorianischen Heiligen haben sie mit den römischen vertauscht, und die Laien empfangen das Abendmahl ohne den Kelch. Ihre Zahl beträgt nur etwa 2500.

2. Die Thomaschristen.

Die der römischen Kirche nicht einverleibten Thomaschristen besitzen 57 Kirchen mit etwa 70000 Seelen. Die Bibel und die Kirchenbücher haben sie in derselben Mundart der syrischen Sprache, wie die Nestorianer, während die Volkssprache Malabarisch ist. Die Liturgie, die keine eigentliche Meßliturgie ist, wird sehr schnell gelesen unter häufigem Niederfallen und Bekreuzen der Priester, was die Gemeinde nachmacht, aber außerdem durch Lesen von Gebeten in der Volkssprache beschäftigt ist. Die Thomaschristen haben nur drei Sacramente, außer Taufe und Abendmahl noch die Priesterweihe. Was das Abendmahl betrifft, so wissen die Thomaschristen nichts von einer Verwandlung und nähern sich in ihrer Ansicht davon sehr der protestantischen Kirche. Am grünen Donnerstage communiciren alle, nachdem sie sich durch Fasten darauf

vorbereitet haben. In das Abendmahlsbrot wird, nach nestorianischer Sitte, Salz und Oel geknetet. Es wird zum Behuf der Weihe aus einem Loch oberhalb des Altars herabgelassen. Statt des Weins bedient man sich mit Wasser vermischten Rosinensaftes oder des Palmweins. Neben dem Abendmahl feiern die Thomaschristen auch Liebesmahle. Dabei lagern sich Tausende vor den Kirchen und nach Empfang des priesterlichen Segens genießen sie Kuchen und Feigen, welche die Vorsteher unter ihnen austheilen. Die Fasten werden streng gehalten. Alle Rechtshändel und Streitigkeiten werden von den Pfarrern und Aeltesten geschlichtet. Gegen die Widerspenstigen wird die Strafe des Bannes angewendet. Dieser wird sehr gefürchtet; denn zur Wiederaufnahme müssen die Excommunicirten an einem Sonn- oder Festtage beim öffentlichen Gottesdienste vor der Kirchenthüre auf den Knieen Abbitte thun, worauf von Priestern und Aeltesten eine nähere Untersuchung des Vergehens angestellt und der Schuldige, wenn er Vermögen hat, in eine Geldstrafe, wenn nicht, in andere demüthigende Bußen verurtheilt wird. Der Metropolit der Thomaschristen wohnt in Kanderat, und hat eine sehr prachtvolle Amtstracht von dunkelrother Seide mit einem goldenen Kreuze. Jede Pfarrei bildet eine Art von kleiner Republik, welche durch vier jährlich erneuerte Aelteste unter Vorsitz des Pfarrers sich selbst regiert, denn ohne Zustimmung der Gemeinde darf nichts Wichtiges in bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten vorgenommen werden. Es scheint nach allem dem ein regeres kirchliches Leben unter den Thomaschristen zu

herrschen, und das hat auch die Folge, daß die Sitten des Volks einen großen Ruhm haben.

Die mit der römischen Kirche vereinigten Thomaschristen, die bei 97 Kirchen etwa 90000 Seelen zählen, haben freilich im Allgemeinen die Gebräuche jener Kirche annehmen müssen, aber sie haben doch auch noch manche von ihren Eigenthümlichkeiten, z. B. ihre Liturgie in der alten syrischen Sprache beibehalten.

Von beiden Klassen der Thomaschristen unterscheiden sich die neben ihnen in den ostindischen Ländern wohnenden eigentlichen katholischen Gemeinden, die unter vier apostolischen Vikaren stehen und den Gottesdienst in lateinischer Sprache halten. Sie sondern sich feindselig von den Thomaschristen ab. Die Mission wird von den Katholiken hier eifrig betrieben, hat aber bei weitem nicht den Erfolg, wie die protestantische Mission.

§. 8. Die Jakobiten und Maroniten.

Die Jakobiten haben ihren Namen von Jacob Baradai, welcher im sechsten Jahrhundert der in Mesopotamien und Syrien wohnenden und je länger, je mehr verfallenden monophysitischen Gemeinden sich annahm und sie unter einer neuen und festen Kirchenordnung vereinigte. Sie leben in den obengenannten Ländern zerstreut, zählen etwa 10000 Seelen und ihr Oberhaupt ist der Patriarch von Antiochien. Es giebt auch einige jakobitsche Klöster. In ihrer Lehre stehen diese Monophysiten im äußersten Gegensatz gegen die Nestorianer; sie nehmen gar keine menschliche Natur in Christo an, sondern nur eine göttliche. Ihre

Kirchensprache ist die syrische. Sie leben in großer Unwissenheit und Rohheit.

Die Maroniten haben ihren Namen von einem im Libanon gelegenen Kloster des heiligen Maro. Bei den monophysitischen Streitigkeiten wurde nämlich der Vorschlag gemacht, daß Christo nur Ein Wille zugeschrieben werden solle (Gesch. d. chr. Kirche II, 2. p. 218.). Die Anhänger dieser Meinung wurden Monotheleten genannt und 680 von der Kirchenversammlung zu Konstantinopel verdammt. Unterdrückt und verfolgt sammelte sich indessen ein kleiner Haufe derselben um das obengenannte Kloster und wählte sich einen eignen Patriarchen, Johannes Maro († 701), welcher den Namen eines Patriarchen von Antiochien annahm. Die Maroniten behaupteten ihre Unabhängigkeit von den Griechen und Muhamedanern und blieben bei ihrer Lehre. Zur Zeit der Kreuzzüge kamen sie aber in Berührung mit der römischen Kirche, mit der sie seitdem in immer festere Vereinigung gekommen sind. Das Patriarchat wird nun von Rom aus besetzt, und der jedesmalige Patriarch führt den Namen Petrus. Er hat siebzehn Bischöfe unter sich. Im Jahre 1584 ward vom Papste Gregor XIII. ein maronitisches Collegium gestiftet, aus welchem die meisten Priester der Maroniten hervorgehen. Obgleich sie die Oberherrlichkeit des Papstes anerkannt haben, haben sie doch sonst eine große Selbstständigkeit in ihrem Kirchenwesen behauptet. In Betreff der monotheletischen Lehre scheinen sie freilich nachgegeben zu haben, aber ihre kirchlichen Gebräuche sind meist noch die alten. Sie ertheilen das Abendmahl

auch den Laien unter beiderlei Gestalten. Anstatt der Hostie bedienen sie sich des wirklichen, aber ungesäuerten Brotes. Der Meßpriester genießt einen Theil desselben, thut das übrige in kleinen Stücken sammt dem Weine in den Kelch und reicht es den Communicanten in einem Löffel. Sie bedienen sich bei der Messe einer alten Liturgie, die in der alten syrischen Sprache gelesen wird, mit Ausnahme der Evangelien, die in der arabischen Sprache vorgetragen werden. Die Privatmesse verwerfen sie. Auch sind ihre Fastengebräuche von denen der römischen Kirche verschieden. Ihren Priestern ist die Ehe erlaubt, jedoch mit der Beschränkung, daß sie nur einmal, und zwar eine Jungfrau heirathen dürfen. Sie leben theils von ihrer Hände Arbeit, theils von Gaben. Sie genießen hoher Achtung und werden überall durch den Handkuß geehrt. Der Patriarch und die Bischöfe, die meist sehr einfach und in Klöstern leben, führen ein strenges Regiment, und es geschieht häufig, daß Kirchenstrafen in der Art aufgelegt werden, daß die Geistlichen alle kirchlichen Handlungen einstellen müssen. Es giebt auf dem Libanon an 200 maronitische Klöster, die von 20—25000 Ordensgeistlichen, theils Mönchen, theils Nonnen bewohnt werden. Die Mönche nähren sich von Acker- und Weinbau. Auch die Nonnen führen ein sehr arbeitsames Leben. In den Klöstern wird niemals Fleisch gegessen und viel gefastet und gebetet. Die Maroniten sind im Allgemeinen ein kriegerisches tapferes Bergvolk. Sie müssen freilich an die Türken einen Tribut bezahlen, sonst sind sie sehr unabhängig. Jedes Dorf hat seine Kapelle, und jede Kapelle ihre Glocke,

was sonst im türkischen Reiche nicht gestattet ist. Wenn die Türken manch Mal die unter den Maroniten obwaltenden Streitigkeiten haben benutzen wollen, um in ihre durch tiefe Thäler und hohe Berge sich hinziehenden Wohnsitze einzudringen, so haben sie sich allezeit gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigt und den Angriff abgeschlagen. Mit ihren Nachbarn, den Drusen, lebten die Maroniten früher in freundschaftlichen Verhältnissen; seit 1841 entbrannte zwischen beiden ein heftiger Kampf, der die Gemüther noch getrennt hält. Die Drusen sind auch ein kriegerisches freiheitliebendes Volk und ihre Religion ist ein Gemisch von Muhamedanismus und Christenthum, weßhalb von ihnen berichtet wird, daß sie, um ihre Andacht zu verrichten, bald in muhamedanische Moscheen, bald in christliche Kirchen gehen.

§. 9. Die unirten Griechen und Armenier.

1. Die unirten Griechen.

Wir haben bei unserer bisherigen Geschichtserzählung schon öfter Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die römische Kirche alles aufbot, um in das Gebiet der griechischen Kirche einzudringen. So ist es ihr nun namentlich gelungen, eine Menge Griechen, theils im Abendlande, theils an den Grenzgebieten desselben zu sich herüber zu ziehen. Theils waren es flüchtige Griechengemeinden, die im Abendlande sich niederließen, und durch den Schutz und manche äußere Vortheile, die ihnen von dem mächtigen Papste geboten wurden, sich locken ließen, der römischen Kirche sich anzuschließen; theils waren es einzelne griechische Bischöfe und Gemein-

den an den genannten Grenzgebieten, welche sich darum dem Papste näherten, weil sie in ihm eine stärkere Stütze gegen die ihnen drohende Auflösung sahen, als in ihren Patriarchen. Und um so eher gingen sie die Verbindung ein, als die römische Kirche gern ihnen jede Eigenthümlichkeiten ließ, ja selbst Ketzereien nachsah, wenn sie nur die Oberherrlichkeit des Papstes anerkennen wollten. Obgleich diese Griechen mit der römischen Kirche vereinigt sind, so haben sie doch das Bewußtsein ihrer Einheit mit ihren ursprünglichen Glaubensgenossen nicht in dem Maße verloren, daß sie nicht bei einer günstigen Veranlassung das lose Band hätten zerreißen sollen, das sie an die römische Kirche knüpfte.

Ihren Hauptsitz haben die unirten Griechen im östreichischen Staate, besonders in Ungarn und Siebenbürgen. Die Gesammtzahl der in Oestreich lebenden Einwohner griechischer Confession beläuft sich auf mehr als sechs Millionen und von diesen sind nahe an viertehalb Millionen unirte Griechen. Diese haben die Lehre vom Ausgange des heiligen Geistes vom Vater und Sohn, so wie die vom Fegefeuer angenommen, dagegen unterscheiden sie sich von der römischen Kirche durch die Priesterehe, Austheilung des Abendmahls in beiden Gestalten an die Laien, den Gebrauch ihrer alten griechischen Liturgie und strengeres Fasten. In Ungarn haben sie einen Erzbischof zu Gran, unter welchem drei Bischöfe mit etwa 800 Pfarrern stehen. In Siebenbürgen haben sie einen Bischof zu Herrmannstadt und 13—1400 Kirchen.

In Italien giebt es unirte Griechen in Venedig, wo sie einen Erzbischof haben, in Rom,

Livorno; am größten ist ihre Zahl im Königreich beider Sicilien, hier beträgt sie 80000. Sie stammen von Griechen ab, welche der türkischen Herrschaft entfliehend, hier ein neues Vaterland suchten. Auch sie haben ihre eigene Liturgie, die Priesterehe und das Abendmahl unter beiden Gestalten. Nur in einigen Gemeinden ist die lateinische Liturgie im Gebrauch.

Im türkischen Reiche giebt es unirte Griechen in Smyrna, Aleppo, Nazareth, auf dem Libanon und an andern Orten. Sie werden von der römischen Kirche katholische Melchiten genannt. Die unirten Bischöfe haben zum Unterschiede von den nichtunirten violette Kleidung, ein goldenes Brustkreuz und einen Ring am Finger; die Priester blaue Kleidung, alle aber eine alterthümliche Mütze, Kanulafki genannt. Im Jahre 1806 gab sich auf einer Synode, die von diesen unirten Griechen zu Antiochien gehalten wurde, eine Hinneigung zum Jansenismus kund, worauf die Beschlüsse derselben 1835 vom Papste verdammt wurden.

In Rußland hatte sich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts ein Theil der Griechen durch Einfluß des Metropoliten von Kiew, der dadurch die Gemeinden vor völligem Abfall zu bewahren hoffte, mit der römischen Kirche vereinigt. Aber viele von diesen kehrten schon unter Catharina II. in den Schooß der mütterlichen Kirche zurück; die noch übrigen zwei Millionen folgten im Jahre 1839 nach.

2. Die unirten Armenier.

Durch ähnliche Ursachen und unter ähnlichen Zugeständnissen, wie ein Theil der griechischen Kirche,

ist ein Theil der armenischen Kirche in dem östreichischen, russischen und türkischen Kaiserreiche dem päpstlichen Stuhl unterthänig geworden. Im dreizehnten Jahrhunderte vereinigte sich zuerst der Katholikos zu Sis in Cilicien auf einer Synode mit dem Papste; seine Verbindung mit der römischen Kirche hörte jedoch bald wieder auf; dagegen blieb ein Theil der Armenier mit Rom unirt. In Rußland giebts etwa 28000, in Oestreich 13 bis 14000 unirte Armenier. Sie wohnen vorzüglich in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien. In Venedig und Wien bestehen aber auch zwei Niederlassungen eines armenischen Mönchsordens, der im siebenzehnten Jahrhundert von Mechitar gestiftet und vom Papste bestätigt wurde. Diese Mechitaristen folgen meisten Theils der Regel des heiligen Benedict, und besonders die auf der Insel St. Lazaro bei Venedig zeichnen sich durch große Gelehrsamkeit in der armenischen Litteratur aus, wodurch sie ihrem Vaterlande, wie der abendländischen Wissenschaft große Dienste geleistet haben. Außer den gewöhnlichen Klostergelübden haben die Ordensglieder noch die besondere Pflicht, auf Befehl ihrer Obern in alle Theile der Erde zu gehen, um den katholischen Glauben auch mit Gefahr ihres Lebens auszubreiten. Am zahlreichsten sind die unirten Armenier in Konstantinopel, wo sie fast die Hälfte aller dort lebenden Christen ausmachen. Sie haben hier seit 1830 einen eigenen Patriarchen.

§. 10. Die heilige Stadt.

Die heilige Stadt Jerusalem ist von jeher ein Gegenstand der Ehrfurcht und Liebe für alle

Christen gewesen; denn hier war es, wo ihr Herr und Heiland lehrte, litt und starb und die Versöhnung stiftete, welche ihr Trost im Leben und Sterben ist. Ueberdieß knüpfen sich an diesen Namen so große Verheißungen, durch die Propheten gegeben, welche ihrer Erfüllung noch warten. Indem wir bisher ein Bild von der morgenländischen Christenheit gegeben haben, ziemt es uns wohl, am Schluß noch einen kurzen Bericht über die gegenwärtigen Zustände dieser verheißungsvollen Stätte hinzuzufügen. Nachdem die heilige Stadt unter die Herrschaft der Muhamedaner gekommen war, vermochten die ungeheuern Anstrengungen, welche die Christenheit zur Zeit der Kreuzzüge zu ihrer Wiedereroberung machte, sie dieser Herrschaft nicht zu entreißen. Sie steht noch jetzt unter derselben. Aber zu den eingebornen Christen kamen theils zu jener Zeit, theils auch später, eine Menge Christen aus allen Landen hinzu, welche hier dauernde Wohnsitze aufschlugen, so daß in der heiligen Stadt Gemeinden fast aller christlichen Bekenntnisse versammelt sind. Die Zahl ihrer Einwohner beläuft sich auf 3500 Christen, 3000 Juden und 4500 Muhamedaner, welche in abgesonderten Stadttheilen wohnen. Die Häuser der Christen erstrecken sich längs des westlichen Theiles der Stadt zwischen dem lateinischen Kloster und dem großen armenischen und schließen die Kirche des heiligen Grabes ein. Die unter den Christen herrschende Landessprache ist das Arabische; und die Christen griechischen Bekenntnisses, etwa 2000 an der Zahl, halten auch ihren Gottesdienst in dieser Sprache, haben auch ihre eignen eingebornen Priester. Dagegen

werden die Klöster von vielen eigentlichen Griechen bewohnt, besonders aus dem Archipelagus. Es sind ihrer acht Mannsklöster mit 60 Mönchen, und fünf Frauenklöster mit 35 Nonnen. In der Nähe der Stadt liegen außerdem noch vier griechische Klöster. Alle zusammen stehen unter der Leitung von drei Stellvertretern des Patriarchen von Jerusalem, der aber gewöhnlich in Konstantinopel residirt. Diese Stellvertreter sind griechische Bischöfe, welche in dem großen Kloster in der Nähe der Kirche zum heiligen Grabe wohnen und mit den Archimandriten der Klöster zusammen ein Concilium bilden. Die Armenier haben ein großes prachtvolles Kloster auf dem Berge Zion und ein kleines in dem angeblichen Hause des Kaiphas. Die Christen dieser Nation sind meist Fremde, besonders Handelsleute. Außerdem giebt es hier noch ein koptisches, abyssinisches und jakobitisches Kloster. Die Christen des römisch-katholischen Bekenntnisses leben um das lateinische Kloster herum, von welchem sie abhängig sind. Sie reden arabisch und erwerben ihren Unterhalt theils mit Verfertigung von Kreuzen und Rosenkränzen, theils von Almosen, die sie aus den Klöstern empfangen. Das lateinische Kloster wird von Franziskanern bewohnt und hat 40—50 Mönche, zur Hälfte Italiener, zur Hälfte Spanier und hat den Vorrang vor allen katholischen Klöstern des Morgenlandes. In demselben wohnt der Vorsteher dieser sämmtlichen Klöster mit dem Range eines Abtes und mit dem Titel: „Guardian vom Berge Zion und Custos des heiligen Landes.“ Es ist immer ein Italiener und wird in Rom ernannt oder be-

stätigt, auf drei Jahre. Dem Guardian zur Seite steht ein Vicar und ein Procurator, der die weltlichen Geschäfte besorgt und immer ein Spanier ist. Diese drei Beamten bilden mit drei Mönchen das sogenannte Discretorium, den Verwaltungsrath. Die Ausgaben der zum heiligen Lande gehörigen Klöster werden auf 40000 spanische Thaler angeschlagen, unter denen sich ein Tribut an die türkische Regierung von 7000 Piastern befindet. Diese Kosten werden größten Theils durch Schenkungen und milde Gaben der Pilger gedeckt. Außer dem lateinischen Kloster in Jerusalem befinden sich noch mehre an andern Orten des heiligen Landes, wie zu Bethlehem, Nazareth u. s. w.

Von diesen verschiedenen christlichen Gemeinschaften haben die Griechen, Lateiner, Armenier und Kopten ihre eignen Kapellen in der Kirche zum heiligen Grabe. Die drei erstern haben auch Klosterwohnungen innerhalb der Mauern dieser Kirche für die Mönche, die hier eingeschlossen werden, um Tag und Nacht den regelmäßigen und vollständigen Gottesdienst zu verrichten. Die lateinischen Mönche werden alle drei Monate abgelöst. In der Mauer der kreisförmig gebauten Kirche, rund um das Grab, befinden sich Nischen mit Altären für diejenigen morgenländischen Christen, welche nicht mit eignen Kapellen an der Kirche betheiligt sind, nämlich für die Abyssinier, Jacobiten, Nestorianer und Maroniten. Allein ihr Gottesdienst wird hier nur selten verrichtet. Der Eingang wird von innen durch die Griechen, von außen durch die Türken bewacht und jeder eintretende Pilger muß dem Großherrn eine Abgabe entrichten. Besonders zahlreich

finden sich diese zur Zeit des Osterfestes ein, an dessen Vorabend von den Griechen und andern morgenländischen Christen das Schauspiel des sogenannten griechischen Feuers veranstaltet wird, welches die Ausgießung des heiligen Geistes veranschaulichen soll. Aus dem heiligen Grabe schießt nämlich durch künstliche Vorrichtung in die dunkle Kirche plötzlich eine Flamme hervor, welche mit lautem Jubel von allen Anwesenden begrüßt wird, und an der diese sich, oft unter Schlägereien, beeilen, ihre Lichter anzuzünden. Obgleich der gemeinschaftliche Besitz der Kirche des heiligen Grabes auf eine schöne Weise die allgemeine Versöhnung veranschaulichen könnte, welche der Tod Christi gestiftet hat, so besteht doch, besonders zwischen den Lateinern und Griechen, eine unversöhnliche Feindschaft. Die Griechen indeß haben bei den fortwährenden Streitigkeiten neuerlich so sehr den Vortheil über jene errungen, daß diese viele ihrer heiligen Oerter verloren und sie noch nicht haben wieder gewinnen können.

Als ein für die Zukunft hoffnungsreiches Zeichen erscheint die Gründung einer evangelischen Kirche zu Jerusalem. Schon länger waren evangelische Missionare hier thätig, nicht allein die Juden zu bekehren, sondern auch die so tief gesunkenen Christen der andern Confessionen mit einem bessern Geiste zu erfüllen. Die Londoner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, welche sich seit 1841 unter den Schutz des Erzbischofs von Canterbury stellte und dadurch mit der bischöflichen Kirche in eine enge Verbindung trat, hatte nun aber vor Jahren beschlossen, eine Kirche

in Jerusalem zu bauen, damit diese für die evangelische Mission Mittelpunkt und Anhalt werde. Dieser Plan ist aber nur durch die Fürsorge zweier evangelischer Großmächte in Ausführung gekommen. Die Pforte war in der letztern Zeit den europäischen Mächten, sonderlich England verpflichtet worden dadurch, daß sie ihr zur Wiedereroberung von Palästina und Syrien, welche die Egypter ihnen entrissen hatten, behilflich waren. Diese Umstände benutzten die Beherrscher von Preußen und England, um der evangelischen Kirche eine festere Stellung in Jerusalem zu geben. Es wurde beschlossen, ein Bisthum in Jerusalem zu gründen, zu dessen Dotation der König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. 15000 Pfund anwies, und eben so viel England. Zu Geldverwaltern des neuen Bischofssitzes wurden die Erzbischöfe von Canterbury und York und der Bischof von London ernannt. Durch Parlamentsbeschluß ward dem Erzbischof von Canterbury die Erlaubniß ertheilt, einen Bischof für die Länder zu weihen, wo die bischöfliche Kirche keine Landeskirche bilden kann. Darauf ward ein zum Christenthum übergetretener Jude, von Geburt ein Preuße und Professor des Hebräischen an der Universität zu London, D. Alexander, zum evangelischen Bischof von Jerusalem geweihet, der aber bereits gestorben und an dessen Stelle der Bischof Gobat getreten ist. In Zukunft findet die Bischofswahl abwechselnd durch den König von Preußen und England statt. Jedoch erhält der Bischof immer die Weihe der bischöflichen Kirche. Aber ausdrückliche Bedingung ist, daß die Selbstständigkeit der einzelnen evangelischen Kirchengemein-

schaften, die unter seiner Aufsicht stehen, ungefährdet bleibe. So ist für alle, evangelische Christen im Morgenlande, namentlich für die evangelische Mission in diesem Bisthume von Jerusalem ein Mittelpunkt geschaffen worden. Zugleich wurde aus den Beiträgen der evangelischen Gemeinden Preußens und Englands auf dem Berge Zion eine evangelische Kirche nebst einer Schule und Krankenanstalt erbaut. Was aber das meiste, so ist der evangelischen Kirche derselbe rechtliche Schutz durch die Verwendung der genannten beiden Beherrscher bei der Pforte gewonnen worden, dessen die andern Religionspartheien dort genießen. Hoffnungsvoll blickt die Christenheit auf die neue junge Schöpfung, durch welche dem Morgenlande vielleicht bald ein neuer Tag anbrechen, und alle die Verheißungen ihrer Erfüllung näher kommen werden, welche durch prophetischen Mund für Jerusalem ausgesprochen sind.

15,000 Auflage.

Der christliche Verein im nördlichen Deutschland.

Der Zweck dieses Vereins ist, durch Verbreitung größerer Erbauungsschriften christliches Leben im Volke zu erwecken und zu unterhalten. In jedem Jahre giebt er deren zwei heraus, welche den Mitgliedern unentgeldlich zugesandt werden. Mitglied des Vereins ist jeder, der einen bestimmten Beitrag von Einem Thaler jährlich entrichtet. Anmeldungen zum Beitritt und Anfragen in Betreff des Vereins sind zu richten an den Geschäftsführer desselben, Superint. Westermeier in Biere bei Magdeburg, unter der innerhalb der preußischen Staaten portofreien Rubrik: „Angelegenheiten des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland." Unter derselben Aufschrift sind bei dem genannten Geschäftsführer auch nachfolgende Schriften zu bestellen, welche in der Niederlage der Schriften des christlichen Vereins zu Eisleben, in Pappe gebunden, unter beistehenden Preisen vorräthig sind:

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
Hauspostille. 5 Bde.	1	—	—
Epistelpredigten. 3 Bde.	—	20	—
Kirchengeschichte. 7 Bde.	2	—	—
Offenbarungen Gottes in Geschichten des A. T.	—	12	—
Leben Jesu	—	12	—
Die heilige Passion	—	8	—
Weckstimmen in bibl. Betrachtungen auf alle Tage. 3 Bde.	—	12	6
Andenken an den heiligen Tag der Confirmation	—	1	—
Lehrkatechismus	—	3	—
Lernkatechismus	—	2	—
Evangelisches Kirchengesangbuch	—	10	—
Krankenbuch	—	3	—
Die Pforte. 2 Bde.	—	10	—
Vesperglocke	—	5	—
Gebetbuch	—	6	—
Beicht- und Communionbüchlein	—	2	6
Biblische Andachten. 2 Bde.	—	6	—
Die Frage: Was fehlt mir noch?	—	3	—
Christliche Unterhaltungen	—	5	—
Bethanien	—	1	6
Der Prophet Jeremia	—	7	6
Geschichte der französischen Revolution	—	5	—
Des Glaubens Trost	—	5	—
Der Friedensbote	—	4	—
Neuer christlicher Kinderfreund	—	7	6
Christlicher Unterricht vom lieben Kreuz	—	5	—
Trostbüchlein	—	3	—
Geschichte der deutschen Freiheitskriege	—	8	—
Weisungen zur Wahrheit in Gedichten	—	2	6
Missionsbüchlein. 2 Bde.	—	3	6
Geistlicher Rathgeber für Kranke und Sterbende	—	3	—
Deutscher Volksspiegel. 2 Bde.	—	10	—
Der evang. Glaube, dargestellt und vertheidigt in Briefen	—	5	—
Auslegung der Epistel Pauli an die Colosser	—	6	—
Kamerad Hechel	—	4	—
Beata Sturm	—	4	—
Das Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi	—	6	—
Kleiner Liederschatz	—	1	—
Das himmlische Jerusalem	—	5	—
Der Finger Gottes	—	4	—
Die Urgeschichte des Menschengeschlechts	—	4	6
Ein Wildling	—	3	6
Molleri Praxis evangelica. 3 Bde.	1	—	—
Fluch und Segen	—	3	6
Der heilige Advent	—	5	—
Das menschliche Leben. 1r Bd.	—	6	—
Confirmationsscheine, diverse, 100 Stück	—	15	—

Bemerkung. Werden oben genannte Bücher durch die Buchhandlung bezogen, so tritt ein um 33 1/3 % erhöheter Ladenpreis ein. Ebenso erhöhen Portoauslagen, wo sie nöthig werden, in unbestimmter Weise den Preis.

Namen- und Sachregister.

---

*

Druck von Fr. Klöppel in Eisleben.



